Hom. 863 $\frac{x}{=}$ - 1 Loefflen

Neue Predigten

von

D. Josias Friedrich Christian Löffler,

Oberconsistorialrathe

und General-Superintendenten in Gotha.

Erste Sammlung.

Nebst einer Untersuchung der Frage: Ob es weiser ist, den christlichen Gottesdienst zu verlassen, oder zu bessern?

Jena,

bei Friedrich Frommann,

1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Da diese Predigten vielleicht Lesern in die Hände kommen, in deren Nähe auch Spuren jener Gleichgültigkeit gegen den öffentlichen Gottesdienst angetroffen werden, über welche auf der einen Seite eine so laute Klage geführt, und welche auf der andern nicht selten als ein Zeichen einer aufgeklärten, von Vorurtheilen gereinigten Denkart angesehen wird; so habe ich denselben eine Abhandlung vorgesetzt, welche Einige der Gründe enthält, aus welchen es weiser und dem gegenwärtigen wirklichen Zustande der christlichen Welt angemessener erscheint, vielmehr zur Verbesserung unserer kirchlichen Andachten beyzutragen, als sich denselben mit Verachtung und Spott zu entziehen; in der Hoffnung, daß vielleicht einsichtsvolle und

wohlwollende Männer, welche den Inhalt derselben billigen, und mit dem Verfasser gleiche Wünsche hegen, Ihre anders denkenden Freunde zur Prüfung derselben einladen. Ist nur erst die Aufmerksamkeit auf die Sache selbst, als auf eine Sache von Wichtigkeit, aus den richtigen, der wirklichen Beschaffenheit der Welt angemessenen, Gründen erregt, und hält man sich selbst für verpflichtet, über die Mängel und Gebrechen unserer kirchlichen Anstalten, der man doch so bald nicht wird entbehren können, nachzudenken; so wird es auch weder an Vorschlägen und Versuchen der Besserung, welche unter verschiedenen Umständen sehr verschieden seyn mögen, noch an der Geneigtheit fehlen, seine Wünsche zu mäßigen, unvermeidliche Mängel zu tragen, und mit den langsam sich bessernden Geduld zu haben.

Gotha, im May, 1801.

Unter denjenigen, welche sich dem öffentlichen Gottesdienste entziehen, sind natürlich diejenigen die ersten, welche den Glauben an ein von der Welt verschiedenes Wesen, aus dessen Verstand und Willen das Daseyn, die Einrichtung und Fortdauer der Welt erklärt zu werden pflegt, leugnen; es sey, daß sie, ohne selbst die Gründe dafür und dagegen erwogen zu haben, blos andern in ihren Urtheilen folgen, oder daß sie alle Erscheinungen der Welt aus mechanischen Ursachen erklären zu können glauben, oder daß sie jene Frage über den Ursprung und die Regierung der Welt überhaupt für den Menschen für unbeantwortlich halten, und die Sache selbst, ohne Entscheidung, dahin gestellt seyn lassen.

Es würde eine große Unbilligkeit seyn, wenn man alle diese Nichtglaubenden, besonders wenn von der ersten Gattung, welche eine eigene Ueberzeugung und Handlungsweise nicht haben, abgesehen wird, durchaus für unmoralische oder gewissenlose Menschen erklären wollte. Sie selbst nicht nur würden dieses Urtheil als eine Ungerechtigkeit betrachten; sondern es

würde auch durch die Erfahrung und durch folgende Gründe widerlegt werden.

Es ist allerdings, würden sie zu ihrer Vertheidigung sagen, ein großer Unterschied zwischen einem Glaubenden und Uns; aber dieser Unterschied hat keinen Einfluß auf unsere Gewissenhaftigkeit und Tugend; er bezieht sich blos auf gewisse speculative Vorstellungen über den Ursprung der Welt und auf gewisse Bewegungsgründe im Gemüthe; aber in Absicht dessen, was die Wirkung des Glaubens seyn soll, in Absicht der tugendhaften Gesinnung und Handlungsweise, verschwindet jener Unterschied ganz. Denn weit entfernt, daß wir das Daseyn des moralischen Gefühls und des Gewissens in dem Menschen, oder seine Verbindlichkeit, den Vorschriften der Sittenlehre zu folgen, leugnen sollten; weichen wir blos darin von dem Glaubenden, der seine Tugend Religiosität nennt, da wir die unsere nur Gewissenhaftigkeit zu nennen wagen, ab: daß Jener, indem er das Daseyn und die Einrichtung der Welt und ihrer einzelnen Theile, und also auch die Einrichtung der menschlichen Natur aus dem Willen eines außerweltlichen Wesens erklärt, in den Gesetzen seiner Natur, Gesetze der Gottheit sieht, daß er also auch die Aussprüche seiner Vernunft als Gebote derselben betrachtet, und sie folglich, nicht blos weil seine Natur sie ihm vorschreibt, sondern weil sie Gebote des höchsten Wesens sind, aus Achtung, Dankbarkeit, Gehorsam erfüllt; da wir hingegen, indem wir das Moralische im Menschen

aus physischen Ursachen ableiten, oder die ganze Untersuchung, wie dasselbe in den Menschen gekommen seyn mag, dahin gestellt seyn lassen, uns, ohne Rücksicht auf eine Gottheit, durch unsere Natur selbst, zur Tugend verpflichtet halten. Es ist klar, sagen sie, daß hier, um tugendhaft zu seyn, alles auf die Anerkennung des Gewissens und auf die Verpflichtung, ihm zu gehorchen, ankommt; nicht aber auf die Erklärung der Art, wie das Gewissen in den Menschen kömmt, oder auf die Gründe, aus welchen es verpflichtet. — Es mag seyn, daß der Religiöse, indem er die Gebote des Gewissens als die eines außerweltlichen Wesens betrachtet, welches seine Tugend bemerkt und belohnt, sich dabey ruhiger und zufriedener befindet; aber tugendhafter, als der blos Gewissenhafte, wird er darum nicht seyn.

Man müßte die Unmöglichkeit, daß man der Vernunft und dem Gewissen auch ohne eine bestimmte Meynung über ihren Urheber folgen könne, darthun, wenn man leugnen wollte, daß der Atheist, welcher sich nicht erlaubt, die Einrichtung der Welt von einem weisen Willen abzuleiten, ein tugendhafter Mann seyn könne; und man müßte der Geschichte und der eigenen Erfahrung widersprechen, wenn man verkennen wollte, daß es unter ihnen Männer von ausgezeichneter Rechtschaffenheit gegeben habe. Und wie wenig sie auch Gegner der Moralität nothwendig seyn müssen oder zu seyn pflegen, beweiset selbst die Erscheinung, daß man sogar solche unter ihnen findet, welche,

ohne Leichtsinn, sich aus dem Grunde bey dem öffentlichen Gottesdienste andächtig beweisen, weil, nach ihrem eigenen Urtheile, kein Mensch des Unterrichts in der Moral und vielleicht nur Wenige des Glaubens an eine menschenähnliche, das Gute belohnende und das Böse bestrafende, Gottheit entbehren können. Der berühmte französische Naturforscher, in dessen classischem Werke man nur den Namen der Gottheit mit dem Namen der Natur vertauschen darf, um den Glauben an jene ganz verschwinden zu sehen, und der dabey so ängstlich genau in der Theilnahme an dem äußerlichen Gottesdienste war, ist ein merkwürdiges Beispiel dieser Art, und seine Denkart vielleicht der Punct, von welchem man ausgehen müßte, um auch diese Mitglieder der Gesellschaft für die Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste und für die Bemühung zu gewinnen, ihn dem Verstande annehmlicher und für die Gesinnung und Tugend desto wirksamer zu machen.

Doch ich verlasse dieses Raisonnement, da ich nicht sowohl Gottesleugner überzeugen, als vielmehr Gläubige mit unserm öffentlichen Gottesdienste aussöhnen möchte.

Hiebey scheint vor allen Dingen die Bemerkung nicht ganz überflüssig zu seyn, daß die äußerliche gemeinsame und öffentliche Andacht und Gottesverehrung, so unverkennbar und weit verbreitet auch ihr Nutzen ist, doch von keiner unbedingten Nothwendigkeit sey; indem die Behauptung des Ge-

gentheils noch bisweilen den Vertheidigern des öf-
fentlichen Gottesdienstes zum Vorwurf gemacht wird.
Der Ungrund einer solchen Behauptung erhellt nicht
deutlicher als aus der Art, wie die Andacht und die
religiöse Gesinnung in dem Gemüthe entsteht. Sobald
nemlich der Mensch mit dem Glauben an Gott erfüllt
ist, mit der Vorstellung von dem Daseyn eines We-
sens, aus dessen Eigenschaften er sich die Einrichtung
und die Dauer der Welt erklärt, und das er also als
ihren Schöpfer, Erhalter und Regierer betrachtet: so
entstehen in seinem Gemüthe die Empfindungen der
Bewunderung, der Dankbarkeit, des Vertrauens, des
Gehorsams um so lebhafter, je größer seine Vorstel-
lung von den Eigenschaften Gottes ist. Diese Empfin-
dungen sind die natürliche Folge jener Vorstellung,
welche davon unzertrennlich ist. — Bleiben diese
Empfindungen in der Seele verschlossen: so ist dies
der Zustand der innern Andacht. Gehen diese Empfin-
dungen in Worte, in Geberden und Handlungen über:
so wird er äußerlich andächtig; und so entsteht, zum
Beispiel, der Gesang, das Gebet des einzelnen Men-
schen. Theilt er diese Aeußerungen der Andacht mit
Andern: so entsteht eine gemeinsame Andacht; und
wird eine solche gemeinsame Gottesverehrung von der
höchsten Autorität im Staate genehmigt: so entsteht
ein öffentlicher Gottesdienst. — Diese Entwickelung
führt auf eine doppelte wichtige Folge, theils, daß
die eigentliche Andacht selbst nicht erzwungen werden
kann, sondern daß sie die natürliche, aber auch die

nothwendige Folge der Erkenntniß und der Ueberlegung ist; theils, daß die gemeinsame und öffentliche Andacht vor Gott von keiner Nothwendigkeit ist; sondern daß bey der Andacht überhaupt, und also auch bey den Arten, wie sie sich äußert oder nicht äußert, alles darauf ankommt, daß das Gemüth mit den Gedanken, Empfindungen und Vorsätzen wirklich erfüllt sey, welche aus der Betrachtung Gottes und aus der Ueberdenkung unseres Verhältnisses zu ihm entspringen.

Auch sind wir hierüber so einig, daß wir der äußerlichen Andacht keinen Werth beylegen, wenn sie aus Heucheley entsteht, die blos die Zeichen der Andacht annimmt, um durch den Schein zu täuschen, oder mit Leichtsinn und Gedankenlosigkeit verbunden ist, so, daß nur der Körper die Zeichen der innern Empfindungen mitmacht, ohne daß das Gemüth mit den Gedanken beschäftigt ist, wovon die äußerliche Andacht der Ausdruck seyn soll.

Ja, wir sind nicht blos weit entfernt, eine unbedingte Nothwendigkeit des äußerlichen gemeinsamen Gottesdienstes zu behaupten, sondern wir mißbilligen sogar die unter uns eingeführte Benennung der Sache, und finden den Ausdruck Gottesdienst, nach unserm gegenwärtigen Begriffe von der Sache, nicht nur unschicklich, sondern auch, ohne weitere Erklärung und Einschränkung, gefährlich und dem Mißbrauche unterworfen.

Dieser Ausdruck stammt bekanntlich aus dem Judenthum, in welchem er einen verständlichen Sinn

hatte. Nach der mosaischen Verfassung war Gott der eigentliche Regent des Landes; er hatte darin seine Residenz; zu seinem Hofstaate war ein ganzer Stamm der Nation geordnet, welcher den täglichen Dienst, nach der Vorschrift des Gesetzes, verrichtete. Alle Einwohner des Landes wurden als Unterthanen, Knechte, Diener des Jehovah betrachtet; die männliche Erstgeburt gehörte Ihm als ein Eigenthum; und an den hohen Festtagen erschien die ganze Nation bey seinem Tempel, um ihm zu huldigen und die geordneten Abgaben zu entrichten. In einer solchen Verfassung hatte die Redensart: Gott dienen, einen Sinn. In der Folge, als der jüdische Cultus moralischer ward, und überhaupt, weil auch die in dem mosaischen Gesetze enthaltenen sittlichen Vorschriften, als Vorschriften des Landesherrn angesehen wurden, ward jede Erfüllung eines göttlichen Gesetzes, von welcher Art es seyn mochte, ein Dienst Gottes genannt.

Aus dem Judenthum ist dieser Sprachgebrauch in das Christenthum übergegangen, und selbst da noch geblieben, nachdem der jüdische äußerliche Gottesdienst, mit der Zerstörung des Tempels, seine Endschaft erreicht hat.

Jetzt ist dieser Ausdruck unschicklich. Auch der gemeinste Christ weiß, wenn ihm die Sache gehörig deutlich gemacht wird, daß der Gottheit kein Dienst geleistet, keine Gefälligkeit erwiesen werden kann; daß die äußerliche Verehrung, die in Opfern, Geschenken, Gebräuchen besteht, abgeschafft ist; und daß durch das-

jenige, was wir jetzt Gottesdienst nennen, vielmehr uns ein Dienst erwiesen wird; indem wir dadurch belehrt, im Vertrauen auf die Vorsehung gestärkt und mit frommen Vorsätzen erfüllt werden. Aber Belehrung über Recht und Unrecht, über das, was der Mensch thun oder lassen soll; Nachweisung der Mittel, durch welche er sich gewöhnt oder entwöhnt; Erinnerung an Gottes Weisheit, Gerechtigkeit und Güte und dergleichen, das sind lauter Dinge, durch welche dem Menschen selbst der größte Dienst erwiesen wird.

Darüber ist auch die Uebereinstimmung so groß, daß wahrscheinlich statt des Wortes Gottesdienst schon längst ein anderes eingeführt wäre, wenn der Gebrauch eingeführter Wörter sich so leicht ändern ließe, als die Begriffe, welche an jene Worte geknüpft sind. Und wenn sich in dem gegenwärtigen Falle auch nur ein passenderes und erschöpfendes Wort so leicht finden ließe! Denn auch das Wort Gottesverehrung drückt nur einen Theil desjenigen, was bey unserm öffentlichen Gottesdienst geschieht, nicht das Ganze aus. Ein gefaßter guter Vorsatz; eine erlangte Belehrung über die Art, wie eine böse Gewohnheit gebrochen wird; die Berichtigung eines moralischen Begriffs, — dies, und was dem ähnliches durch den Vortrag des Predigers bewirkt werden soll, ist eigentlich keine Verehrung Gottes; weil wir sonst z. B. jede moralische Vorlesung, und so Manches Andere, was Berichtigung der Erkenntniß und Erweckung guter Gesinnung zum Zwecke hat, auch eine Gottesvereh-

rung nennen müßten. Aber es ist oft schwer, die Namen, besonders die geweyheten Namen heiliger Dinge, zu ändern, selbst wenn sie eine anerkannte Unschicklichkeit in sich schließen.

Aber der Verständige und Billige hält sich auch hier mehr an die Sache, als an die Worte. Er verwirft die erste, wenn sie gut und nützlich ist, nicht des Namens wegen, gesetzt, daß dieser auch nicht der schicklichste und manchem Mißbrauch unterworfen sey. Und daher komme ich nun von dem Namen zu der Sache selbst.

Was ist also unser christlicher Gottesdienst? was seine Absicht? wozu soll er das Mittel seyn? was bey uns bewirken?

Unser christlicher Gottesdienst hat die Absicht, moralisch religiöse Gedanken, Empfindungen und Vorsätze zu wecken, zu beleben und unter uns zu erhalten. Er ist daher mit einem Unterrichte über unsere Pflicht und über Gott verbunden. Er erinnert uns an das, was wir unsern Mitmenschen und uns selbst schuldig sind; er sucht uns über unser Verhältniß zu dem Urheber und Regenten der Welt zu belehren; und stellt uns die Regeln unsers Verhaltens als Vorschriften der höchsten Weisheit und Gerechtigkeit dar.

Wenn wir in eine christliche Kirche gehen, so erblicken wir eine Versammlung, welche sich das ganze menschliche Geschlecht von Gott, dem höchsten Regenten der Welt, dem Heiligen und Gerechten, abhän-

gig denkt. Hier bringen sie Ihm die Empfindungen der Bewunderung und des freudigen Dankes dar; hier erinnern sie sich an die höchste Weisheit und Güte; hier trösten sie sich über die Beschwerden und Leiden des Lebens durch die erneuerte Vorstellung einer alles regierenden Weisheit und Gerechtigkeit; hier ermuntern sie sich zur Geduld und zur Ergebung durch die Hoffnung auf Gott und durch die Erwartung einer bessern Welt; hier verpflichten sie sich aufs neue, dem Gewissen und der erkannten Pflicht ohne Reue zu folgen. Und so stärken sie sich im Vertrauen, in der Geduld, in der Gewissenhaftigkeit, in der Menschenliebe.

Und das Mittel dazu ist ein Gebet, ein Gesang, eine belehrende, herzliche Rede.

Gesetzt, daß ich auch keines Unterrichts bedürfte; würde die Theilnahme an einer solchen Versammlung mich nicht, durch Erweckung meiner Gefühle, in Gedanken und Gesinnungen stärken, welche für meine Tugend und Ruhe von der erheblichsten Wichtigkeit sind? Und welcher Mensch bedarf solcher Ermunterungen nicht?

Man sage dagegen nicht, daß die Verehrung Gottes an keinen Ort und an keine Zeit gebunden seyn dürfe; daß man allein, in der Einsamkeit andächtiger seyn könne, als in der öffentlichen Zerstreuung; und daß der Stifter der christlichen Religion, dessen Aussprüche ohnehin von dem größten Ansehen seyn sollten, jene äußerliche an Orte und Zeiten ge-

bundene Anbetung selbst gemißbilligt habe. Denn ich fürchte, daß dieser letztere Gedanke blos auf einem Mißverständnisse beruhe, und ich zweifele, ob der erstere auch die Aufgeklärtesten und Besten von der Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste lossprechen könne.

So bekannt es ist, daß unser Heiland die wahre Anbetung Gottes eine Anbetung des Geistes, im Gegensatz der äußerlichen, an Orte und Zeiten gebundenen, nennt; so äußert er doch dieses Urtheil gegen diejenigen, welche nicht blos eine Nothwendigkeit der äußerlichen Andacht behaupteten, sondern welche sogar glaubten, daß sie auch an einem bestimmten Orte geschehen müsse. — Ganz anders ist es mit unserm christlichen gemeinschaftlichen Gottesdienste.

Weit entfernt zu glauben, daß der äußerliche Gottesdienst von einer unbedingten Nothwendigkeit sey, oder daß er nur an einem gewissen Orte oder zu einer gewissen Zeit auf eine andächtige und Gott gefällige Art verrichtet werden könne; lehren wir vielmehr, daß alle Anbetung Gottes nur in so fern einigen Werth habe, als der Geist des Menschen daran Antheil nimmt. Aber dies hindert nicht, daß Gott an einem bestimmten Orte und zu einer bestimmten Zeit angebetet werden könne; und, da hier von einem gemeinschaftlichen Gottesdienste Mehrerer die Rede ist, so ist nothwendig, daß dafür Ort und Stunde bestimmt sey. Aber dieser Ort, diese Stunde ist von keiner Nothwendigkeit; sondern wir wissen, daß Gott

an jedem Orte in der weiten Schöpfung, und in jedem Theile der Zeit, von jedem menschlichen Geiste auf eine würdige Art angebetet werden kann.

Und ist unser öffentlicher Gottesdienst nicht offenbar jene wahre Anbetung im Geiste selbst, oder das Mittel sie zu befördern?

Bey unserm öffentlichen Gottesdienste ist nur unser Geist beschäftigt, und er ist beschäftigt, entweder mit der Größe und Wohlthätigkeit Gottes, oder mit der Art, ihm in Gesinnungen und Handlungen ähnlich zu werden. Gesang, Gebet, Vorlesung der heiligen Schrift, Predigt — alles ist Beschäftigung für unsern Geist, und unser Körper nimmt nur in so fern Theil, als er von dem Geiste nicht getrennt werden kann.

Ueberhaupt aber ist die christliche Gottesverehrung nicht aus dem Tempel, sondern aus der Synagoge entsprungen; und was in der letztern geschah, hat wohl immer die Billigung unseres Heilandes gehabt. Hier wurde die heilige Schrift gelesen, erklärt und mit Ermahnungen begleitet; hier fand man Belehrung für den Verstand und Ermunterung für das Herz; und unser Heiland selbst verschmähete nicht als Lehrer in ihr aufzutreten. Wie verschieden war dies alles von dem bekannten Dienste Gottes bey dem Tempel zu Jerusalem, wo man nur Opfer und Gebräuche sah!

So lange nun unser christlicher Gottesdienst von dieser Beschaffenheit ist; so lange wird es auch des vernünftigen Christen nicht unwürdig seyn, an seinen

Versammlungen Theil zu nehmen. Wir haben aber, bey der jetzigen Verfassung der Kirche und bey ihrer Verbindung mit der bürgerlichen Gesellschaft, noch mehrere Gründe dazu.

Ohne uns jetzt in die Erörterung der Frage einzulassen: ob es rathsam sey, die Kirche mit dem Staate zu verbinden, und unter den verschiedenen Religionen eine vor den andern zu begünstigen, und manche vielleicht gänzlich zu verbieten; betrachten wir nur die Lage der Sache, wie sie jetzt wirklich ist, und wahrscheinlich noch lange seyn wird. Was nemlich in unsern christlichen Staaten dem öffentlichen Gottesdienste eine so große Wichtigkeit giebt, ist, daß mit dem Unterrichte in der Religion auch der Unterricht in der Moral verknüpft, und daß der letztere von dem ersten fast ganz abhängig ist. — Der Unterricht in der Sittenlehre wird dem bey weitem größten Theile unserer Mitbürger blos durch Männer ertheilt, welche zugleich Lehrer der Religion sind und dem öffentlichen Gottesdienste vorstehen, oder von solchen, welche ihrer Aufsicht und Leitung unterworfen sind. Dieser Unterricht wird ferner nach Büchern ertheilt, in welchen Sittenlehre und Religionslehre nicht getrennt, sondern auf das innigste verbunden sind, und welche größtentheils nicht nur von denjenigen, welche die öffentliche Erbauung leiten, verfaßt, sondern auch aus den christlichen Religionsschriften gezogen sind.

Ob nun zwar in denjenigen Ständen, welche auf eine wissenschaftliche Art erzogen und zum Lesen

anderer Schriften gewöhnt werden, zu jenem ersten Unterrichte in der Religion, in der Folge der Zeit, ein philosophischer, von dem Christenthume unabhängiger Unterricht in der allgemeinen Religionslehre und Moral hinzu zu kommen pflegt; so ist doch dieses ein Fall, in welchem sich nur ein sehr kleiner Theil unserer Mitchristen befindet; und der Unterricht durch andere Schriften, deren Lesen jetzt so weit verbreitet ist, ist, in Absicht religiöser und sittlicher Grundsätze, welche daraus geschöpft werden können, nicht nur oft von sehr zweydeutigem Werthe, sondern er wird gleichfalls, wenn vom ganzen Umfange der christlichen Kirche die Rede ist, nur einer sehr geringen Zahl ihrer Mitglieder zu Theil. Es ist daher sehr zu fürchten, daß, nach der gegenwärtigen Lage der Dinge, mit der Abnahme der Achtung gegen den öffentlichen Gottesdienst auch zugleich die Gleichgültigkeit gegen den Unterricht in der Moral herrschend werde, und daß davon eine große Verschlimmerung eines großen Theils unserer Mitbürger die Folge sey.

*

Aber auch abgesehen von demjenigen, was wir Andern und den öffentlichen Sitten schuldig sind, wer, wie rein und geistig seine Vorstellung von dem höchsten Wesen sey, könnte es seiner unwürdig finden, an der öffentlichen Huldigung der Gottheit, an der Bewunderung ihrer Größe, an den Empfindungen der Dankbarkeit oder an den Erweckungen zum Vertrauen, zur Geduld und zur Ergebung, Theil zu nehmen, und

in die Gesänge und Gebete einzustimmen, durch welche solche Empfindungen geweckt oder ausgedrückt werden? — Oder, wer, wie rein und lauter seine Gesinnung sey, sollte nicht bisweilen eine Ermunterung zur Menschenfreundschaft in der Versammlung Vieler, eine Erweckung zur Selbstprüfung und zur Durchforschung eines Herzens, das uns so oft selbst täuscht, für sich nützlich finden? — Oder, welcher Aufgeklärte, wie groß und richtig seine Einsicht sey, sollte nicht, außer der Befestigung in seinen Kenntnissen und Gesinnungen, wenn auch keine neue Belehrung, doch noch manchen Stoff zu weiterem Nachdenken in den öffentlichen Reden über religiöse Gegenstände finden? — Und welcher Menschenfreund, dem das Wohl seiner Mitbürger nicht gleichgültig ist, möchte Versammlungen so ganz verschmähen, in welchen nicht selten auch auf Mängel in unserer öffentlichen Verfassung aufmerksam gemacht, und zur Verbesserung derselben ermuntert wird? Wie manche Anstalt zur Versorgung der Armen, zur Erziehung der Jugend, zur Unterweisung der Unwissenden ist doch auf diese Art begründet oder erweitert; wie mancher lange bestandene, aber endlich öffentlich gerügte Mißbrauch abgestellt, und zu wie vielem Guten in den Familien und im Großen dabey der Grund gelegt worden?

Aus diesem Grunde begreife ich nicht, wie ein wohlwollender Patriot, der die Gesellschaft, deren Mitglied er ist, liebt, der in ihr jeden Mißbrauch abgestellt, jeden Mangel gehoben wünscht, der sich

freuet, wenn er selbst etwas zur Begründung oder Verbesserung einer nützlichen Anstalt beytragen kann — ich begreife nicht, wie ein solcher sich dem öffentlichen Gottesdienst entziehen, und wie er nicht vielmehr auf alle Art zur Verbesserung und fruchtbarern Einrichtung desselben mit Weisheit und Wärme beytragen möchte? Und betrachte ich die Sache als Mensch, nicht als Mitbürger eines geschlossenen Staates, sondern als Glied der großen menschlichen Gesellschaft, welches mit Allen seines Geschlechts eine gleiche Natur und eine gleiche Bestimmung hat; wie vortrefflich ist es, daß durch Hülfe des Unterrichts in der Religion der Begriff eines vollkommenen Wesens, nach dem Ideal, das sich der Mensch von geistiger Vollkommenheit bilden kann, aus dem Menschen selbst entwickelt und unter uns wirksam erhalten wird!

Ich will gern zugeben — denn wer, der einigermaßen über die Natur des Menschen, und über die Art, wie sich Begriffe und Gesinnungen bey ihm entwickeln, nachgedacht hat, wird dies leugnen wollen? — daß der Begriff der Gottheit, wie er auch in dem besten Menschen, in jedem Sinne des Worts, ist, nur von unserer eigenen menschlichen Natur abgezogen ist, und daß er uns nur den Geist des Menschen, ohne Einschränkung und Mängel, mit seinen geistigen, moralischen und physischen Eigenschaften, im höchsten Grade darstellt. Aber, wie erwünscht ist es dessen ungeachtet, daß der Mensch sich zu einem solchen Ideal erhebt, daß auch der Ungebildetste und

Roheste sich zu einem solchen Ideal zu erheben gewöhnt wird; daß er die höchste Vollkommenheit in einem uneingeschränkten, alles in richtiger Erkenntniß umfassenden Verstande, und in einem heiligen, von jedem Unrecht entfernten und alle mit Wohlwollen umfassenden Willen denken lernt; daß er zu dem Glauben geführt wird, daß jener Geist, mit jener Einsicht, mit jener Kraft und mit jenem Willen, der Welt vorstehe; und daß er durch seinen eigenen Verstand und durch sein eigenes Herz an ein solches Wesen zu glauben, und in der Aehnlichkeit mit ihm seinen höchsten Vorzug zu sehen, sich gedrungen fühlt!

Nun ist ihm Erkenntniß und Tugend das Höchste, wornach er zu streben hat; Unwissenheit und Laster das Einzige, was er fliehen muß. Nun ist seine Ruhe so fest begründet, daß er, ob er dem Rufe der Tugend folgen solle, nie zweifelhaft seyn kann. Denn nun erscheint ihm die Welt als ein unter dem höchsten Geiste vereinigtes Ganze; nun zweifelt er nicht, daß in ihr alles den Gesetzen der Weisheit und der Gerechtigkeit folge; nun sind ihm Erscheinungen, die er nicht zu erklären vermag, nichts als Aufgaben, die sich ihm lösen würden, wenn seine Einsichten, wie die Einsichten der Gottheit, keine Schranken hätten; nun sieht er ein, daß er der Stimme des Rechts, die sich in seinem Gewissen regt, nicht widerstehen könne, ohne der Gottheit, seinem Urbilde, unähnlich zu werden; nun umfaßt er alle Geschöpfe und alle Menschen mit Wohlwollen und Liebe, weil jede, auch die

kleinste Ungerechtigkeit mit den Gesinnungen und der Handlungsweise des höchsten Wesens im Widerspruch seyn würde; und da er alle Gesetze der physischen und der moralischen Welt als Gesetze des höchsten Verstandes und des heiligsten Willens betrachtet, so wird nun der Gehorsam gegen diese Gesetze, nach seinem eigenen innersten Urtheile, seine höchste Ehre, und ihre Verletzung seine höchste Schande. — So, dünkt mich, wird der Mensch durch den Begriff von einem vollkommenen Geiste über die höchste menschliche Vollkommenheit belehrt und dafür erwärmt; und es bleibt ihm nur der Wunsch und das Bestreben übrig, daß er nicht aus unrichtiger Erkenntniß, oder aus Mangel bedachtsamer Ueberlegung in einzelnen Fällen anders handele, als er nach erlangter richtigerer Einsicht oder bey bedachtsamerer Ueberlegung gehandelt haben würde; denn sein Wille recht zu thun, welche Aufopferung es auch koste, ist nun unerschütterlich fest gegründet.

Leistete die Religion und der öffentliche Gottesdienst unserem Geschlechte nur diesen Dienst; welcher Mensch von einigem Gefühl, welcher Patriot von einigem Wohlwollen sollte nicht wünschen, daß dieser Dienst allen Menschen, und allen seinen Mitbürgern zu Theil würde!

Ja, sagt man, wenn euer Gottesdienst von dieser Beschaffenheit wäre, wenn er das wirklich leistete, was er leisten könnte; so wollten wir die Billigkeit, an ihm Theil zu nehmen und ihn zu bessern, nicht

verkennen; aber ist er nicht größtentheils das Gegentheil desjenigen, was ihr von ihm rühmt?

Zuerst, sagen die Philosophen, ihr Theologen verderbt sogar die Moral, indem ihr sie mit der Religionslehre verbindet. Wenn jene uneigennützig, ohne Rücksicht auf persönlichen Vortheil handeln lehrt; so lehrt die Religion nur der Belohnung wegen gut handeln, und das Böse nur der Bestrafung wegen unterlassen. Wo dann der Mensch jene Belohnung nicht sieht, oder diese Bestrafung nicht fürchtet — da thut er weder das Gute, noch unterläßt er das Böse. Und selbst da, wo er, nach eurem eigenen Urtheil, Strafe zu fürchten hat, — da lehrt ihr ihn, der Strafe, die er verdient zu haben nicht verkennen kann, durch willkührliche, mit der Tugend in keiner Verbindung stehende Mittel zu entgehen; und die Belohnung, der er unwürdig ist, lehrt ihr ihn gleichfalls auf ähnliche Art finden. So könnt ihr durch die Hülfe der Religion, durch ihre Bestrafungen und Belohnungen, nicht nur keine allgemeine Tugend bewirken; sondern ihr tretet sogar der reinen Moral in den Weg, und hindert durch ihre Verbindung mit eurer Religionslehre, was sie, allein, gewiß leisten würde.

Hierauf, scheint es, kann man nicht ohne Grund erwiedern: dieser Vorwurf trifft nicht die Religion selbst, sondern nur eine sehr inconsequente Religionslehre. Denn, wenn sich der Religiöse auch eine Belohnung des Guten und eine Bestrafung des Bösen denkt; so wird er das Gute überall thun, und das

Böse überall unterlassen müssen, weil die Gottheit die Tugend jedesmal belohnt, und das Laster jedesmal bestraft; weil, wenn es wahr ist, daß sie belohnt und straft, es unmöglich ist, daß sie je dem Laster die Belohnung der Tugend, oder der Tugend die Bestrafung der Sünde zuerkenne; weil es selbst undenkbar ist, daß, wenn sie einmal gewisse Folgen mit gewissen Handlungen oder Gesinnungen verbunden hat, sie jene Folgen ausbleiben lasse oder verwechsele. Und folglich wird der Religiöse, wenn in seinen Begriffen kein Widerspruch seyn soll, das Gute überall thun, und das Böse überall meiden, weil er der Gottheit überall sichtbar und ganz unterworfen ist, und weil er nicht glauben kann, daß die Gottheit in ihrem Verfahren sich auch nur einmal ungleich sey. — Die Religion kann also so gut, wie die Moral, eine allgemeine Tugend bewirken.

„Aber, fährt der Philosoph vielleicht fort, wenn auch der Erfolg der Religiosität derselbe als der Moralität in den Handlungen selbst ist; so verdirbt die Religion doch die Gesinnung, aus welcher jene entspringen, und welche den eigentlichen Werth der Tugend ausmacht. — Nach dem bekannten Unterschiede, auf welchen die neuere Philosophie besonders aufmerksam macht, ist es ja nicht unmöglich, daß Jemand jederzeit vorschriftsmäßig, und doch nie tugendhaft handele. Und das ist der Fall eures Religiösen.“

Gesetzt, es sey so, daß die Religion zwar immer recht handeln lehre, aber nicht ohne Rücksicht auf die

Billigung oder Mißbilligung, auf die Belohnung oder Bestrafung der Gottheit, und daß dadurch also, wenn auch das Handeln selbst untadelhaft bliebe, doch die Reinheit des Bewegungsgrundes getrübt würde; so, scheint es, müßte man wenigstens die Religionslehre als das vollkommenste nicht blos Policey- sondern auch Tugend-Gesetz für die menschliche Gesellschaft ehren, indem sie nicht nur alle Zwangspflichten, sondern auch alle Tugendpflichten aus Rücksicht auf den Allwissenden, der uns überall sieht, und aus Rücksicht auf den Herzenskündiger, der auch die geheime Gesinnung kennt, beobachten lehrt. — Nun aber habe ich als Mitbürger mehr zu fordern nicht die Berechtigung, als daß Jeder, mit dem ich durch das gesellschaftliche Leben verbunden bin, alle Pflichten, sowohl diejenigen, zu deren Leistung er durch obrigkeitliche Gewalt angehalten werden kann, als diejenigen, zu welchen er ohne äußerlichen Zwang, blos durch die Stimme des Gewissens und der Menschlichkeit aufgefordert wird, gegen mich und gegen die übrigen Mitglieder der Gesellschaft in allen Verhältnissen, zu jeder Zeit und an jedem Orte, erfülle. Mehr, sage ich, bin ich als Mitbürger zu fordern nicht berechtigt; gesetzt, daß mir auch, als Mensch, über die Beweggründe zur Erfüllung der Tugendpflichten meiner Mitbürger noch ein Wunsch übrig bliebe. Und so müßte ich wenigstens, als Mitbürger, die Religion ehren, und wünschen, daß alle, welche mit mir zu einem Staate gehören, oder vielmehr alle

Menschen religiös seyn mögen, so lange sie sich zu einem angeblich höhern Gesichtspunkt noch nicht erhoben haben, oder zu erheben im Stande sind. — Da nun unsere christliche Religion jede gute Handlung und jede gute Gesinnung gebietet; da sie dem Menschen überall recht zu thun und recht gesinnt zu seyn zur Pflicht macht, wenn ihm das Wohlgefallen der Gottheit etwas werth ist: so sieht man, wie sehr die christliche Religion von jedem Bürger christlicher Staaten geschätzt und unter seinen Mitbürgern in Achtung erhalten zu werden verdient.

Beyläufig mag hier die nicht unwichtige Bemerkung stehen, die durch den Zusammenhang ein besonderes Licht erhält: daß nicht leicht eine Lehrart den Sitten und der Gewissenhaftigkeit nachtheiliger und gefährlicher werden könne, als diejenige, welche lehrt: daß Gott nach Willkühr und aus freyer Gnade handele; daß er die Sünde ungestraft lasse; daß er die Belohnung des Guten auch ohne Uebung des Guten ertheile; und daß er überhaupt den Menschen nicht nach der Würdigkeit, die aus dem eigenen Verhalten entspringt, behandele. Diese Lehrart, welche die Tugend zu etwas macht, das ersetzt werden kann, wenn sie mangelt, und durch welche das Laster unschädlich wird, wenn es da ist — darf man sich wundern, wenn sie die Philosophen und selbst die Theologen empört?

Doch ich kehre von dieser Bemerkung zu der Hauptsache zurück, und frage: ist es auch wahr, daß die

Religion die tugendhafte Gesinnung, ob sie sie gleich in ihrer Wirkung nicht hindert, wenigstens minder lauter macht? und zwar dadurch, daß der Religiöse sich vorstellt, daß Gott die Tugend billige und das Laster mißbillige? und daß er diese Billigung und Mißbilligung unter die Bewegungsgründe aufnimmt, warum er dem Gewissen mit getrostem Muthe folgt, und das Laster ohne Reue verabscheuet?

Wenn von dem Einflusse der tugendhaften Gesinnung und Handlungsweise auf das Wohlseyn die Frage ist, und wie ich, bey dem Entschlusse zum Handeln, mich in Absicht jener Frage verhalten soll: so, dünkt mich, giebt es nur folgende mögliche Fälle. Entweder bejahe oder verneine ich jene Verbindung; oder ich lasse, wegen der Erfahrungen dafür und dagegen, die Sache selbst unentschieden. Mit andern Worten: wenn mein Gewissen mir eine Handlungsweise vorschreibt, und ich derselben folge; so denke ich mir dabey entweder, daß auch diese Handlungsweise auf mein Wohlseyn einen vortheilhaften Einfluß haben wird, und daß ich mich dabey besser befinden werde, als bey dem Gegentheil; oder ich denke mir, daß diese Handlungsweise einen nachtheiligen Einfluß auf mein Wohlseyn haben wird, und daß ich mich, zwar nicht in Absicht meines Gewissens und des Bewußtseyns von Verschuldung oder Unschuld, aber doch in Absicht meines äußerlichen Wohlseyns dabey schlechter befinden werde, als bey dem Gegentheil; oder ich lasse diese

Frage unentschieden, und handle, ohne Rücksicht darauf, nach dem, was ich für Pflicht erkenne.

Das letztere will die reine Moral, die ein unbedingtes Gebot im Innern des Menschen annimmt. Dieses Gebot, dieses Bewußtseyn, daß diese Handlungsweise die pflichtmäßige ist, oder das Gewissen, soll der einzige Bestimmungsgrund der Gesinnung und des Handelns seyn.

Ich habe gegen diese Regel nichts; ich billige sie vielmehr, sobald der Mensch in seinem Gewissen nicht zweifelhaft ist, im höchsten Grade. Ich muß sogar behaupten, daß dieser Bestimmungsgrund ohne Widerrede gelten, und meine Handlungsweise unfehlbar auch da leiten müsse, wo die Rücksicht auf mein äußeres Wohl etwas anderes rathen, wo der Bewegungsgrund mit dem Bestimmungsgrunde im Widerspruch seyn sollte.

Aber darf ich mir des Bewegungsgrundes auch da nicht bewußt werden, wo er mit dem Bestimmungsgrunde zusammenfällt? und wo er mich, oder, wenn man lieber will, meine Sinnlichkeit antreibt, dem Bestimmungsgrunde ohne Zaudern, selbst mit Lust zu folgen? Bin ich auch nur im Stande, diese Wirkung jenes Bewußtseyns zu hindern? — Und dies ist der Fall allemal da, wo ich gewiß bin, daß die Tugend, der ich um des Gewissens willen folge, auch einen wohlthätigen Einfluß auf meine Glückseligkeit hat. Hier ist der Bestimmungsgrund mit dem Bewegungsgrunde auf die innigste Art verbunden. Und dies ist

bey dem Religiösen der Fall ohne Ausnahme. In seinem Gemüth sind beyde, Bestimmungsgrund und Bewegungsgrund, ein unzertrennliches Ganze. —

Er folgt dem Gewissen. Das ist sein Bestimmungsgrund, wie bey dem Gewissenhaften ohne Religion. Aber da er in dem Gewissen den Willen des Höchsten sieht, von dem er sich, die Welt und seine Natur abhängig denkt; und da er zugleich den Urheber seiner Natur als den vollkommenen, heiligen und gerechten Gesetzgeber und Regierer der Welt betrachtet: so ist es ihm unmöglich zu glauben, daß Gott die Tugend, als Tugend, oder den Menschen, insofern und weil er, nach dem Gebote des Höchsten, tugendhaft ist, je unglücklich mache, oder die Ihm an dem Menschen allein wohlgefällige Sinnes- und Handlungsart zur Pein und zur Zerstörung der menschlichen Natur gereichen lasse. Er fürchtet dieses um so weniger, da, auch mitten unter äußerlichen Leiden der Tugend, das innere Bewußtseyn der Unschuld das Gefühl jener Leiden bey weitem übertrifft; und er glaubt daher, auch wo er nicht sieht, zuversichtlich, daß der Gehorsam gegen das Gewissen, den Gott gebiete, in dem Reiche Gottes nicht unglücklich seyn lasse. — So ist bey ihm, durch diesen Glauben, der Bewegungsgrund, wenn er dessen bedürfen sollte, mit dem Bestimmungsgrunde auf das engste verbunden; oder beide fallen vielmehr in Eins zusammen.

Alles, was hiebey in Absicht der Reinheit der Tugend von dem Religionslehrer aus Vorsicht ge-

schehen kann, ist, daß der Mensch erinnert werde, bey den Entschließungen zu einzelnen guten Handlungen weniger an die Belohnung als an die Billigung Gottes und an die Pflichtmäßigkeit der Sache zu denken; weil zu besorgen ist, daß, wenn der Mensch immer an Belohnung bey Gott denkt, er auch leicht sich gewöhnen könne, nur da recht zu handeln, wo er eine Belohnung gewahr wird, und da in der Pflicht zweifelhaft zu werden, wo er jene Belohnung nicht sieht.

Aus allem diesem, dünkt mich, erhellet zur Genüge, daß die Religion weit entfernt ist, die Quelle der Tugend zu verunreinigen, daß sie dieselbe vielmehr ganz ungetrübt lässet; und daß sie die Tugend nur dem sinnlichen Menschen angenehm oder vielmehr nicht unmöglich macht.

Und thut dies nur die Religion? Versucht es die Philosophie nicht auch? Glaubt der gewissenhafte Ungläubige, der Sache nach, nicht dasselbe? Wenn er seinem Gewissen folgt, und wenn er demselben auf keine Weise ungetreu gemacht werden kann, glaubt er, daß das menschliche Geschlecht bey der Befolgung des Gewissens unglücklich seyn und zu Grunde gehen werde? glaubt er nicht wenigstens, daß das Ganze dadurch gewinne, wenn auch das Individuum verliere? Und handelt er also nicht deswegen pflichtmäßig, weil er glaubt, daß die Tugend der Vortheil unseres Geschlechts ist? Und, wenn er auch nicht aus diesem Grunde sich bestimmt, ist dieser Glaube

nicht wenigstens in seiner Seele? Würde er auch so handeln, wenn er überzeugt wäre, daß die Gewissenhaftigkeit zum Nachtheil und zur Zerstörung des Ganzen gereiche?

Ja, sagt man, diese Rücksicht auf das gemeine Beste des Ganzen ist doch der edelste Bewegungsgrund, zumahl wenn er mit eigener Aufopferung verknüpft ist.

Ich antworte: aber er ist immer ein Bewegungsgrund, verschieden von dem Bestimmungsgrunde; der von dem Bewegungsgrunde des Religiösen nur in so fern verschieden ist, daß er bey dem allgemeinen Besten stehen bleibt, und allenfalls das Individuum aufopfert; da hingegen der Religiöse mit dem allgemeinen Besten noch das Wohl des Individuums durch die Weisheit des Weltregierers verbindet. — Hier ist also ein noch genugthuenderer Bewegungsgrund als in dem Systeme des Ungläubigen, oder desjenigen, der die Moral von der Religion durchaus getrennt verlangt.

Und sollte selbst die Rücksicht auf das gemeine Beste, mit Aufopferung des Individuums, von allem Eigennutz oder vielmehr von aller Rücksicht auf eigenes Wohlseyn rein seyn? — Ich zweifele, wenn wir die Sache genau verfolgen.

Wenn gelehrt wird, daß man dem Gewissen folgen solle, weil es das allgemeine Beste der Gesellschaft erheischt; so wird im Grunde damit so viel gesagt: Wenn alle Glieder der Gesellschaft gewissenlos handeln wollten; so würde die Gesellschaft nicht bestehen, so würden die einzelnen Glieder derselben un-

glücklich seyn und zu Grunde gehen. Unter diesen einzelnen Gliedern aber bin auch ich begriffen; und ich halte daher die Begriffe von Recht und Unrecht auch durch mein Beyspiel aufrecht, weil auch ich sonst, wenn die andern ihnen nicht folgten, in so fern ich Mitglied der Gesellschaft bin, unglücklich seyn würde. — Hieraus würde folgen, daß, wenn die Tugend ganz rein seyn soll, sie auch dem Bewegungsgrunde auf das gemeine Beste, weil in dem gemeinen Besten auch das Beste des Individuums begriffen ist, entsagen müsse.

Ja, erwiedert man vielleicht, so sollte es auch seyn; auch aus Rücksicht auf das Weltbeste handelt der Tugendhafte nicht, sondern blos weil es die Pflicht, weil es das Sittengesetz, das er nicht abweisen kann, will.

Aber, antworte ich, wenn nur der Bestimmungsgrund und der Bewegungsgrund, das Handeln aus der Ueberzeugung, daß es recht ist, und das Handeln aus dem Glauben, daß die Welt und also auch mein Individuum sich bey der Gewissenhaftigkeit besser, als bey dem Gegentheile befindet, in der Wirklichkeit so getrennt werden könnten, wie es bey dem Nachdenken darüber möglich ist. Zur Erleichterung des Denkens, und um gewisse Regeln für das Verhalten in zweifelhaften Fällen zu finden, trennt unser Verstand viele Dinge, und selbst die Kräfte und Beschaffenheiten der menschlichen Seele, welche in der Wirklichkeit auf das innigste verbunden und unzertrennbar sind. Und

so ist es auch in dem Gemüthe mit der Rücksicht auf Recht, und mit der Rücksicht auf Wohlseyn; mit dem Vorsatze, der Pflicht zu folgen, und mit dem Wunsche, nicht unglücklich zu seyn. Beide sind in der Wirklichkeit nicht getrennt, aber mit Recht trennen wir sie bey dem Denken, und ordnen, um eine sichere Regel für das Verhalten in zweifelhaften Fällen zu haben, die Rücksicht auf das Wohlseyn der Rücksicht auf die Pflicht unter, weil es leichter ist, die Stimme des Gewissens zu verstehen, als die Folgen einer Handlung auf das Wohlseyn zu berechnen, und weil das Wohlseyn nicht ausbleiben kann, wo nach Pflicht gehandelt wird. Dieses glauben zu können, das ist der Dienst, den die Religion dem Tugendhaften leistet. Man urtheile, ob er durch diesen Glauben weniger tugendhaft wird!

In sich scheint es mir daher ungegründet, wenn behauptet wird, daß die Religion die Sittenlehre verderbe, indem sie den Bestimmungsgrund ungeändert läßt, und nur die Sicherheit und Zweifellosigkeit im Handeln befördert; ob ich gleich nicht zu leugnen begehre, daß oft auch in dieser Rücksicht auf eine zu menschliche Art von Gott gesprochen, und daß insbesondere bey unserm öffentlichen Gottesdienste der Bestimmungsgrund zu wenig hervorgezogen, und zu viel von Belohnungen und Bestrafungen geredet werden mag; wobey nicht blos die eigentliche tugendhafte Gesinnung geschwächt, sondern auch leicht in einzelnen Fällen unrecht gehandelt wird, zumahl wenn eine zu-

künftige Strafe oder Belohnung mit einem gegenwärtigen Uebel- oder Vortheil in die Wage gelegt wird.

Es ist daher zu wünschen, daß bey dem Vortrage der christlichen Moral, obgleich nicht verschwiegen werden kann, daß der Gesetzgeber und Regierer der Welt die Tugend billige, und sie also unmöglich zum Unglück und zur Zerstörung des Ganzen und der Individuen gereichen lassen kann, weniger von künftigen Belohnungen und Bestrafungen, am wenigsten von willkührlichen, welche das Grab aller Moralität sind, die Rede seyn mag; und es ist gewiß patriotisch, dazu zu helfen, daß die religiöse Sittenlehre in dieser Rücksicht immer reiner und wirksamer werde.

Doch es giebt eine andere sehr zahlreiche Gattung von Tadlern des öffentlichen Gottesdienstes, welche, indem sie weit billiger zu seyn scheinen, doch in die gleiche Verachtung desselben einstimmen, und sich berechtigt glauben, ihn zu verlassen.

Der öffentliche Gottesdienst, sagen sie, wenn wir auch nicht so wie jene Moralisten kritteln wollen, ist offenbar im Widerspruche mit dem herrschenden Geschmacke, und die Prediger halten offenbar zu wenig Schritt mit ihrem Zeitalter. Immer sind die meisten um ein halbes Jahrhundert zurück. Sehen wir nur den öffentlichen Gottesdienst an, in Sachen und Form. Welche Gesänge, welche Gebete, welche Gebräuche, welche Predigten! Die Gesänge, selbst die bessern, beleidigen gewöhnlich durch Gedanken und Sprache. Mit den öffentlichen Gebeten ist es wenigstens nicht

anders. Manche kirchliche Gebräuche sind in dem geradesten Widerspruche mit unsern Einsichten. Und von dem Inhalte und der Form der Predigten mag man kaum reden. — Ich gebe dieses alles zu. Aber dessen ungeachtet erlaube ich mir folgende Gegenvorstellungen.

Wer an irgend einer öffentlichen gemeinschaftlichen Sache Theil zu nehmen wünscht, muß sich entschließen können, von seinen Wünschen und Forderungen Manches fallen zu lassen. Er muß dem größern Publicum gleichsam entgegen kommen; und wenn er, in dem gegenwärtigen Falle, seine häusliche Andacht ganz nach seiner Einsicht einrichten mag; so muß er den öffentlichen Gottesdienst so nehmen, wie er, bey der Verschiedenheit der Theilnehmenden, mit welchen er dadurch in Gemeinschaft tritt, seyn kann; und er soll nicht anders seyn, als er seyn kann. Sonst ist keine Vereinigung zu einer gemeinschaftlichen Theilnahme möglich. — Aber diese Entschließung ist in dem gegenwärtigen Falle um so nothwendiger, weil Veränderungen bey dem öffentlichen Gottesdienste sowohl in Absicht der Sprache und geweyheten Ausdrücke, als in Absicht der ganzen Liturgie nur sehr langsam, und langsamer als in andern Verhältnissen, erfolgen können. Denn da der öffentliche Gottesdienst für Alle, in ihrer Bildung und in ihrem Geschmacke noch so verschiedene Mitglieder einer Gemeinde ist, so muß er auch der Einsicht und dem Glauben Aller gemäß, und in seinen Gesängen, Gebeten, Gebräuchen gleichsam der

Abdruck gemeinsamer Einsichten seyn. Wenn daher hierin eine Veränderung mit Erfolg unternommen werden soll, so müssen sich auch die Einsichten Aller, wenigstens des bey weitem größeren Theils, geändert haben. Denn man weiß, welche Störungen des Friedens und der Andacht, bisweilen selbst der öffentlichen Ordnung und Ruhe, durch die kleinsten, zwar von dem verständigern, vielleicht auch dem größern Theile gebilligten, Aenderungen herbey geführt worden sind; weil die Einsichten Aller oder der Meisten sich noch nicht geändert hatten, oder weil ein Eiferer dagegen sprach. In solchen Fällen, wie oft hat man die zweckmäßigsten Veränderungen wenigstens verschoben; weil die öffentliche Ruhe mehr werth ist, als ein richtigerer Ausdruck in einem Gesange; oder weil die Beybehaltung eines zwecklosen, vielleicht widersinnigen Gebrauchs kein so großes Uebel ist, als die Zerstörung alles Gottesdienstes. Wie lange es aber währe, ehe die Einsichten Aller, oder der Mehresten sich ändern, wie spät die Resultate der Untersuchungen der Gelehrten in das große Publicum dringen, wie lange neue Entdeckungen gemacht und bewährt seyn müssen, ehe darnach öffentliche, seit langer Zeit bestandene Einrichtungen geändert werden können, davon bieten alle Wissenschaften Beispiele in Menge dar. — Und so ist es auch mit unsern Gesängen, mit unsern Gebeten, mit unsern Gebräuchen, mit der ganzen äußerlichen Form unseres Gottesdienstes. Seit wie langer Zeit war z. B. die Lehre von den Einwirkungen und Besitzun-

gen eines bösen Geistes unter den Gelehrten berichtigt, und die Entbehrlichkeit, Unschicklichkeit und Schädlichkeit des Exorcismus bey der Kindertaufe entschieden? Und dennoch, wie schwer, wie langsam hat dieser unnütze, und, nach der Einsicht Vieler, widersinnige Gebrauch liturgisch abgeschafft werden können! Zum offenbaren Beweise, daß auch in Absicht des öffentlichen Gottesdienstes die Einsichten und der Glaube nicht blos der Gelehrten, sondern selbst vieler Glieder einer Gemeinde, sich lange geändert haben können, ehe es möglich oder rathsam ist, ein geweyhetes Wort oder einen alten Gebrauch, ob er gleich mit den berichtigten Einsichten im Widerspruche ist, aus der Kirche zu verweisen. Bis dahin legen wir dann solchen Worten und Gebräuchen, wenn es schicklich geschehen kann, durch Erklärung einen andern mildern Sinn bey; oder wir sehen sie als Theile des Gottesdienstes für minder Unterrichtete an, und dulden sie aus der besonnenen Betrachtung, daß wir hierin eine Aenderung zu gebieten nicht berechtigt sind, und in der menschenfreundlichen Hoffnung, daß auch die Einsicht dieser sich allmählich bessern, und daß sie alsdann die von uns gewünschte Veränderung, aus eigener Ueberzeugung, als eine nothwendige Verbesserung, mit Freuden anzunehmen geneigt seyn werden. Jenes Wort Luthers, daß die Bilder der Heiligen erst aus den Köpfen und Herzen der Menschen geschafft werden müssen, ehe sie aus ihren Kirchen genommen werden dürfen, enthält die allein richtige Regel bey Verände-

rungen des äußerlichen Gottesdienstes in Worten und Gebräuchen; und wenn auch die Beobachtung dieses Grundsatzes die Veränderung meistentheils viel langsamer, als gutgesinnte, aber warme Eiferer wünschen, herbeyführt; so erfolgt sie dafür auch mit desto größerer Zufriedenheit, und ist von so bleibenderer Dauer und von desto gewisserer Wirkung.

Diese Bemerkung soll keinesweges jene träge Gleichgültigkeit der Geistlichen und ihrer Obern entschuldigen, welche es oft gemächlicher finden, vielmehr das älteste Herkommen gedankenlos bestehen zu lassen, als zweckmäßige Veränderungen, welche freylich Nachdenken, Vorsicht und kluge Beharrlichkeit fordern, zu begünstigen oder selbst zu veranstalten; sondern ich wollte dadurch nur die Richtigkeit der Bemerkung und die Billigkeit der Forderung begründen, daß man zum Vortheil einer gemeinschaftlichen Andacht etwas von seinen Einsichten und Wünschen aufopfern, und mit diesem Opfer dem größern Publicum gleichsam entgegen kommen müsse, indem die Aenderungen bey dem öffentlichen Gottesdienste mit den Aenderungen der Einsichten mancher Mitglieder einer Gemeinde unmöglich gleichen Schritt halten können; und daß es weit patriotischer ist, hier menschenfreundlich zu dulden und zu hoffen, als entweder Veränderungen zu fordern, welche nur Spaltungen und Gewaltthätigkeiten herbey führen dürften, oder durch Verachtung, Tadel und Spott eine Anstalt herabzuwürdigen, welche zwar gebessert, aber nicht aufgelöset zu werden verdient.

Aber, sagt ein anderer Theil, wenn man auch in vielen Rücksichten und besonders in Absicht des Liturgischen manche Wünsche unterdrücken, oder ihre Erfüllung geduldig erwarten wollte; so bleiben doch viele der Prediger selbst zu weit hinter ihrem Zeitalter zurück; und es ist nicht selten, daß man sich, wenn man den Inhalt ihrer Vorträge erwägt, oder auch nur bey der Einkleidung stehen bleibt, in vorige Jahrhunderte versetzt glaubt. So lehren, zum Beispiel, noch immer Viele, — ungeachtet wir den Ursprung und die Geschichte der biblischen Bücher besser kennen, als das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert, — daß die heilige Schrift eine unmittelbare, von Gott eingegebene Offenbarung sey, und reden von der aus der Natur geschöpften und durch Nachdenken erworbenen Erkenntniß Gottes mit einer Verachtung, welche alle Freunde einer verständlichen Religionslehre nicht anders als empören muß. So stellen Andere noch immer den Menschen als so gänzlich verdorben und untüchtig zum Guten dar, daß sie seine Besserung allein von einer unmittelbaren Einwirkung der Gnade, und also von einem Wunder ableiten; und machen dadurch, zur ernstlichsten Mißbilligung derer, welche hauptsächlich die eigenen Kräfte des Menschen geweckt und in Thätigkeit gesetzt wünschen, die moralische Trägheit noch größer! Und wie Viele glauben noch immer, daß der Mensch nicht durch gute Gesinnung und Tugend des Wohlgefallens Gottes und der Seeligkeit würdig werde,

sondern daß dazu allein der Glaube an den Stellvertreter das Mittel sey?

Wie diese offenbar hinter ihrem Zeitalter zurück bleiben, und dadurch die Unterrichtetern von dem Gottesdienste zurückschrecken; so giebt es wieder andere, welche, so Gott will, ihrem Zeitalter gleichsam voreilen, welchen die neueste und kühnste Meynung auch sogleich die wahreste und fruchtbarste scheint, welchen jede Gelegenheit zur Bestreitung einer alten Vorstellungsart willkommen ist, welche, oft ohne eigene deutliche Begriffe, und ohne zu überlegen, was ihrer Gemeinde frommet, immer die jüngsten Aeußerungen und Terminologien einzelner Gelehrten im Munde führen, und welche, durch eine solche unschickliche Anwendung des Neuesten in der Gelehrsamkeit, ohne ihrer Gemeinde verständlich oder erbaulich zu werden, nur den Unwillen der Verständigern erregen, und sie selbst von der Kirche entfernen. Dies ist der nicht ungewöhnliche Fall der jüngsten Geistlichen; so wie jenes der Fall der ältern ist.

Und wenn jene nur in Absicht ihrer Kenntnisse manches zu wünschen übrig lassen, und die letztern zu wenig Ueberlegung über den Zweck des Predigtamts und die Mittel, ihn zu erreichen, verrathen; so giebt es noch eine dritte Gattung, welche sogar an ihrem Herzen zweifelhaft macht, und deren Absicht, wo sie durchscheint, den ehrlichen Mann nothwendig empören, und von der Theilnahme an einem solchen Gottesdienste zurückschrecken muß.

Bekanntlich, sagt man, ist die Zahl derer unter unsern Zeitgenossen nicht gering, welche, selbst ohne Religion, nur an den kirchlichen Anstalten Theil nehmen, weil sie darin ein Mittel sehen, den Gehorsam und die Unterwürfigkeit in bürgerlichen Verhältnissen zu erhalten, und welche glauben, daß dieser Zweck um so sicherer erreicht werde, je mehr durch Furcht vor göttlichen Strafen, vor Teufel und Hölle geschreckt, und je mehr Aberglaube, Gedankenlosigkeit und Dummheit erhalten und verbreitet wird. Zu dieser Absicht lassen sich selbst Geistliche, angebliche Lehrer des Evangeliums, mißbrauchen. Sie selbst haben die Religion nie zu ihrer eigenen Angelegenheit gemacht; sie betrachten sie blos als Mittel zu eigennützigen Zwecken; die Lehren des Christenthums sind ihnen, in Absicht ihrer Wahrheit, völlig gleichgültig; ihr Wandel ist, wenn er nicht beachtet wird, unmoralisch, höchstens nach einigen Regeln der Klugheit berechnet; und ihr Amt führen sie, nach den Eingebungen des eigenen oder fremden Eigennutzes, blos zu der Absicht, um die Menge, welche, nach ihrem herabwürdigenden Urtheile, ohnehin nicht geschickt ist, Wahrheit und Irrthum zu unterscheiden, in Dummheit und Aberglauben zu erhalten. — Welcher rechtschaffene Mann, sagt man, kann an einem Gottesdienste Theil nehmen, bey welchem eine solche Absicht sichtbar wird?

Ohne jetzt zu untersuchen, was an jener angeblichen Erscheinung wahres seyn mag, und ohne gerade aus Vorliebe für meinen Stand, von dessen Verdien-

sten ich freylich lieber rede als von seinen Fehlern, leugnen zu wollen, daß, wenn jene Anklage überhaupt gegründet ist, es auch unter uns nicht an Unwürdigen fehlen mag, welche sich zu einer solchen Denkart erniedrigen, und welche, — weit entfernt von der menschenfreundlichen Vorsicht derjenigen unter uns, welche aus der Ueberlegung, daß sie Lehrer sind, deren Zweck zwar immer die Beförderung der Wahrheit, aber durch Belehrung bleibt, und daß sie also, um der Wahrheit selbst nicht hinderlich zu werden, jedesmal nur so viel lehren dürfen, als die zu Belehrenden zu fassen die Fähigkeit haben, auch nicht jede Wahrheit an jedem Orte und zu jeder Zeit unverhüllt vortragen — wirklich, absichtliche, Beförderer des Planes werden, Unwissenheit und Aberglauben zu erhalten: möchte ich denjenigen, welche jene Klage führen, zu bedenken empfehlen, daß doch jene gewissenhafte Vorsicht des Lehrers nur zu leicht mit dieser schlimmen Absicht verwechselt werden könne, zumahl da hier die Grenze des Zuviel und des Zuwenig so schwer zu ziehen und fast allein dem Gewissen des Lehrers zu überlassen ist; und daß es also in diesem Falle mit dem Urtheile über innere versteckte Absichten eine besonders mißliche Sache ist, damit wenigstens eine solche Klage nicht zu rasch geführt und zu weit ausgedehnt werde.

Gesetzt aber, daß nicht blos diese, sondern auch die vorher berührten Klagen vollkommen gegründet wären; so wird man doch auch nicht verkennen wollen, daß unter den Mitgliedern des kirchlichen Lehr-

standes eine nicht unbedeutende Zahl Anderer übrig bleibt, welche diese Vorwürfe nicht treffen, welchen, da sie mit der Gelehrsamkeit des Zeitalters Schritt halten, die Untersuchungen weder der Philosophie noch der Theologie fremd bleiben, welchen man die reine Absicht, Wahrheit, Sittlichkeit und jede Tugend auch durch den öffentlichen Gottesdienst zu befördern, nicht absprechen kann, und welche von der Unwissenheit und Geschmacklosigkeit der Einen, und von der Unerfahrenheit und dem Leichtsinne der Andern, so wie von der niedrigen Denkart der Dritten auf das weiteste entfernt sind; und daß wir diesen doch schon so manche Verminderung des Anstoßes und selbst manche Verbesserung bey dem öffentlichen Gottesdienste verdanken, welche eine schöne Frucht richtigerer Einsichten und besserer Zeiten sind, und welche uns noch mehr ähnliche in dem neuen Jahrhunderte zu erwarten berechtigen.

Nächstdem aber dürften, bey Beurtheilung des kirchlichen Lehrstandes, auch folgende Betrachtungen, die bey einem Blick auf die wirkliche Welt gewiß nicht unwahr befunden werden, nicht aus der Acht zu lassen seyn.

Nicht alle Prediger können und sollen gleiche Einsichten und gleiche Gaben haben. Wenn dieses auch möglich wäre, so wäre es nicht wünschenswerth. Da die Zuhörer so ungleich an Einsichten und Fähigkeiten sind, und so verschiedene Bedürfnisse haben; so ist auch zu wünschen, daß die Lehrgabe und die Vor-

tragsart sehr verschieden sey. Der Seelsorger einer geschlossenen Dorfgemeinde kann und soll nicht so lehren, wie der Prediger des Hofes; und bey größern Gemeinden, welche mehrere Prediger haben, und besonders in volkreichen Städten, wie sehr ist da zu wünschen, daß eine große Mannichfaltigkeit in der Vortragsart der Prediger herrsche, damit jede Gattung der Zuhörer sich denjenigen aussuchen könne, der ihren Wünschen am meisten entspricht. — Meistentheils aber haben wir einen Maßstab, nach welchem wir alle Prediger beurtheilen. Denn die Tadelnden, welche sich über den Inhalt oder die Einkleidung der Predigten beschweren, sind in der Regel nicht die minder Gebildeten, sondern die Leute von Geschmack und die Gelehrten, welche ihre Vorstellungen und die Einkleidungsart, welche sie lieben, in jeder Kirche, die sie betreten, wieder zu finden wünschen.

Nächstdem aber scheint es überhaupt keine geringe, und also auch nicht ganz gemeine Kunst zu seyn, vor einer so gemischten Versammlung, als unsere kirchlichen zu seyn pflegen, auf eine Art zu reden, bey welcher der Gelehrte, der Weltmann, der einsichtsvolle Bürger erbauet, und der Ungebildetere, blos auf Autorität Glaubende, in Kenntnissen und Sprache so weit von Jenen Verschiedene, belehrt wird. Denn bekanntlich kommt bey uns in größern Städten der Gelehrte, der Handwerksmann, der Fürst und sein niedrigster Diener in eine Predigt. Und auf dem Lande besteht gewöhnlich, außer der Familie des Beam-

ten, des Predigers, des Gerichtsherrn, die ganze Gemeinde aus eigentlichen Landleuten. Bey dieser Einrichtung der Dinge scheint es in zahlreichen Städten bey sehr gemischten Gemeinden fast nothwendig zu seyn, daß der Prediger sich ein Auditorium in Gedanken auswähle, für welches er besonders zu reden sich vorsetzt; damit, wo mehrere Geistliche sind, jede Classe der Zuhörer sich denjenigen wählen könne, dessen Vortrag ihren Bedürfnissen am meisten entspricht. Und bey einfachern Gemeinden auf dem Lande sollten billig die Wenigen, welche sich für aufgeklärt halten, und vielleicht es wirklich sind, nie vergessen, daß der öffentliche Gottesdienst für die eigentliche Gemeinde des Ortes angeordnet ist; und daß die Predigt nicht das Einzige oder auch nur die Hauptsache des Gottesdienstes für diejenigen ist, welche selbst hinreichende Religionskenntnisse besitzen; sondern daß auch die eigene Erhebung des Herzens zu Gott in der versammelten Gemeinde, der feyerliche Gesang und das gemeinschaftliche Gebet etwas werth ist. Und immer hat es mir eine kleinliche Ruhmredigkeit oder Engherzigkeit geschienen, wenn man seine Andacht und Erbauung von dem Vortrage des Predigers abhängig macht, und dann klagt, daß man die Kirche wegen der elenden Beschaffenheit des Predigers nicht besuchen könne.

Nach diesen Bemerkungen, wenn sie reiflich erwogen werden, halte ich dafür, daß verständige und wohlwollende Mitglieder der christlichen Kirche, anstatt jener zum Theil gegründeten, zum Theil ungegründe-

ten Vorwürfe wegen, den Gottesdienst zu verlassen oder zu verspotten, es viel weiser und patriotischer finden werden, vielmehr an seiner Verbesserung arbeiten zu helfen.

Wie diese Verbesserungen geschehen sollen, dazu wird es an Rathschlägen und Versuchen nicht fehlen, sobald nur der Eifer dafür geweckt ist. — Aber so lange Tugend und Sittlichkeit dem menschlichen Geschlechte etwas werth ist; so lange diese durch den Glauben an eine heilige, gesetzgebende und richtende Gottheit belebt und fruchtbar gemacht wird; so lange die christliche Kirche nicht nur eine schickliche, sondern für den bey weitem größern Theil unserer Mitbürger in den sogenannten christlichen Staaten fast die einzige Anstalt für jenen Endzweck ist: so lange wird es auch wünschenswerth bleiben, daß die Kirche nicht nur nicht in Verachtung komme, sondern ihrem großen, wohlthätigen und heiligen Zwecke gemäß eingerichtet werde. Möchten hiezu alle Staatsbürger und insbesondere alle Mitglieder des kirchlichen Lehrstandes, durch die treueste Verwaltung ihres Amtes, beytragen.

Gotha, im May, 1801.

Verzeichniß der Predigten.

I. Predigt.

Von der Schätzbarkeit des Glaubens an Gott, besonders bey dem Wechsel eines Jahres. — Am Neujahrstage 1800. — Ueber Ps. 73, 28. S. 1.

II. Predigt.

Von dem wohlthätigen Einflusse einer milden Behandlung unserer Kinder, bey ihren Fehlern, auf ihre sittliche Denkart. — Am ersten Sonntage nach Epiphanias. — Ueber Luk. 2, 41 — 52. — 25.

III. Predigt.

Von dem Einflusse der Religion auf die so schätzbaren Freuden des häuslichen Lebens — Am zweyten Sonntage nach Epiphanias 1797. — Ueber Joh. 2, 1 — 11. — 45.

IV. Predigt.

Ueber die Frage: welchen Dienst leistet uns die Religion bey Gefahren, besonders bey Gefahren des Lebens? — Am vierten Sonntage nach Epiphanias. — Ueber Luk. 8, 23 — 27. — 64.

V. Predigt.

Von den Versuchungen, welche aus unsern Vorzügen entspringen. — Am Sonntage Invocavit. — Ueber Matth. 4, 1 — 11. — 85.

VI. Predigt.

Die Macht der Gewohnheit. — Am Sonntage Oculi. — Ueber Luk. 11, 14 — 28. — 107.

VII. Predigt.

Der Todestag Jesu ein Tag der allgemeinen Versöhnung. — Am Charfreytage. — Ueber Luk. 23, 33. 34. — 131.

VIII. Predigt.

Wie man den Glauben an die Unsterblichkeit bey sich fest und lebendig erhält. — Am ersten Osterfeyertage. — Ueber Mark. 16, 1 — 9. — 149.

IX. Predigt.

Wie weise es ist, seine Tugend durch Religion zu unterstützen. — Am zweyten Osterfeyertage 1800. — Ueber Luk. 24, 13—39. S. 171.

X. Predigt.

Eine durchaus reine Gesinnung der höchste Wille Gottes an uns. — Am Bußtage 1798. — Ueber 1 Petr. 1, 16. — 193.

XI. Predigt.

Wie wir uns, nach dem Beyspiele Jesu, auf eine würdige Art, besonders in den letzten Augenblicken des Lebens, zu dem Uebergang in den Himmel vorbereiten. — Am Himmelfahrtstage 1797. — Ueber Mark. 16, 14—20. — 215.

XII. Predigt.

Die große Veränderlichkeit der menschlichen Erkenntniß auch in der Religion. — Am Pfingstfeste 1798. — Ueber Joh. 14, 23—31. — 237.

XIII. Predigt.

Die menschliche Erhaltung, das Werk vieler unter Gott vereinigter Kräfte. — Am Erndtefeste. — Ueber 1 Corinth. 12, 6. 7. S. 255.

XIV. Predigt.

Die glückliche Eintracht zwischen Regenten und Unterthanen. — Am drey und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. 1797. — Ueber Matth. 22, 15 — 22. — 277.

XV. Predigt.

Die Festigkeit in unsern Unternehmungen. — Am vier und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. — Ueber Matth. 9, 18 — 26. — 301.

XVI. Predigt.

Ist der Krieg ein nothwendiges, von den Menschen nicht zu vermeidendes Uebel? — Am fünf und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. — Ueber Matth. 24, 15 — 28. — 321.

XVII. Predigt.

Die Bereitschaft zur künftigen Rechenschaft. — Am sieben und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. — Ueber Matth. 25, 1 — 13. S. 343.

XVIII. Predigt.

Wozu uns die Bemerkung dienen soll, daß das Schicksal des Menschen nicht immer seinem Werthe entspricht. — Am dritten Sonntage des Advents. — Ueber Matth. 11, 2 — 10. — 365.

XIX. Predigt.

Empfindungen und Vorsätze einer Gemeine, welche sich freuet, noch im Besitze der christlichen Religion zu seyn. — Am ersten Weynachtsfeyertage 1800. — Ueber Luk. 2, 1 — 14. — 385.

XX. Predigt.

Daß in Sachen der Religion keine Gewalt gebraucht werden dürfe. — Am Tage des

Märtyrer Stephanus. — Ueber Matth. 23, 34—39. S. 405.

XXI. Predigt.

Die Gefahr eines Staates, in welchem der Eid nicht geachtet wird. — Bey dem Regierungswechsel des Stadtrathes, 1798. — Ueber Sachar. 8, 16. 17. — 425.

Erste Predigt.

Von der Schätzbarkeit des Glaubens an Gott, besonders bey dem Wechsel eines Jahres.

Am Neujahrstage 1800.

Ueber

Psalm 73, 28.

Gott, der mit unbegreiflicher Weisheit die Welt regiert, und dem auch wir unser Daseyn, unsere Erhaltung und unsere frohen Empfindungen verdanken, empfange auch heute unsere demuthsvolle Anbetung. Er lasse sich das Opfer unserer Dankbarkeit wohlgefallen, und unser Herz bringe es Ihm willig dar! Amen.

Meine christlichen Zuhörer!

So verschieden die Empfindungen seyn mögen, mit welchen wir an dem heutigen Tage in die Vergangenheit blicken, oder an die Zukunft denken; so werden wir doch alle darin übereinkommen, daß wir, um einiges Licht und einen zweckmäßigen Zusammenhang in unsere erfahrnen Schicksale zu bringen, oder um mit gutem Muthe an die Zukunft zu denken und in ihr nichts zu fürchten, des Glaubens an ein höheres Wesen und an das, was wir die Vorsehung nennen, nicht entbehren können.

Der Unglückliche, der nicht ohne wehmüthige Empfindung nur wenige Schritte in die Vergangen-

heit zurückgehen kann, würde vielleicht trostlos seyn, wenn er nicht glauben dürfte, daß die harten Erfahrungen, welche er machte, ihn nicht ohne vernünftigen Zweck, nicht ohne Rücksicht auf die Zukunft trafen; und ohne den Glauben an ein helleres Auge, das die uns dunkle Zukunft durchschauet und kennt, würde er so wenig wagen, sich ihr anzuvertrauen, als ein Kind ohne Sträuben in ein finsteres Gemach geht, wenn es nicht dem Zureden und Befehl einer verständigen gutmeynenden Mutter glaubte.

Aber auch der Zufriedenere und Glücklichere würde die Vergangenheit und die Gründe seines bessern Looses kaum begreifen, wenn er nicht in dem Glücke, das ihn ohne sein Verdienst traf, Absichten eines höhern Verstandes ahndete; und er würde, in Absicht der Zukunft, die auch für ihn dunkel und unsicher ist, nur bange Besorgnisse hegen, wenn ihm nicht der Glaube an eine weise und gütige Vorsehung Muth und Zuversicht gäbe.

Eben so bedürfen wir dieses Glaubens, wenn wir aus unserm Hause in die große Welt hinausblicken. — Und es hat mir überhaupt geschienen, daß nicht leicht ein Tag in dem Jahre eines Menschen erscheinen könnte, an welchem ihm dieser Glaube willkommner und erwünschter wäre. Mein jetzt zu haltender Vortrag wird die Gründe dafür noch weiter entwickeln.

Text,

Psalm. 73, 28.

„Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und „meine Zuversicht setze auf den Herrn Herrn, daß ich „verkündige alle dein Thun."

Wenn der Verfasser dieses Psalms um etwas zu beneiden war, so ist es die Stimmung, in welcher er sich befand, da er dieses Lied dichtete; und wenn man sich diese Stimmung an einem Tage wünschen möchte, so ist es an einem solchen, an dem man veranlaßt ist, in eine längere Vergangenheit und in eine neue Zukunft zu blicken. Wer mit David sagen kann: Es macht mir, bey dem Zurückblick in die Vergangenheit, eine große Freude, die Spuren der göttlichen Vorsehung zu sehen; gern spreche ich von ihren Führungen; an ihrer Hand fürchte ich nichts, und gehe mit getrostem Muthe der Zukunft entgegen — — ich sage, wer so mit David sagen kann, der ist überhaupt, der ist insbesondere heute, ein glücklicher Mann.

Ich will daher Gelegenheit nehmen,

von der Schätzbarkeit des Glaubens an Gott, besonders bey dem Wechsel eines Jahres,

zu reden.

Wenn ich zuerst über den Glauben an Gott selbst etwas werde gesagt haben; dann wird sich auch leicht zeigen lassen, von welchem Werthe dieser Glaube bey einem so wichtigen Abschnitte unsers Lebens ist. Und das wird bey uns zur Belebung mancher religiösen Gefühle dienen.

Der Glaube an Gott ist der Glaube an ein denkendes, weises und heiliges Wesen, welches der Welt vorsteht, und sie regiert; und welches alle Vortrefflichkeiten des Geistes, ohne Mangel, im höchsten Grade besitzt. Daher schreiben wir ihm den höchsten Verstand, ohne Irrthum und ohne Einschränkung, zu; daher legen wir ihm das wohlwollendste Herz, ohne Neid und ohne Partheylichkeit, bey; daher denken wir Gott als heilig und gerecht, ohne die Möglichkeit, das Böse zu wollen oder zu begünstigen. — Und wir glauben mit Recht, daß diese Eigenschaften von einander unzertrennlich sind, und daß der Beweis für eine, zugleich der Beweis für alle ist.

Daß aber ein denkendes, verständiges Wesen der Welt vorstehe — daran kann für uns Menschen so lange kein Zweifel seyn, als Dinge vorhanden sind, deren absichtsvolle und zweckmäßige Einrichtung der Verstand billigen muß. Denn wo Spuren des Verstandes wahrgenommen werden, wo Einrichtungen sind, die von Weisheit zeugen, da muß — nach der Art zu urtheilen, welche uns

Menschen natürlich ist — auch die Weisheit selbst, oder ein Wesen wirksam seyn, dem diese Weisheit zukommt. — Daß aber die Welt, daß die einzelnen Geschöpfe so eingerichtet sind, daß wir annehmen müssen, daß ein Verstand diese Einrichtung gedacht und gewollt habe — es wäre eine lächerliche Thorheit, dieses erst erweisen zu wollen. — Zwar bin ich nicht im Stande, die Art und Weise zu erklären, wie jenes Wesen die Körper der Welt hervorgebracht, und wie es ihnen diese Form, diese Kräfte, diese Bewegung, diese Gesetze gegeben hat — die Schöpfung wage ich nicht zu beschreiben — — Aber das weiß ich, daß eine verständige, auf Zweck und Mittel berechnete Einrichtung der Welt da ist, und daß ich mich vor dem Verstande beugen muß, der diese Einrichtung dachte und wollte.

Zu der Welt, welcher ein verständiges Wesen vorsteht, gehören aber nicht blos die todten empfindungslosen Körper, sondern auch die lebenden Naturen, das Thier und das menschliche Geschlecht. — Auch die Einrichtung dieser muß ein verständiges Wesen gedacht und gewollt haben. — Zwar begreife ich nicht, auf welche Art es diese Naturen hervorbrachte, wie es ihnen diese Einrichtung, diese Sinne, diese Werkzeuge der Empfindung gab, wie es ihnen Denkkräfte und Verstand mittheilte, und sie selbst der schnellen Beurtheilung des Rechts und Unrechts fähig machte. — Diese

Art begreife ich nicht, die Schöpfung zu erklären wagt kein Sterblicher — Aber, so gewiß ich denke und will, so entschieden scheint es mir, daß das denkende und wollende Wesen, welches der Welt überhaupt vorsteht, auch die Einrichtung und Beschaffenheit der empfindenden Naturen gedacht und gewollt hat.

Zu der Welt, welcher ein weises und mächtiges Wesen vorsteht, gehöret auch ferner ihre jedesmahlige, gegenwärtige oder künftige, Beschaffenheit, welche aus den Bewegungen und Veränderungen der Körper und aus den Begebenheiten der menschlichen Welt hervorgeht. Und es ist nothwendig, daß wir uns dabey einen Plan und eine Absicht, wozu diese Ereignisse geleitet werden, oder daß wir uns eine Regierung der Welt denken. — Bey allen Einrichtungen eines verständigen Wesens, bey den Arbeiten des Künstlers, bey den Anordnungen, bey den Befehlen oder Verboten des Hausvaters, bey den Gesetzen und Aufträgen eines Regenten — da denken wir uns immer eine Absicht und einen Zweck, welcher dadurch erreicht werden soll. Und je vortrefflicher und verständiger wir uns denjenigen vorstellen, dem wir die Wahl eines Zwecks und der Mittel beylegen, um desto schöner ist jener Zweck selbst, um desto besser gewählt sind die Mittel, um desto gewisser wird jener Zweck erreicht. Eben so ist es bey der Regierung der Welt. Wie ein verständiger Vater sich nur guter

Absichten bewußt ist, die auf die Ausbildung und Glückseligkeit seiner Kinder Beziehung haben; wie ein weiser Regent sich nur die besten Zwecke, die das Wohlseyn, die Ruhe und die Tugend der Mitglieder des Reichs befördern, vorsetzt, wie er Hindernisse, die jene Absichten zu zerstören drohen, entfernt —— so würde es eine Lästerung seyn, wenn wir dem Regenten der Welt nicht die heiligsten und wohlthätigsten Absichten zutraueten, wenn wir nicht glaubten, daß er in der Wahl der Mittel nie irre, daß er alle Hindernisse kenne und zu entfernen wisse, und daß sein Zweck gewiß werde erreicht werden.

Wollten wir Gott keine oder eine böse Absicht zutrauen; wollten wir glauben, daß er unschickliche Mittel wähle, daß er Hindernisse zu entfernen nicht im Stande sey, und daß sein Zweck vereitelt werden könne: so würden unsere Behauptungen von Ihm unter sich selbst im Widerspruche seyn, so müßten wir dem Regenten der Welt einen mangelhaften Verstand, oder einen bösen Willen, oder eine Ohnmacht beilegen, die sich mit unsern Begriffen von Gott nicht verträgt, und die die Erfahrung jedes Augenblicks widerlegt.

Zwar bin ich nicht im Stande, die Art und Weise zu erklären, wie Gott die Welt regieren kann und wirklich regiert; wie es möglich ist, daß sein Zweck erreicht, und nicht durch die Freyheit der Menschen vereitelt werde — denn sonst müßte ich mich auf die Regie-

rung der Welt vollkommen verstehen — und noch weniger maaße ich mir an, Einwürfe zu widerlegen, die freylich in Menge, und scheinbar genug, gehört werden. Aber wenn ich auch jene Art näher zu erklären, und diese Zweifel zu lösen nicht im Stande bin: so muß ich doch glauben, daß es so ist, wenn ich mich nicht vor meinem eigenen Verstande schämen soll. — Wie der Vater eines Hauses, wie der Vorsteher eines gemeinen Wesens, wie der Regent eines Landes sich Zwecke vorsetzt, Mittel wählt, und jene Zwecke, nach seiner Einsicht und nach seiner Kraft, zu erreichen strebt — — wie könnte ich von mir erhalten, den Regenten der Welt ohne Zweck, oder ohne zureichende Mittel zu denken; wie müßte ich nicht vielmehr glauben, daß die Welt ohne eine solche regierende Macht schon längst zu Grunde gegangen wäre.

Und daher finden wir auch, daß die Weisesten und Besten unter den Menschen sich von jeher in dem Glauben an eine weise, gerechte, lenkende Gottheit, und in der Bewunderung ihrer Einrichtungen und Mittel, und in der Anbetung eines Wesens vereinigt haben, das die Welt mit Weisheit, Gerechtigkeit und Güte regiert, und dem man die Sorge dafür ohne Bekümmerniß und Zweifel ruhig überlassen kann.

So natürlich dieser Glaube unserm Verstande ist, wenn er über die Welt denkt, eben so wohlthätig ist er für unser Herz. Dieser Glaube mindert

unsern Schmerz, er erhöht unsere Freude, er stärkt uns mit gutem Muth, er gewährt uns tröstende Hoffnung, er giebt uns Beharrlichkeit im Guten, und eine weise Regel des Verhaltens; und er ist uns besonders an einem Tage, wie der heutige, unentbehrlich. Machen wir uns diesen letzten Gedanken anschaulicher!

Mit dem heutigen Tage treten wir gleichsam einen neuen Weg, in ein neues uns unbekanntes Land, an; wir wissen nicht, was uns auf diesem Wege treffen wird; es kann seyn, daß er sehr angenehm sey, aber es ist auch möglich, daß er uns sehr lästig, fast unerträglich werde — müßte es uns nicht angenehm seyn, wenn wir diesen Weg mit der Ueberzeugung, mit dem festen unwandelbaren Glauben antreten könnten, daß ein höheres Wesen über uns waltet, welches alle Gefahren kennt, die uns bedrohen — welches uns unterstützt, wenn wir wanken — welches uns vor Abgründen vorbey führt — welches uns zurückzubringen bemüht ist, wenn wir uns verirren — und welches uns, wenn wir nur folgen und ausdauern, endlich an ein Ziel bringt, bey dem wir ihm danken, und uns selbst der überstandenen Mühe und Gefahr freuen werden? — Ein solcher Glaube giebt uns Muth für die Zukunft.

Aber eben so erhellt er auch die Vergangenheit, und giebt uns darüber beruhigende Aufschlüsse oder Hoffnungen.

Wenn wir eine Reihe von Begebenheiten, die uns selbst trafen, oder unsere Freunde und andere Mitmenschen, vor uns haben, und dabey mit unserm Nachdenken verweilen: so werden wir finden, daß, ohne Glauben an die Gottheit, welche weiter reichende Absichten hat, die Welt und das menschliche Schicksal das seltsamste und verwirrendste Schauspiel darböte, an dem Theil zu nehmen man kaum geneigt seyn möchte, weil keine Regel sichtbar ist, welcher man folgen kann, und welche zum Ziele führt.

Da finden wir, zum Beyspiel, Menschen, welche, ob sie gleich durch ihre Werkzeuge der Sinne und der Empfindung zum Frohseyn und zum Glücke bestimmt schienen, doch nur mit Schmerz, mit Krankheit, mit Hunger und Blöße zu kämpfen hatten; — da finden wir Andere, welche bey der sichtbarsten Anlage zu einem langen Leben, in der schönsten Blüthe, in dem ersten Anfange der Jahre, dahin gerafft wurden; da finden wir Andere, welche, obgleich durch Reinheit der Absicht, durch Unschuld des Wandels und durch gemeinnützige Verdienste der Achtung und Dankbarkeit ihrer Mitmenschen würdig, dennoch verkannt, gemißhandelt, hingerichtet wurden; da sehen wir Andere durch Begebenheiten der Natur, welche sonst die Lebendigen ernährt und erfreut, beschädigt und des Lebens beraubt; da sehen wir Andere, ohne Verdienst, geachtet, gesund, im Ueberfluß; unterdeß daß Manche dieser Glücklichen blos

darum so glücklich geworden zu seyn scheinen, um desto empfindlicher durch einen schnellen schrecklichen Wechsel zu leiden — und so erscheint das menschliche Leben und die Begebenheiten der Welt so seltsam und widersprechend, daß wir alle Tage unsere Meynungen und Grundsätze ändern müßten, wenn wir nicht zu dem Glauben unsere Zuflucht nähmen, daß ein höheres Wesen das Ganze lenkt, und daß wir, nach dem kleinen Ausschnitte unsers Lebens, der uns gleichsam als Probe von der Welt gezeigt wird, unmöglich das Ganze zu beurtheilen im Stande sind. — Denn dieser Glaube bietet uns die sichere Regel dar: daß jeder Einzelne nur nach seiner Kenntniß und nach seinem Gefühl von Recht und Pflicht zu handeln habe, und daß die Lenkung des Ganzen dem höhern Wesen ruhig überlassen bleiben könne, welches Alles überschauet, verbindet, und zu einem Ziele lenket — dem Wesen, welches die Welt nicht ohne einen weisheitsvollen Plan regiert, welches alle Hindernisse zu besiegen im Stande ist, und welches seine Zwecke um so unfehlbarer erreicht, je unbegränzter seine Macht und je sicherer seine Weisheit ist.

Blickt man mit diesem Gedanken in die Vergangenheit, auf den kleinen Kreis von Begebenheiten, in dem wir Menschen leben: so findet man sich zwar nicht im Stande, jede Frage über das menschliche Schicksal zu beantworten; aber es ge-

währt uns doch eben dieser Gedanke in jedem einzelnen Falle befriedigende Aufschlüsse oder trostvolle Hoffnungen in Absicht desjenigen, was nicht in unserer Gewalt war; und er führt auf einen Grundsatz für unser Verhalten, von dem man wünschen muß, daß er der Grundsatz aller Menschen seyn möchte, nemlich zu dem Grundsatz: daß jeder Einzelne nur seine Pflicht, auf seinem Platz in der Welt, zu thun hat; und daß er die Lenkung der Begebenheiten im Ganzen einer höhern Macht überlassen kann. — Wäre dieser Grundsatz allgemein, würde er von Jedem nicht nur gekannt, sondern, was mehr ist, befolgt: so würde die menschliche Welt sehr achtungswerth und gewiß nicht unglücklich seyn; achtungswerth, weil jeder seine Pflicht thäte; und nicht unglücklich, weil die Gottheit eine Welt, in der jeder Verständige seine Pflicht thut, der Glückseligkeit nicht unwerth halten kann. —

Gewiß, Meine Freunde, gereicht es auch uns zur Freude, zur Weisheit und zum Troste, wenn wir an dem heutigen Tage mit jenem Glauben in die Vergangenheit blicken und an die Zukunft denken. Zwar muß ich diese Betrachtung mehr unserer besondern häuslichen Andacht überlassen; aber an einigen Beyspielen kann ich doch fühlbar machen, wie der Glaube an Gott unsere angenehmen Empfindungen erhöht, unsere traurigen mindert, und unser Herz beruhigt.

Dieser Glaube veredelt oder erhöht unsere Freude über unsere glücklichen Begebenheiten. — Daß wir noch leben; daß wir dieses Leben fortzusetzen die Mittel haben; daß wir vor Kummer und Sorgen der Nahrung gesichert waren; daß wir im Stande sind, die Unsrigen zu erhalten, zu erziehen, zu versorgen; daß es uns nicht unmöglich war, auch Manchen unserer Mitbrüder zu erfreuen; daß uns die Ausführung eines guten Gedankens gelang — — dies, und so vieles andere, was Jedem sein eigenes Gedächtniß herbey führen wird, macht uns nicht nur eine angenehme Empfindung, sondern diese angenehme Empfindung wird noch erhöht und veredelt, wenn wir dies alles als ein Geschenk des höhern Wesens betrachten, von welchem die Welt und auch wir abhängig sind. — Wie ein an sich angenehmes Geschenk uns dadurch noch werther wird, wenn wir erfahren, daß es das Geschenk eines vortrefflichen Freundes ist, indem die angenehmen Empfindungen noch durch die Vorstellung der Gewogenheit und der Freundschaft erhöht werden: so wird auch dem Frohen und Glücklichen sein Leben und sein Glück noch werther, weil er es als das Geschenk Gottes ansieht, und weil sich nun mit seinen angenehmen Empfindungen noch die Vorstellung von dem Wohlwollen des höchsten Wesens selbst verbindet. — So machen wir, wenn wir glücklich sind, die Erfahrung, daß es eine Freude ist, sich an Gott zu halten, und das Gu-

te, das uns widerfährt, als seine Wohlthat zu betrachten und zu rühmen. Glaubt daher ja nicht, ihr Glücklichen, daß eure Freude gemindert oder zu ernsthaft werde, wenn ihr dabey an Gott denket; nein, sie wird dadurch nur erhöht und veredelt.

Aber dieser Glaube mindert auch unsern Schmerz — Und hiermit wende ich mich an diejenigen unter uns, die vielleicht mit minder frohen Herzen an die Vergangenheit denken. O! auch Ihr werdet wohl thun, wenn ihr euch dabey an Gott haltet. Waret ihr ohne euer Verschulden arm und dürftig; hattet ihr Mühe, euer Leben zu erhalten und den nothdürftigen Unterhalt zu finden — so werdet ihr euch weniger zum Neid oder zur Beklagung eures Schicksals versucht fühlen, wenn ihr denket: es ist Fügung Gottes; er prüfet dadurch meine Geduld, meine Tugend; seine Absichten gehen weiter; ich will mich ihm ergeben und ihm folgen, der weiser ist als ich; ich will nur dafür sorgen, daß ich mein Elend nicht selbst verschulde. Dann will ich ihm vertrauen. — Irre ich nicht, so wird dadurch, und durch so viele andere Gedanken, die mit dem Gedanken an Gott zusammenhängen, das Empfindliche der Armuth gemindert, und der gute Muth für die Zukunft gestärkt.

Oder wurdet Ihr gebeugt durch häusliches Leiden, durch frühen Tod der Verwandten, der Gatten, der Kinder? — Ja, es gehört dies zu den angreifendsten Empfindungen, über deren

Schmerz nur derjenige urtheilen kann, der selbst Erfahrungen dieser Art machte. — Aber glaubt es, sie werden durch den Gedanken an Gott gemindert; und wenn einer Gattung unserer Brüder zu rathen ist, daß sie sich zu Gott halte, daß sie ihre Zuversicht auf ihn setze: so sind es diejenigen, die aus solchen Gründen betrübt sind.

Aber eben so sehr ist dieser Rath denen zu ertheilen, welche sich vielleicht, bey einem rechtschaffenen Herzen und bey manchen Verdiensten, nicht nur nicht unterstützt und belohnt, sondern auch noch gedrückt und verfolgt sehen. Wäre ein Solcher unter uns, der sich wirklich in diesem Falle befände, oder auch nur ein Schwermüthiger, der sich in einem solchen Falle zu befinden glaubte — was wäre ihm mehr zu rathen, als daß er versuche: sich durch den Gedanken an Gott, der der unwandelbare Freund und Vergelter der Tugend bleibt, aufzurichten und über sein Schicksal zu beruhigen. Ein solcher würde vor andern die Erfahrung machen: wie schätzbar für uns der Glaube an Gott ist, und wie sehr David recht hatte, zu sagen: das ist meine Freude, das ist mein Trost, meine Unterstützung, daß ich mich zu Gott halte.

Und, was hierin in Absicht unserer kleinen Angelegenheiten wahr ist — das gilt nicht minder von den größern Geschäften und Begebenheiten der Welt.

Sind wir bestimmt, etwas Groſses auszuführen; erstreckt sich unser Wirkungskreis auf Mehrere, umfaßt er Länder, künftige Geschlechter — — wie nützlich ist es da, auf Denjenigen zu hoffen, der alles Groſse und Gute unterstützt, und überzeugt zu seyn, daß, bey guten Absichten, bey überlegten Mitteln und bey beharrlichem Muth, uns nicht leicht eine Unternehmung mißlingen kann, weil man dabey auf die Billigung und Mitwirkung desjenigen rechnen kann, der bey seiner Regierung selbst auf gute Menschen und auf ihren gemeinnützigen Eifer rechnet. — Welcher Mann in öffentlichen Geschäften, welcher Vorsteher einer gemeinnützigen Anstalt, welcher Regent sich einer solchen Denkart bewußt ist, der wird gewiß darin eine groſse Erleichterung seiner Unternehmungen finden.

Und so werden wir auch bey der Beurtheilung der Begebenheiten der Welt, bey welchen wir mehr theilnehmende Zuschauer, als handelnde Personen sind, weniger die Hoffnung und den Muth verlieren, wenn wir nicht vergessen, daß Einer sie alle übersieht, verbindet, und zu einem Ziele führt — daß doch Gott es ist, der die Welt regiert, und nicht kurzsichtige oder bösartige Menschen. — Wenn unser Gemüth traurig oder schwermüthig zu werden droht — — dann, M. Fr., rathe ich, daß wir zu dem Glauben fliehen, und mit David sagen: das ist noch immer mein Trost gewesen, daß ich mich zu Gott gehalten habe; auch jetzt will ich meine Zuversicht auf ihn

setzen, fest überzeugt, daß Er, der die Welt nie verließ, ihr auch dann seine leitende Hand nicht entziehen wird, wenn sie derselben am meisten bedarf.

Zuletzt aber wollen wir uns noch einen Gedanken einprägen, und ihn zur Regel unsers Verhaltens in diesem Jahre wählen, den Gedanken: der Mensch ist nicht bestimmt, auch ich (so müsse jeder Einzelne denken) bin nicht bestimmt, den Plan der Gottheit neugierig zu erforschen. — Der Mensch ist bestimmt, auch ich bin bestimmt, meine Pflicht zu thun, und den Erfolg der Gottheit zu überlassen. — Das sey unser Wahlspruch für dieses Jahr! — Wer unter uns weise ist, überlegt, ob dieser Wahlspruch des Christen würdig ist! Amen!

Lasset uns hierauf uns vor Gott demüthigen, Ihm das Opfer unseres Danks darbringen, und für uns und unsere Brüder beten:

Gott, der du, bey allen Veränderungen der Welt und des menschlichen Lebens, unveränderlich in deiner Weisheit und in deiner Güte bist! zu dir steht unsere Hoffnung und unser Vertrauen! Und in die-

sem Vertrauen treten wir mit getrostem Muthe die neue Laufbahn an, die du uns heute eröffnest.

Nach ewigen weisheitsvollen Gesetzen hast du bisher die Welt regiert. Es ist die Freude unseres Verstandes und der Trost unseres Herzens, daß die Gesetze deiner Weltregierung so unwandelbar sind, als deine Weisheit und deine Gerechtigkeit.

Du hast bisher die leblose und die lebendige Welt erhalten! Die Sonne gab uns Licht und Wärme; die Wolken befeuchteten unser Land; die Erde lief die ihr angewiesene Bahn; die Thiere ernährten und freueten sich, und nutzten uns Menschen. — Noch erleuchtete das Licht der Wahrheit den menschlichen Verstand; noch regte sich die Stimme des Gewissens und der Menschlichkeit in unserm Innern; noch war der Irrthum und die Liebe der Finsterniß nicht im Stande, das Licht der Wissenschaften zu verlöschen und die Stimme des Rechts zu unterdrücken; noch blieb das menschliche Herz der Theilnahme und des Mitleids empfänglich; und die Handlungen des Wohlwollens und der Großmuth verschwanden nicht ganz von unserer Erde. Noch wirkte der Glaube an dich, an deine Weisheit, an deine Gerechtigkeit und an das kommende Gericht Trost und Freudigkeit, und schreckte den Unterdrücker und Verbrecher; noch beseelte der Gedanke an dein Bild so manches Herz mit Liebe und Gerech-

tigkeit, und mit dem Eifer dir ähnlich zu werden! —

Für alles dieses opfern wir dir an dem heutigen Tage den Dank unserer Herzen und unserer Lippen, und zweifeln nicht, daß du unser Gebet gern und mit Freuden erhörest.

Sey du, o Gott, mit den Fürsten und Regenten der Erde, die dein Bild sind und seyn sollen, und in deren Hand es steht, des Guten so viel für ihre Brüder zu wirken! Regiere du sie durch deinen Geist, damit sie Ordnung und Recht, Licht und Tugend, Wohlwollen und Menschlichkeit, Freude und Ruhe unter uns ausbreiten und erhalten. Mit gerührter Seele danken wir dir, in tiefer Empfindung unseres Glücks, für den Fürsten, der das Werkzeug des Wohlthuns in deiner Hand für dieses Land ist. Erhalte Ihm den unwandelbaren Sinn für Gerechtigkeit, die Liebe der Wissenschaften, die Gesinnungen der Menschlichkeit und des Friedens, und alle die Eigenschaften, deren Vereinigung Ihn zu einem Muster unter den Fürsten und uns zu einem so glücklichen Volke erhebt. Beselige Ihn mit den schönsten Freuden des menschlichen Lebens, und laß die Stimme der Zufriedenheit und des Preißes nie aus seinen Grenzen weichen! — Sey du mit unserer theuersten Herzogin! Erhalte Ihr den Sinn

für stilles, bescheidenes, unbemerktes Wohlthun! Stärke Ihre schwächere Gesundheit, und beglücke Sie ferner in den Kindern Ihres Hauses und durch das Wohlseyn Ihrer Verwandten. Sey du mit dem Prinzen, der unser künftiger Regent seyn wird! Beschütze sein kostbares Leben und das Leben seiner Gemahlin, unserer verehrten Erbprinzessin! Segne und beglücke den Prinzen, des Herzogs Sohn, und den Prinzen, des Herzogs Bruder! Erhalte Ihnen insgesammt den Sinn des Rechtes, des Wohlwollens, der Großmuth, und laß Sie ferner, wie bisher, unsere Freude und die Zuflucht der Elenden seyn!

Dein Schutz walte über Alle, welche die theure Person unseres Regenten umgeben, oder für die Wohlfarth des Landes in irgend einem Verhältnisse geschäftig sind; besonders über die Freunde und Minister des Herzogs und über die Glieder der Collegien, welchen die Pflege der Gerechtigkeit, Sorge für die religiöse Unterweisung und die Erziehung der Jugend, die Verwaltung des öffentlichen Gutes, die Beschützung des Landes und die Erhaltung der gemeinsamen Ruhe anvertrauet ist! Mögen auch sie alle den Grundsatz befolgen, ihre Pflicht zu thun und den Erfolg dir zu überlassen! —

Besonders erzeige deine Hülfe, daß unter uns Ruhe und Eintracht wohne, und laß zu dieser Absicht jede

Bemühung der Richter und Beamten des Landes, und insbesondere auch des Rathes dieser Stadt gesegnet seyn! Durch ihre vereinigte Sorgfalt müsse ferner Zufriedenheit und Wohlstand unter uns herrschen, und jede gemeinnützige, rühmliche Anstalt blühen! —

Sey du mit dem Stande der Lehrer der Religion und der Jugend! Gewähre ihnen die Freude, daß durch ihre Bemühung Erkenntniß und Tugend, Recht und Menschenliebe wirklich befördert werden. — Erhalte unsern Mitbürgern den Sinn der Redlichkeit, des Fleißes, der Zufriedenheit, der Wohlthätigkeit, und die Liebe für jede häusliche Tugend! Segne ihre Künste und Gewerbe! Gieb Gedeyhen zu der Erziehung der Kinder, damit eine Nachkommenschaft erwachse, die die Ehre und Freude christlicher Eltern seyn kann. Nimm dich aller unserer leidenden Brüder an! Erwecke Wohlthäter den Armen! Tröste die Traurigen! Richte auf die Betrübten! Bessere die Verführten! Erbarme Dich aller, die deiner Hülfe bedürfen! Vorzüglich, o Gott, erbarme dich des Theils der Welt und der Völker, welche im Kriege gegen einander wüthen. O wie wünschen wir, daß der entflohene Friede, daß die verscheuchte Ruhe wiederkehre! Daß die Erde nicht mehr das Blut der Menschen, von Menschen vergossen, trinken möge! — Doch auch wir wollen nur unsere Pflicht thun, und die Regierung der

Welt deinem Willen überlassen! Erhalte uns nur das wohlthätige Licht des Evangeliums und die Freyheit der Gewissen! Und dein Geist leite uns zu heiligen, dir gefallenden Gesinnungen! —

Dir, dem allein Weisen, sey Preiß und Anbetung, jetzt und immerdar! Amen!

Zweyte Predigt.

Von dem wohlthätigen Einflusse einer milden Behandlung unserer Kinder, bey ihren Fehlern, auf ihre sittliche Denkart.

Am ersten Sonntage nach Epiphanias.

Ueber

Luk. 2. 41 — 52.

Gott sey uns gnädig und segne uns! Er lasse sich die Absicht unserer Andacht wohl gefallen. Er gebe, daß sie nicht ohne heilsame Eindrücke auf unsre Gemüther sey! Amen!

Text,

Luk. 2. 41 — 52.

Die Eltern Jesu gingen alle Jahre gen Jerusalem auf das Osterfest. Und da er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf gen Jerusalem, nach Gewohnheit des Festes. Und da die Tage vollendet waren, und sie wieder nach Hause gingen; blieb das Kind Jesus zu Jerusalem, und seine Eltern wußten es nicht. Sie meyneten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagereise, und suchten ihn unter den Gefreundten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem, und suchten ihn. Und es begab sich nach dreyen Tagen, fanden sie ihn im Tempel sitzen mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörete und sie fragte. Und alle, die ihm zuhöreten, verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antwort. Und da sie ihn sahen, entsatzten sie sich. Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit

Schmerzen gesucht. Und er sprach zu ihnen: Was ist es, daß ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich seyn muß in dem, das meines Vaters ist? Und sie verstanden das Wort nicht, das er mit ihnen redete. Und er ging mit ihnen hinab, und war ihnen unterthan. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bey Gott und den Menschen.

Man hat oft bedauert, daß uns von der Jugend- und Erziehungsgeschichte Jesu so wenig Nachrichten aufbewahret worden; indem man hoffen dürfte, in ihnen das Muster einer vollkommenen Erziehung, und die Gründe zu den Eigenschaften, die in der Folge unsern Heiland verherrlichten, auf eine sehr lehrreiche Art zu finden. Da es der Vorsehung nicht gefallen hat, jenen Wunsch erfüllt werden zu lassen, indem wir, außer der Erzählung, welche das heutige Evangelium enthält, bis in sein dreißigstes Jahr, da er als Lehrer öffentlich auftrat, auch nicht die kleinste sichere Spur seiner weitern Ausbildung haben: so ziemt es uns, wenigstens mit unserer Betrachtung bey dieser Erzählung zu verweilen. Und dies rechtfertigt auch die Gewohnheit, daß in dem kirchlichen Jahre ein Tag dem Andenken daran gewidmet ist.

Was aber diese Erzählung über die Eltern, die Gemüthsart und die Erziehung Jesu abnehmen läßt, ist hauptsächlich folgendes. Zuerst

finden wir, daß die Eltern Jesu die Religion des Landes ehrten, und die darüber vorhandenen Gesetze mit Genauigkeit beobachteten. Obgleich nur den Männern geboten war, in jedem Jahre vor dem Herrn zu erscheinen; und obgleich also auf die Frauenspersonen das Mosaische *) Gesetz sich nicht erstreckte: so beobachtete die Mutter Jesu diese Vorschrift doch aus eigenem Entschlusse; welches ihren sonst bekannten frommen und religiösen Sinn bestätigt. Aber auch dem Sohne flößten sie, bey den eintretenden Jahren des Verstandes, Achtung und Neigung für die öffentliche Religion des Landes ein, und führten ihn aus dieser Absicht mit zu dem Tempel nach Jerusalem.

Noch mehr scheint ein besonderer Fleiß auf die Ausbildung seines Verstandes und auf seine frühe Unterweisung gewendet worden zu seyn. — Dies erhellt nicht bloß daraus, daß er Gott seinen Vater nennt; sondern noch mehr ergiebt es sich daher, daß er weniger Vergnügen an den äußern in die Sinne fallenden Feyerlichkeiten, an den Opfern und an dem Geräusche der gegenwärtigen oder reisenden Menge fand, als an den Unterhaltungen mit den Gelehrten, welche in den Hallen und Nebengebäuden des Tempels sich mit ihren Schülern zu unterhalten pflegten. Der Umstand, daß der Jüng-

---

*) 2 Mos. 34, 23. 5 Mos. 16, 16.

ling die festlichen Gebräuche und feine, in Begleitung ihrer Verwandten, Freunde und Mitbürger, reisenden Eltern über der Aufmerksamkeit auf Lehrer vergißt, ist, dünkt mich, ein frühes Zeichen, wie gern er sich mit Gegenständen dieser Art beschäftigt habe, und wie gut in dem Hause seiner Eltern für die Ausbildung seines Verstandes gesorgt seyn mußte.

Aber besonders zieht in dieser Erzählung auch die Mutter Jesu unsere Aufmerksamkeit auf sich, durch die Art, wie sie ihren Sohn behandelt und tadelt. Nach unserer Empfindung, und auch nach dem Urtheile der Mutter, hatte das Kind, wenn wir die Sache menschlich beurtheilen dürfen, wirklich eine Unachtsamkeit begangen, daß es sich, an einem fremden Orte und am Tage der Abreise, von seinen Eltern getrennt und sie aus den Augen gelassen hatte. Maria fand dies selbst; und sie konnte daher, bey aller Freude über den wieder gefundenen Sohn, sich nicht enthalten, ihm seine Unachtsamkeit zu verweisen. — Aber wie und auf welche Art thut sie dies? Mit einer Milde, mit einem Ausdruck voll mütterlicher Zärtlichkeit, der, bey allem Tadel, den er enthielt, doch den angenehmsten Eindruck in dem Herzen Jesu zurück lassen mußte. „Mein Sohn," redet sie ihn an, ohne ein hartes Wort zu brauchen, „mein Sohn, warum hast du uns, deinen Eltern, das gethan! Dein Vater und ich, wir haben

dich gesucht, und wir haben dich mit Schmerzen gesucht!" — Eine solche milde Behandlung unserer Kinder bildet sie selbst mild und sanft; und ich trage kein Bedenken, zu behaupten, wenn wir uns die Ausbildung der Gemüthsart Jesu überhaupt menschlich erklären dürfen, daß diese zärtliche, milde Behandlung der Mutter einen großen Einfluß auf die milde und liebreiche Denkart unseres Heilandes gehabt habe, und sie auch uns, bey unsern Kindern, zur Nachahmung zu empfehlen. Ich will daher Gelegenheit nehmen,

von dem wohlthätigen Einflusse einer milden Behandlung unserer Kinder bey ihren Fehlern auf ihre sittliche Denkart

zu reden. Es wird nöthig seyn, daß ich,

zuerst, von jener milden Behandlung selbst rede, und einige Mißverständnisse entferne; und

dann wird sich der vortheilhafte Einfluß derselben auf die sittliche Denkart der Kinder leicht darlegen lassen;

welches uns denn Stoff genug zu eigenen Entschliessungen geben kann.

Wenn ich uns eine milde Behandlung unserer Kinder, selbst bey ihren Fehlern, empfehlen zu müs-

sen glaube: so ist dabey keinesweges an eine gänzliche Gleichgültigkeit dagegen zu denken; sondern jene Milde steht nur einer harten Behandlung entgegen. Wer die Fehler seiner Kinder entweder gar nicht beachtet, oder wer, wenn er sie bemerkt, darauf kein Gewicht legt; wem es einerley ist, ob seine Kinder gehorsam oder ungehorsam, gegen andere Menschen liebreich oder hart, billig oder ungerecht, stolz oder bescheiden sind; wer ihre Fehler nicht bemerken, oder, wenn er sie bemerkt, keine Mittel brauchen wollte, sie davon zu befreyen; wer glauben wollte, daß es damit nicht viel auf sich habe, daß man den Kindern ihre Unarten zu gut halten müsse, daß die Zeit, auch ohne unser Zuthun, sie davon heilen werde, oder daß man sie ihrer Geburt, ihrem Stande und andern zufälligen Vorzügen verzeihen müsse — ein solcher, Meine Freunde, bewiese nicht Milde, sondern Gleichgültigkeit, welche von jener Milde sehr weit verschieden ist. — Eine milde, gütige Mutter ist keine gleichgültige; sie ist vielleicht, bey allem Anschein von Güte, innerlich sehr besorgt und mit Ernst auf die Besserung ihrer Kinder bedacht. — Auch war Maria, die ich uns als ein Muster milder Behandlung vorstellen möchte, nichts weniger als gleichgültig bey dem Fehler ihres Sohnes. Sie tadelt ihn wirklich, und sie macht ihm einen Vorwurf, der gewiß einen tiefen Eindruck in dem Gemüthe Jesu zurück ließ.

Auch ist jene Milde nicht zu verwechseln mit einer gewissen Schwäche mancher Eltern, welche, obgleich sie die Fehler ihrer Kinder kennen, und obgleich sie dieselben nicht für unbedeutende Kleinigkeiten ansehen, doch nicht von sich zu erhalten die Stärke haben, daß sie ihre Kinder tadeln, ihnen auf diese oder jene Art ihr Mißfallen zu erkennen geben, oder sie durch Entziehung einer Annehmlichkeit, oder durch Auferlegung einer Beschwerde, oder auf eine andere Art bestrafen. Eine solche Weichheit und Schwäche ist weit verschieden von der Milde, welche sich sehr wohl mit dem überlegten Ernste verträgt, der keinen Fehler ungerügt läßt. — Jene Schwäche ist ein Fehler der Sinnlichkeit und einer übertriebenen, oft unnatürlichen Empfindsamkeit, dem man bey sich selbst durch ernstliche Ueberlegung entgegen arbeiten muß; diese Milde ist eine Tugend, die nur die Frucht der sorgfältigsten Ueberlegung und einer wahrhaft starken Seele ist.

Endlich ist auch diese Milde in der Bestrafung der Fehler unserer Kinder sehr verschieden von jener Ungleichheit des Verfahrens, nach welcher man bisweilen eine lange Nachsicht übt, und dann mit desto größerm Ernst und Ungestüm, weil man doch nicht immer gleichgültig bleiben dürfe, ahnden zu müssen glaubt. — Diese Art des Verfahrens ist aus Härte und Gleichgültigkeit zusammengesetzt; sie ist die gewöhnliche Verfahrungsart gutmüthiger Zorniger, welche mehr nach unbestimmten Aufwallun-

gen, als nach ruhig überlegten Gründen handeln. Sie ist von dem überlegten milden Ernst, von welchem hier die Rede ist, auf das weiteste verschieden, und sie thut auf das Gemüth des bald zu nachsichtig, bald zu hart behandelten Kindes eine sehr widrige Wirkung.

Wenn aber die weise Milde, welche uns empfohlen werden soll, weder in der Gleichgültigkeit gegen die Fehler der Jugend, noch in der Schwäche besteht, welche ihren Lieblingen einen mißvergnügten Augenblick zu machen nicht von sich erhalten kann, noch auch in der sich selbst ungleichen Nachsicht, welche nur bisweilen straft: so ist man wohl berechtigt zu fragen, worin sie denn eigentlich bestehe, und wodurch sie sich von andern fehlerhaften Handlungsarten unterscheide?

Diese Milde steht vorzüglich einer gewissen Härte entgegen, welche mehr durch Furcht und Schrecken Gehorsam und Tugend erzwingen, als durch glimpfliche und liebreiche Vorstellungen hervorbringen will. Diese Milde ist nichts weniger als gleichgültig; sie übersieht keinen der Fehler der Kinder, weil sie keinen für unwichtig hält; sie ist vielleicht in ihren kleinen, für nöthig erachteten, Bestrafungen ohne Nachgeben; aber sie sucht dabey durch Vorstellungen des Verstandes und durch Gründe der Schicklichkeit zu überzeugen, und vorzüglich durch Erregung des sittlichen Gefühls, verbunden mit Beweisen des Wohlwollens und der Liebe, auf

das Gemüth und die Sitten der Kinder zu wirken; da hingegen die Strenge, welche ihr als Fehler gegenüber steht, mehr durch Furcht vor der Strafe zu schrecken sucht.

Man sieht sogleich, daß die Wirkung von beyden Arten der Behandlung nicht gleich seyn kann. Und dies führt mich nun auf den verschiedenen Einfluß, den diese Verschiedenheit in der Behandlung der jugendlichen Gemüther auf ihre Denkart und auf ihre Sitten nothwendig haben muß. Ich müßte mich sehr irren, oder es wird sich bald zeigen, daß die mildere Behandlungsart in jeder Rücksicht den Vorzug verdiene.

Wenn auch nicht schon der allgemein übliche Sprachgebrauch, der sich auf den natürlichen unverdorbenen Menschenverstand zu gründen pflegt, und nach welchem eine väterliche Züchtigung, eine mütterliche Zurechtweisung, eben so viel als eine wohlgemeynte und milde ist, welche einer harten, bey der keine Spur von Wohlwollen und Liebe sichtbar ist, entgegengesetzt wird; — ich sage, wenn auch nicht schon der gewöhnliche Sprachgebrauch, der ein Abdruck der natürlichen Denkart und des gemeinen Menschensinnes ist, darauf führte, daß eine milde Behandlung der Kinder den Eltern zukomme und natürlich seyn sollte: so würden folgende Gründe dafür entscheiden.

Eine milde Behandlung der Kinder, welche, ohne gleichgültig gegen ihre Fehler zu seyn, sie aus

sichtbarem Wohlwollen tadelt, und, um ihres eigenen Bestens willen, durch Gründe zurechtweist, ist nicht nur der menschlichen Natur weit angemessener, sondern auch in ihren Wirkungen weit sicherer, als die harte und strenge, welche ohne Zeichen des Wohlwollens, und ohne deutlich dargelegte Gründe, bloß durch Furcht und Strafe den Gehorsam zu erzwingen und vor ähnlichen Fehlern zu schrecken sucht.

Eine solche milde Behandlung, mit Belehrung und Zurechtweisung verknüpft, welche von sichtbarem Wohlwollen und von Liebe zeugt, erweckt Zutrauen, Gegenliebe und Dankbarkeit, und stimmt uns, wenn wir selbst menschlich behandelt wurden, zu einer menschlichen Behandlung Anderer; da hingegen eine harte, unfreundliche, grausame uns meistentheils von den Menschen entfernt, und uns trotzig in unserer eigenen Denkart und hart und ungerecht in unserer Handlungsweise macht. Das letztere ist selbst aus der Erfahrung bekannt genug.

Eine harte Behandlung macht auf ein jugendliches Gemüth einen sehr tiefen und nicht leicht zu vertilgenden Eindruck. Auch das Kind hat ein scharfes Gefühl von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit. So wenig es Ernst und Strenge scheuet, wenn es nur nach einerley Regeln mit Gleichförmigkeit und Wohlwollen behandelt wird; so sehr

wird es durch jede empfundene zu harte Bestrafung erbittert. Eine solche ungemäßigte Härte zerstört dann das natürliche Zutrauen, die Gegenliebe und Dankbarkeit, erfüllt das jugendliche Gemüth mit Trotz und Widersetzlichkeit, und macht es selbst hart und ungerecht gegen Andere. Daher, wenn eine solche harte Behandlungsart zur Gewohnheit wird, die Abneigung der Kinder gegen ihre Eltern; daher die Klagen der letztern über Mangel des Zutrauens und der Dankbarkeit; daher so manche unglückliche Verhältnisse in den Familien; daher, weil sie selbst von Jugend auf eine so harte Behandlung erfuhren, vielleicht die Folge, daß sie sich zu ähnlichen Härten und Ungerechtigkeiten gegen ihre Mitmenschen berechtigt glauben. O gewiß, Meine Freunde, von den Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, die Mancher in spätern Jahren auf eine ausgezeichnete Art begieng, lag nicht selten der Grund in der harten Behandlung seiner Jugend! — Und meistentheils werden jene Geundsätze, nach welchen wir selbst behandelt wurden, wenigstens wieder auf unsere Kinder angewendet. Wenige kommen vielleicht in spätern Jahren zu einer richtigern Einsicht, beklagen die Fehler, die bey ihrer Erziehung begangen wurden, und entschließen sich, andern Grundsätzen zu folgen. Dies ist noch ein glücklicher Erfolg, der nicht immer erwartet werden kann, der in der Regel nur bey Wenigen erreicht wird; und man hätte ihnen dieselbigen Kenntnisse und Vorsätze

geben können, ohne sie erst durch eine zu harte Behandlung darauf zu führen.

Und dies ist bey weitem nicht der einzige oder der größte Nachtheil. Eine solche unnatürliche Behandlung der Kinder wirkt auch keine sichere Besserung; sie lehrt die Fehler nur aus Furcht, und also auch nur so lange, als man sich fürchtet, meiden. Sie verleitet zur Heucheley und zum Betrug; und bildet nicht selten die ausgezeichnetesten Böse-wichter.

Wer aus Furcht der Strafe, nicht aus eigener Einsicht und Entschließung, das Unrecht unterläßt, der unterläßt es, ich will nicht sagen aus unrechten Gründen, sondern er unterläßt es nur da, wo er zu fürchten hat, nicht da, wo er der Bemerkung und also der Härte der Strafe entgehen zu können hofft. — Noch mehr. Eben diese Furcht macht ihn versteckt, heuchlerisch und auf Betrug sinnend. Und diese Denkart, in der Jugend, während der Erziehung, angenommen, dauert das ganze Leben hindurch. Glaubt es sicherlich, Meine Freunde, der Grund, warum so manche Menschen nur so lange, als sie sich zu fürchten haben, das Böse unterlassen, oder warum sie versteckte Heuchler und heimliche Betrüger sind, liegt in ihrer frühen Jugend und in der verkehrten Behandlung ihrer Erzieher. Wie sie in der Jugend, aus Furcht vor der Strafe, sich den Augen des Vaters, den Nachforschungen des zornigen Auf-

sehers zu entziehen, und das Verbotene, da sie nicht belehrt wurden, nicht zu unterlassen, sondern nur zu verbergen suchten: so suchen solche Menschen auch in den reifern Jahren nur der Bemerkung zu entgehen und ihre Verbrechen zu verbergen. — Daher, wenn wir wünschen, daß die Menschen mehr überall, zu jeder Zeit und an jedem Orte, das Unrecht meiden; daß sie sich nicht blos gut stellen, sondern wirklich gut seyn mögen, und daß Heucheley und versteckter Betrug seltener werde: so ist nothwendig, daß wir unsere Kinder in der Jugend nicht so wohl durch Furcht, als durch Liebe und Vorhaltung begreiflicher Gründe, regieren.

Und dagegen ist auch das kein Einwurf, daß eine solche milde Behandlungsart zu wenig Eindruck mache, und daß dadurch die Jugend nur verzogen und in ihren Fehlern bestärkt werde; wenn dabey nur folgende Bedingungen erfüllt werden. Einmal, daß man mit einer solchen liebreichen und belehrenden Milde früh anfange, und damit beständig fortfahre; daß man ferner mit jedem Verbote, wo es nur möglich ist, die nöthigen Belehrungen verknüpfe; und daß man endlich mit seinem Wollen Ernst verbinde, und nicht schwach im Nachgeben sey. Freylich, wenn mit dieser Milde erst spät der Anfang gemacht wird, wenn vielleicht das Kind vorher nur an eine harte Behandlung und an den Gehorsam aus Furcht gewöhnt war: dann dürfte jene Milde nicht immer

den erwünschten Eindruck machen. Und eben dieses könnte der Fall seyn, wenn jene Milde nicht beständig gebraucht wird, sondern oft mit Härte abwechselt; oder wenn die Belehrung aus Gründen verabsäumt wird; oder wenn wir schwach im Nachgeben sind, und wenn wir uns durch Bitten oder durch anhaltendes Weigern in unserm Willen und in unsern Forderungen wankend machen lassen. Aber wo diese Grundsätze von Jugend auf und beständig auf eine gleichförmige Art befolgt werden, und wo damit Belehrung und ein ernstlicher unbiegsamer Wille verbunden wird; da, Meine Freunde, müßte fast alles trügen, wenn eine solche Erziehung nicht die erwünschteste Wirkung hervorbringen sollte.

Und endlich habe ich noch einen Grund, welcher den Vorzug einer solchen Erziehungsart vor der entgegengesetzten über allen Zweifel erhebt, und sie selbst als eine große Wohlthat für unser Geschlecht und als ein Mittel zu seiner Veredlung darstellt.

Werden, möchte ich fragen, die Menschen überhaupt je dahin kommen, daß sie sich mehr durch Belehrung und vernünftige Gründe, als durch Furcht und Strafe regieren lassen, wenn dazu nicht der Grund in der Jugend gelegt wird?

Es ist doch offenbar zwischen dem Menschen und dem vernunftlosen Thier der Unterschied, daß das letztere nur durch Zwang und Gewalt nach einem fremden

den Willen, nach dem Willen seines Herrn, gelenkt wird, und daß der Mensch durch Vorstellungen, durch Gründe, die er selbst überdenkt und nach denen Er sich selbst entschließt, regiert werden soll. Aber bleibt der Mensch nicht dem Thiere ähnlich, wenn er nur immer durch Furcht, ohne Gründe, geschreckt wird? — Und wenn soll jene Zeit eintreten, wo der vernünftige und der religiöse Mensch — denn auch die Religion wirkt nur durch Gründe — vernünftig und religiös, wenigstens dem größern Theile nach, handelt, wenn er nicht von Jugend auf aus Gründen der Vernunft und der Religion zu handeln gewöhnt wird? — Ohne diese Gewöhnung bleibt er ein listiger, heimtückischer, furchtsamer, und, wo die Furcht nicht wirkt, zu jeder Bosheit aufgelegter Sklave; durch jene wird er ein verständiger, nach Gründen, die ihm seine eigene Einsicht, oder die Einsicht anderer vorhält, wollender und handelnder Mensch. Und es ist keine Frage, welcher von beyden der bessere Mensch ist, und wozu wir unsere Kinder gebildet wünschen.

Und daher finden wir auch, daß die weisesten und besten Männer aller Zeitalter in diesen Urtheilen übereinstimmen; daß die aufgeklärtern Reichen, welche den Vortheil haben, besondere Lehrer mit der Unterweisung und Bildung ihrer Kinder beschäftigen zu können, gewöhnlich diesen Grundsätzen folgen; und daß es selbst als eine erwünschte Verbesserung der öffentlichen Erziehung anerkannt wird,

wenn die Jugend mehr mit liebreichem Ernst und durch faßliche Belehrung gezogen, als durch Furcht und Strafen geschreckt wird, und daß man von jener Veränderung, besonders wenn sich damit eine vernünftige häusliche Aufsicht vereiniget, auch ein besseres, gesitteteres und religiöseres Geschlecht erwartet.

Ich bin zu sehr von der Wahrheit und Nützlichkeit desjenigen, was ich jetzt vorgetragen habe, überzeugt, als daß ich nicht wünschen sollte, daß auch wir, Meine Freunde, diese Grundsätze wahr finden und darnach handeln möchten! Und daher kann ich nicht unterlassen, sie unserm weitern Nachdenken, als besonders wichtig, zu empfehlen!

Wir leben in einem Zeitalter, in welchem noch zwey Arten der Erziehung ihre Vertheidiger finden. Die Eine wirkt durch Furcht und schreckt durch Strafen, sie verlangt unbedingten Gehorsam ohne Gründe, und erzwingt ihn durch Furcht und Strafe. — Die Andere wirkt durch liebreichen Ernst und durch faßliche Belehrung. Jene ist leichter, diese mühsamer; (denn es mag leichter seyn, das Kind in Furcht zu setzen, als zu belehren.) Aber jene schwächt das natürliche, liebreiche und zutrauliche Verhältniß der Kinder und Eltern; sie macht die Menschen versteckt, heuchlerisch, boshaft; sie bildet Sclaven, die aus Furcht gehorchen, aber die, sobald die Furcht verschwunden ist, ihre Freyheit mißbrauchen. Diese, die Erziehung mit liebreichem Ernst und faßlicher Belehrung, ist dem natürlichen

Verhältnisse der Eltern und Kinder angemessen; sie erfüllt die jugendlichen Gemüther mit Offenheit und Zutrauen; sie bildet Menschen, welche menschlich denken und handeln, weil sie selbst menschlich behandelt wurden; welche das Unrecht, weil sie es aus Gründen unterlassen, überall meiden; welche das Gute gerne ausüben, weil ihre Gesinnung gut ist; und welche mit ruhiger Ueberlegung, aus Gewissenhaftigkeit, weil sie immer zur Ueberlegung und zur Achtsamkeit auf das Gewissen angeführt wurden, nicht aus Leidenschaft, handeln.

Entscheidet nun, ihr Väter, Mütter, Erzieher, welcher von beyden Arten der Grundsätze ihr folgen wollet. — Mir ist meine Wahl nicht zweifelhaft. Möchte sie es Euch auch nicht seyn!

Und nun noch ein Wort an Euch, die ihr den Vorzug habt, Mütter zu seyn!

Maria, die Mutter unsers Heilandes, ist das Muster frommer Frauen; möchte sie es auch in der Milde und Zärtlichkeit des Tadels für alle christliche Mütter seyn!

Ihre Milde bildete ihren Sohn selbst mild und menschlich, und machte es der Vorsehung möglich, Ihn den Stifter der mildesten und menschlichsten Religion werden zu lassen. Welch ein grosses Verdienst! Dieses Verdienst kann, wenn schon in einem geringern Grade, auch das Eurige werden. Denn bey solchen Gemüthern, die ihr durch milden Ernst selbst zur Milde und Rechtschaffenheit gebildet

habt, und die dessen ungeachtet, wie unser Heiland, Festigkeit im Wollen und Ausdauern im Handeln genug besitzen können, wird sich die Welt gewiß weit besser befinden, als bey jenen harten, grausamen, versteckten und heuchlerischen, welche aus der Schule des Zwangs und der Furcht, nicht der Liebe und Belehrung hervorgehen, und welche auch nur überall durch Furcht und Schrecken regieren wollen.

Beherziget das, Ihr, die ihr des Vorzugs gewürdigt seyd, Mütter zu seyn! Ihr, in deren Händen die Denkart des künftigen Geschlechts liegt! Ihr, deren schönstes Verdienst die Bildung des Herzens unserer Kinder ist! Amen!

Dritte Predigt.

Von dem Einflusse der Religion auf die so schätzbaren Freuden des häuslichen Lebens.

Am zweyten Sonntage nach Epiphanias 1797.

Ueber

Joh. 2, 1 — 11.

In der Schloßkirche.

Gott, der Du uns in allen unsern Verhältnissen wohlthuest, und uns auch alle die Pflichten vorgeschrieben hast, die für sie gehören, gieb, daß wir auch überall die Spuren deiner Wohlthätigkeit erkennen, und uns durch die Religion zu dem Verhalten leiten lassen, das dir wohlgefällt und unserer würdig ist. Amen!

Meine christlichen Zuhörer!

Man hat bisweilen seine Verwunderung darüber geäußert: daß die christliche Religion, die so ausführlich in ihren Vorschriften für unser Verhalten in so vielen Verhältnissen des menschlichen Lebens ist, doch so wenig von den Pflichten in den öffentlichen Verhältnissen rede, und daß sie am wenigsten geschickt sey, den Mann in großen Geschäften, und namentlich den Helden und Eroberer, zu bilden, und man hat behauptet, daß sie in dieser Rücksicht weit hinter der mosaischen Religion zurückstehe. „Sie, die christliche Religion, sagt man, empfiehlt

mehr die stillen, minder bemerkten Tugenden der Erduldung, der Gelassenheit, der Liebe, der verzeihenden Nachsicht, als die in die Augen fallenden Eigenschaften des Helden, des Eroberers, der Gewalt mit Gewalt vertreibt, und die Grenzen der Reiche erweitert. Hier hat die jüdische Religion, die den Krieg gebietet, vor der christlichen einen Vorzug, der um so mehr anerkannt werden muß, als bisweilen die Führung des Krieges eine unvermeidliche Nothwendigkeit wird."

Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob die christliche Religion, die uns für alle Verhältnisse den richtigen Sinn und die schicklichste Gemüthsstimmung einflößt, nicht auch die Tugenden befördere, die den Helden auszeichnen, wenn der Christ in die Nothwendigkeit kommt, diesen Beruf üben zu müssen. Beispiele Gott vertrauender, muthvoller, und dabey doch menschlicher Helden, an denen die Geschichte der Christen keinen Mangel hat, scheinen das Gegentheil zu beweisen. Aber so gern ich zugeben will, daß die christliche Religion von den Pflichten jener Verhältnisse weniger rede, als die jüdische, so weit bin ich doch entfernt, hierin einen Vorzug der letztern und nicht vielmehr der erstern zu sehen. — Die jüdische Religion war offenbar nur bestimmt, die Religion *eines* Volkes und eines Landes zu seyn, und zwar eines Volkes, welches dieses Land erobern, und sich in dem Besitze desselben erhalten wollte, und welches also in dieser Rück-

ſicht zum Kriege und zu den Tugenden der Krieger genöthigt war. Die vollkommnere chriſtliche Religion hingegen iſt beſtimmt, die Religion der Menſchen und der Welt zu ſeyn; ſie möchte gern alle Völker zu einer großen Familie unter dem gemeinſchaftlichen Vater, Gott, vereinigen; ſie möchte gern jede Trennung und den Krieg ſelbſt verbannen, und alle Menſchen zu dem Genuſſe der Freundſchaft, des Wohlwollens und des häuslichen Glücks führen. Daher iſt ihr Geiſt nicht der Geiſt des Krieges und der Eroberung, ſondern des Friedens und der Freundſchaft; und ſie ſucht das Glück der Staaten nicht durch Krieg und Eroberung, ſondern durch die Tugenden und Freuden des häuslichen Lebens zu befördern. In dieſer Rückſicht verdient ſie recht eigentlich die Religion des Friedens und des häuslichen Glücks zu heißen, und von uns allen geſchätzt zu werden.

Nach Veranlaſſung unſeres heutigen Evangeliums werde ich von dieſer Sache weiter reden; vorher aber erheben wir unſre Herzen zu Gott durch Gebet und Geſang!

Text.

Joh. 2, 1 — 11.

„Und am dritten Tage ward eine Hochzeit zu Cana in Galiläa; und die Mutter Jeſu war da. Jeſus aber und

seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen. Und da es am Wein gebrach, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben nicht Wein. Jesus spricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch saget, das thut. Es waren aber allda sechs steinerne Wasserkrüge gesetzt, nach der Weise der jüdischen Reinigung; und gingen je in einen zwey oder drey Maaß. Jesus spricht zu ihnen: Füllt die Wasserkrüge mit Wasser. Und sie fülleten sie bis oben an. Und er spricht zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten es. Als aber der Speisemeister kostete den Wein, der Wasser gewesen war, und wußte nicht, von wannen er kam (die Diener aber wußten es), rufet der Speisemeister den Bräutigam, und spricht zu ihm: Jedermann giebt zum ersten guten Wein, und wenn sie trunken geworden sind, alsdenn den geringern. Du hast den guten Wein bisher behalten. Das ist das erste Zeichen, das Jesus that, geschehen zu Cana in Galiläa, und offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn."

Dieses Evangelium, welches für unsere Erbauung weniger Stoff, als so manche andere, darbietet, erinnert durch den Umstand, daß der Stifter unserer Religion an den Freuden eines Familienfestes Theil nahm, an die Seite des Christenthums, nach welcher es die Tugenden des häuslichen Lebens empfiehlt. Hierin hat diese Religion den entschiedensten Vorzug vor andern, und sie muß alle diejenigen mit einem hohen Gefühle ihres Werthes erfüllen, die ihre Grundsätze in dieser

Rücksicht kennen, und die Freuden des Hauses vor andern zu genießen wünschen. Ich will daher Gelegenheit nehmen,

von dem Einflusse der christlichen Religion auf die so schätzbaren Freuden des häuslichen Lebens

zu reden.

Die Darstellung dieses Einflusses selbst wird den Hauptinhalt meiner Predigt ausmachen, und ich werde daran zuletzt nur einige Wünsche und Ermahnungen knüpfen.

Wenn der wohlthätige Einfluß des Christenthums auf das Glück und die Freuden des häuslichen Lebens empfunden werden soll: so setzt dies voraus, daß man diesen Einfluß selbst erfahren habe, und daß man also seine Vorschriften, die sich auf die häuslichen Verhältnisse beziehen, nicht nur kenne, sondern auch wirklich befolge.

Die erste Art des wohlthätigen Einflusses, den alsdann die christliche Religion auf das Glück des häuslichen Lebens hat, ist: daß sie das Band der ehelichen Treue und Hochschätzung um so fester und heiliger macht.

Die Grundlage aller häuslichen Zufriedenheit ist die wechselseitige Freundschaft und Hochachtung der Gatten gegen einander. — Beyde haben sich mit einander aus der Absicht zu einem Hause und zu einer Familie vereinigt, um sich die Beschwerden des Lebens zu erleichtern, und die Annehmlichkeiten zu vergrößern. Achtung und Zuneigung, Vertrauen zu der edlen Denkart, zu den vorzüglichen Beschaffenheiten des Verstandes und Herzens des andern Theils und Uebereinstimmung der Empfindungen bestimmte die Wahl beyder, und so schlossen sie mit einander den Bund ewiger Treue und Freundschaft. Dieser Bund wurde durch Religion geheiligt. Bey dieser feierlichen Gelegenheit ward die Gattin erinnert, wie sie von Gott, dem Schöpfer unseres Geschlechts, bestimmt sey, die helfende Freundin des Mannes zu seyn; bey dieser feierlichen Gelegenheit ward der Gatte erinnert, das Vertrauen seiner Freundin zu ehren, ihr Beschützer und Rathgeber, ihr treuester Gefährte auf dem Wege des Lebens zu seyn, und beyde versprachen: Glück und Unglück, Freude und Leid, wie es die Vorsehung in unser Leben mischt, gemeinschaftlich zu tragen, und, bis die kalte Hand des Todes sie trennen wird, in friedlicher, unzertrennlicher Verbindung zu leben. So heiligte die Religion ihren Bund. Wehe dem Hause, in dem diese Zusage der Religion vergessen wird, in dem diese Treue wankt, die Freundschaft flieht und die

wechselseitige Achtung sich verliert! Mit diesen Tugenden schwindet auch alles Glück des häuslichen Lebens; die Verbindung, die die Beschwerden des Lebens erleichtern sollte, macht alsdann das Leben selbst zur beschwerlichsten Last, und die anfängliche Sehnsucht, wie verwandelt sie sich in den schrecklichen Wunsch der baldigsten Trennung!

Dieses Unglück — denn so darf man eine solche Stimmung der Gatten gegen einander wohl nennen — dieses Unglück ist da nicht möglich, wo Religion, wo die christliche Religion noch die Gemüther beherrscht. Hier, in einem solchen Hause, sieht jeder Theil in dem andern den Freund oder die Freundin, die ihm die Vorsehung zuführte; hier vergißt kein Theil die Pflichten, die die seinigen sind, und die er in der Gegenwart des Allwissenden gelobte; Dienste und Gegendienste, Liebe und Dankbarkeit versüßen das glückliche Verhältniß; und beyden Theilen bleibt der Bund heilig, der sie unter den Augen des Allwissenden, unter Erflehung seines Segens, verband.

Wenn dieses glückliche Verhältniß die Freuden des häuslichen Lebens vermehrt, und wenn die Dauer desselben vorzüglich von der christlichen Gesinnung beyder Theile abhängig ist, wenn diese Gesinnung die Freundschaft, die Achtung, die Treue befestigt und dauernd macht; ist es dann nicht

wahr, daß die Religion den wohlthätigsten Einfluß auf das Glück des häuslichen Lebens habe, und daß sie uns sehr werth seyn müsse, da sie etwas so schätzbares, als das Glück des häuslichen Lebens ist, dauerhaft macht und erhöht?

Zu dem Glücke des häuslichen Lebens gehört ferner die weise und glückliche Erziehung der Kinder. Aber auch diese ist unter der Leitung der Religion von dem besten Erfolge.

Eltern, welche der Geist der Religion beherrscht, sehen Kinder als Geschenke der Gottheit an, die sie bilden, die sie zu guten und nützlichen Menschen erziehen sollen, und sie bleiben sich der Verantwortung bewußt, die sie dem Allwissenden von diesem wichtigen Geschäfte schuldig sind. — Schon dieses bringt in die Erziehung die größeste Vorsicht. — Diese Vorsicht zeigt sich dann in der Erhaltung des Lebens der Kinder, in der Stärkung ihrer Gesundheit und in der Uebung ihrer Anlagen und Kräfte. — Sie zeigt sich noch mehr in der Ausbildung ihres Verstandes, um ihn mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern; in der Gewöhnung zu Geschicklichkeiten, die für das Leben nützlich sind, zu einer Thätigkeit und zu einem Fleiße, der sie zu schätzbaren Mitgliedern der Gesellschaft macht; und sie zeigt sich endlich besonders in der Bildung ihres Herzens, in der

Befestigung in solchen Grundsätzen, bey denen sie Freunde der Menschen, strenge Beobachter des Rechts und gefühlvolle Verehrer Gottes sind. — Je mehr in einem Hause diese Grundsätze der Religion gekannt und geübt werden, je mehr ihre Befolgung das Geschäft der Erziehung leitet: um desto grösser muß das häusliche Glück in dem Verhältnisse der Eltern seyn. — Und diese Sorge wird dann auch gemeiniglich durch die Gesinnung und das Gedeihen der Kinder versüßt und belohnt. Das grösseste Glück, welches sich Personen, denen Gott den Vorzug verlieh, Eltern zu seyn, wünschen können, ist doch: daß sie verständige, gutgesinnte, der Welt nützliche und dankbare Kinder haben mögen! — Aber ist es nicht wahrscheinlich, daß sie alle diese Eigenschaften um so mehr besitzen werden, je mehr sie mit der Sorgfalt, die die Religion vorschreibt, erzogen, und je mehr ihnen die Grundsätze des Christenthums selbst eingeflößt worden sind? Ist es nicht wahrscheinlich, daß solche Kinder den Dank nie vergessen werden, den sie denen schuldig sind, die über ihre Erziehung wachten, die ihren Verstand bildeten, die sie zu nützlichen Kenntnissen führten? Ist es nicht wahrscheinlich, daß ihr Dank um so viel grösser und dauernder seyn wird, je mehr die Erziehung gelang, und je mehr auch die Kinder, im Gefühle der Religion, sich bewußt bleiben: daß Eltern diejenigen Personen sind, durch welche ih-

nen Gott wohlthut, und daß sie nur dann werth sind, ihre Kinder zu heißen, wenn sie den kindlichen Gehorsam und die kindliche Ehrfurcht nicht vergessen?

So sehr die christliche Religion das glückliche Verhältniß der Eltern und Kinder befördert, und so sehr sie dadurch zu den Freuden des häuslichen Lebens beyträgt: so äußert sie drittens auch noch eine der wohlthätigsten Wirkungen durch den Einfluß, den sie auf die ganze Regierung des Hauses, auf die darin zu betreibenden Geschäfte, und auf den Wohlstand, der demselben verschafft und erhalten werden soll, kurz auf den Geist, der darin herrscht, äußert. — In einem Hause, worin die Grundsätze des Christenthums gekannt und geübt werden, da herrscht Mäßigkeit und Ordnung, da herrscht eine glückliche Stimmung der Gebietenden und der Gehorchenden, da wohnt der stille regelmäßige Fleiß, der die Seinigen zu ernähren, und auch zur Wohlthätigkeit für die Armen einen Ueberfluß zu haben strebt, da herrscht die gemäßigte Fröhlichkeit, die für die Gesundheit und den frohen Genuß des Lebens so erwünscht ist, da wird ein Wohlstand gegründet und erhalten, der das Herz vor Kummer und niederschlagenden Sorgen sichert. — Und gesetzt, daß uns, bey einer solchen Stimmung in unserm Hause, ein Unfall trifft, der unsere Freuden unterbricht, und un-

ser Herz auf eine empfindliche Art angreift: so hilft die Religion und das Vertrauen auf Gott, das sie einflößt, auch einen solchen Unfall um so leichter ertragen, und verwahrt vor dem dauernden Unmuth, der die Seele ohne alle Erleichterung läßt.

So wichtig dieser Einfluß der Religion ist, so erscheint er uns doch noch wichtiger, wenn man bedenkt, welchen hohen Werth die Freuden des Hauses und der Familie haben, und wie sie vor andern gesucht zu werden verdienen. Es ist ein glückliches Zeichen, wenn diese Freuden gesucht werden; es ist ein unglückliches, wenn man den Sinn daran verliert. Ich kann daher nicht unterlassen, unser Nachdenken noch mit einigen Worten auf den Werth derselben zu lenken.

In der Vergleichung mit andern Freuden möchte ich den Werth der häuslichen vorzüglich nach folgenden drey Merkmalen bestimmen, erstlich: sie sind zwar weniger rauschend und betäubend, aber desto süßer für das Herz und die Empfindung; zweytens: sie sind nicht kostbar und können ohne Aufwand von Jedem genossen werden; und drittens: sie sind die bleibendsten, sie begleiten uns in das Alter und bis an das Grab.

Ich sage, die häuslichen Freuden sind zwar weniger rauschend, aber desto süßer für das Herz

und die Empfindung. — Wenn wir in großen Cirkeln zu rauschenden Ergötzlichkeiten zusammen kommen, da sind wir oft mehr aus Zwang, als aus Neigung, mehr mit dem Körper, als mit dem Herzen gegenwärtig; da muß gewöhnlich das Vergnügen von außen kommen, und unsere Theilnahme durch stärkere, die Sinnlichkeit erregende, Mittel erregt werden; da nehmen wir vielleicht auf eine Art Theil, die weder den Körper erquickt, noch den Geist, bey der Erinnerung, ohne Reue läßt. — Aber ganz anders ist es bey den gemäßigten häuslichen Freuden. Sie kommen unmittelbar aus dem Herzen; die Empfindung nimmt überall Theil; sie bedürfen keiner beschwerlichen Zubereitung; wir sind unter Freunden, unter Eltern, Kindern, Verwandten, bey denen sich unser Herz aufschließt, gegen die wir nichts zu verbergen haben; sie sind unschuldig in dem Genusse, sie sind erfreuend in der Erinnerung, denn es sind die Freuden über die Unschuld und das Wachsthum der Kinder, es sind die Freuden, die aus gegenseitiger Gefälligkeit und Diensten entspringen, es sind die Freuden der Vertraulichkeit und eines sanften, erheiternden Frohsinns. — Wer Freuden dieser Art kennt, und sie mit den zwangvollen rauschenden Lustbarkeiten der großen Gesellschaft vergleichen kann, der wird nicht lange zweifelhaft seyn, welcher von beyden Arten er den Vorzug zuzuerkennen habe.

Ein anderer Vorzug dieser Freuden ist: daß sie nicht kostbar, daß sie mit keinem Aufwande verknüpft sind, und daß sie von Jedermann genossen werden können. — Wenn andere Freuden eine mühsame Vorbereitung, wenn sie einen kostbaren Aufwand fordern, und also einen großen Theil der Menschen von ihrem Genusse ausschließen, oder, wenn man sich ihnen nicht entziehen will, mit einem nachtheiligen, das Glück der Familie zerstörenden Aufwande verknüpft sind: so werden die häuslichen Freuden täglich, ohne Vorbereitung, ohne Aufwand genossen. Denn ihr Genuß ist an das Leben und an dessen Nothwendigkeiten selbst geknüpft. Diese Freuden werden uns durch Personen zu Theil, die uns stets umgeben. Sie fließen aus den Diensten, die wir ihnen und die sie uns zur Erhaltung und Bequemlichkeit des Lebens leisten; aus der Sorge für unsern gemeinsamen Wohlstand und ihrem Gelingen; aus dem Anblicke und der Dankbarkeit der Kinder; aus der Ordnung und Fröhlichkeit, die in unserm ganzen Hause herrscht. Von diesem Genusse ist kein Mensch ausgeschlossen; ja er wird um so mehr empfunden, je einfacher und gleichförmiger unsre Art zu leben ist, und je weniger man sich durch fremde Freuden zerstreut oder verwöhnt.

Dazu kommt endlich, daß diese Freuden unter allen die bleibendsten sind, daß sie uns in das Alter und bis an das Grab begleiten.

Wenn wir endlich in dem höhern Alter den Geschmack an den äußern Freuden verlieren, weil sie für unsere schwächern Sinne zu betäubend werden; wenn wir anfangen die größern Gesellschaften und ihre Lustbarkeiten zu fliehen: so bleiben uns die Freuden des Hauses, der Freunde, der Verwandten. — Auch im Alter erheitert die wechselseitige Vertraulichkeit der Gatten und ihre Erinnerung an die verflossenen Jahre; auch im Alter ergötzt uns der Anblick der um uns versammelten Kinder und Enkel; und ihre Aufmerksamkeit und ihre Theilnahme begleitet uns, wenn sie einige Religion haben, bis an das Ende, und der Anblick ihrer Tugend und ihres Wohlstandes erleichtert uns den Ausgang aus dieser Welt.

Ich fürchte nicht, M. Fr., daß in diesen Bemerkungen einige Uebertreibung liegt. Und es ist nur mein Wunsch, daß wir sie nach ihrer Wahrheit beherzigen und darnach die Entschließungen fassen mögen, die unserer würdig sind.

Strebet also nach dem Besitze häuslicher Freuden, und gewöhnt euch, sie den fremden rauschenden Freuden vorzuziehen! Sie sind für euch mit wenigerm Aufwande verknüpft; sie werden mit minderm Zwange und um desto mehr mit Empfindung genossen; sie verbreiten eine fröhliche Heiterkeit über unser ganzes Wesen; sie sind unschuldig

in dem Genusse, sie sind erfreuend in der Erinnerung, sie begleiten uns bis an das Ende des Lebens.

Und wohl dem Lande, dessen einzelne Familien Geschmack an diesen Freuden finden, an den Freuden, welche aus der Eintracht der Gatten, aus dem Gedeihen der Kinder, aus der Ordnung und dem Wohlstande des Hauses entspringen! Je größer und je gesicherter das Glück einzelner Familien ist, um desto größer und gesicherter ist auch der Wohlstand des Ganzen. Es ist ein glückliches Zeichen, wenn der Geschmack an häuslichen Freuden zunimmt; aber wehe dem Lande, in welchem er sich verliert!

Aber sichert und veredelt auch Euer häusliches Glück durch Religion. — Findet in euerm Gatten den Gefährten, den euch die Vorsehung auf dem Wege des Lebens zuführte, um euch seine Beschwerden zu erleichtern, seine Annehmlichkeiten zu erhöhen. Erblicket in euern Kindern Geschenke der Gottheit, die ihr bilden, die ihr zu nützlichen Mitgliedern der Welt erziehen, die eure Ehre, eure Freude, euer Trost im Alter und euer Ruhm bey der Nachwelt seyn sollen, und von deren Erziehung ihr Gott Rechenschaft schuldig seyd.

Und wenn euch Gott Glück und Freuden schenkt, so vergesset auch den Dank nicht, der Ihm gebührt.

— Segnet er euch in der Gattin, mit der er euch verband; erfreuet er euch in den Kindern, die ihr erziehet; läßt er eure Geschäfte wohlgerathen: so vergesset den Blick gen Himmel nicht, der euren Dank gegen Gott ausdrücke; so vergesset nicht, daß dies alles Geschenke seiner unverdienten Güte sind. — Dadurch wird euer Herz noch froher, dadurch werden euch die Gaben Gottes noch werther, und die Summe eurer angenehmen Empfindungen vermehrt, und sie selbst veredelt werden. Denn auch für uns ist es wahr, was David sagt: Es ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken, und seinen Namen lobsingen! Es ist eine der seligsten Beschäftigungen, sich in der Betrachtung der göttlichen Güte zu verlieren, bis das Herz zu den frohen Empfindungen des Danks gerührt ist. Amen!

Vierte Predigt.

Ueber die Frage:

Welchen Dienst leistet uns die Religion bey Gefahren, besonders bey Gefahren des Lebens?

Am vierten Sonntage nach Epiphanias.

Ueber

Matth. 8, 23 — 27.

Gott, du hast die Welt weise und unverbesserlich eingerichtet! Sie ist die Bewunderung unseres denkenden Geistes, der auch dein Geschenk ist, und je mehr wir deine Werke betrachten, um so lebhafter werden wir von deiner Macht, deiner Weisheit und Güte gerührt! Auch in unsere Seele und in unsern Körper hast du Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte gelegt, deren Ausbildung und rechter Gebrauch uns weise und froh macht. Und du regierest die Begebenheiten unsers Lebens, daß wir unter allen Verbindungen derselben dir trauen und von deiner weisen Güte das Beste erwarten können! — Auch jetzt wollen wir Gedanken dieser Art in unserer Seele erneuern, und zur Weisheit in unserm Verhalten anwenden! Gieb du selbst durch deinen Geist, daß es auf die rechte Art geschehe! Amen.

Text,

Matth. 8, 23 — 27.

„Und Jesus trat in das Schiff, und seine Jünger folgten ihm. Und siehe, da erhob sich ein groß Ungestüm im

Meer, also, daß auch das Schifflein mit Wellen bedeckt ward; und Er schlief. Und die Jünger traten zu ihm, und weckten ihn auf, und sprachen: Herr hilf uns, wir verderben. Da sagte er zu ihnen: Ihr Kleingläubigen, warum seyd ihr so furchtsam? Und stand auf und bedrohete den Wind und das Meer: da ward es ganz stille. Die Menschen aber verwunderten sich, und sprachen: Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam ist?"

Die Jünger unseres Heilandes befanden sich, nach dieser Erzählung, in einer sichtbaren Lebensgefahr. In einem offenen Kahne fuhren sie über einen See, der, seiner Größe wegen, in der evangelischen Geschichte bisweilen mit dem Namen Meer belegt wird. Dieser See ward stürmisch, die Winde bedeckten das Schiff mit Wellen, und die Jünger riefen: Wir versinken! Bey dieser Gefahr nahmen sie ihre Zuflucht zu Jesu, der sie rettete.

Auch wir können in ähnliche Gefahren kommen. Vielleicht, daß Wenige unter uns sind, die sich nicht schon in einer Lebensgefahr befanden. In einem solchen Falle mögen wir Hülfe in unserm Verstande und in unserer Geschicklichkeit, oder bey unsern Nebenmenschen, suchen; aber die Frage, die uns hier, an diesem Orte, beschäftigen kann, ist: ob und wiefern wir diese Hülfe von der Religion erwarten dürfen? Diese Frage ist um so wichtiger, und verdient unsere desto sorgfältigere Ueberlegung, als, der Erfahrung zufolge, die unrichti-

ge Vorstellung von dieser Sache oft auf die abergläubige Erwartung einer wunderthätigen Hülfe, ohne den Gebrauch der natürlichen Mittel, führt; so wie auf der andern Seite die zu große Geringschätzung einer religiösen, der Weisheit Gottes trauenden, Gemüthsstimmung die Unruhe und die Gefahr vergrößert.

Ich will daher die Frage zum Gegenstand unseres Nachdenkens wählen:

Welchen Dienst uns die Religion bey Gefahren, besonders bey Gefahren des Lebens, leiste?

Der größere Theil unserer Betrachtung wird diese Frage selbst beantworten, und dasjenige näher bestimmen, was wir, in dem angezeigten Falle, von der Religion zu hoffen haben; und der zweyte wird einige Regeln enthalten, bey deren Beobachtung wir uns jene Hülfe der Religion sichern.

Wenn die Frage aufgeworfen wird: welchen Dienst leistet uns die Religion bey großen Gefahren, besonders bey Gefahren des Lebens? so, dünkt mich, ist die Antwort in folgenden zwey Sätzen enthalten. Einmal: die Rettung selbst hängt nicht unmittelbar und allein von der Religion, sondern von andern Geschicklichkeiten, Mitteln und Ereignissen ab; aber die Religion

giebt uns, zweytens, eine Stimmung des Gemüths, bey welcher die Rettung erleichtert, und die Gefahr gemindert, oder doch mit weniger Aengstlichkeit und Furcht bestanden wird. Beyde Gedanken verdienen eine deutlichere Entwickelung.

So schätzbar die Religion und ihre Uebungen und Gebräuche seyn mögen; so würde es doch ein abergläubiger und schädlicher Mißbrauch derselben seyn, dessen sich nur Unwissende und Leichtgläubige schuldig machen können, wenn man von ihr allein und unmittelbar, mit Verschmähung anderer Hülfsmittel, die Befreyung von körperlichen Leiden, von Gefahren in der Natur, und überhaupt außerordentliche Errettungen erwarten wollte. — Eine solche Erwartung streitet nicht nur mit dem Zwecke und Wesen der Religion; sondern sie führt auch zu den schädlichsten Folgen.

Die Religion, der Glaube an Gott, als den allmächtigen Schöpfer und weisen Regierer der Welt, ist uns nicht dazu gegeben, um gewisse große Ereignisse in der Natur, außer uns, hervor zu bringen; sondern ihre Wirkung bezieht sich ganz auf unsere Seele. Daß wir uns Gottes freuen, daß wir um so zufriedener und froher in der Welt leben, daß wir unser Herz reinigen und uns zu edlen Gesinnungen erheben, — dazu ist uns die Religion gegeben, und ihre Wirksamkeit soll sich ganz auf unsere Denkart und auf unsere Handlungsweise beziehen. — Aber wie gern möchte bisweilen der

Mensch durch die Hülfe der Religion und durch ihre Uebungen, durch sein Gebet, durch seinen wirklichen oder vorgegebenen Glauben, große Ereignisse in der Natur, wie durch ein Zaubermittel, hervorbringen, um entweder sich über Andere zu erheben und diese sich dienstbar zu machen, oder um der mühsamen Anstrengung seiner körperlichen und geistigen Kräfte überhoben zu seyn! —

Es bedarf kaum eines ernsthaften Erweises, daß dieses nicht der rechte Gebrauch, sondern vielmehr ein abergläubiger oder boshafter Mißbrauch der Religion ist, der entweder Unwissenheit zur Quelle, oder Betrug und schändlichen Gewinn zur Absicht hat.

Ich sage, eine solche Vorstellung hat Unwissenheit zur Quelle. — Wenn, zum Beyspiel, der Kranke seine Genesung nicht von den Heilkräften, welche Gott in die Natur gelegt hat, und von einer angemessenen Lebensordnung, sondern von kirchlichen oder willkührlich erfundenen Uebungen der äußerlichen Andacht erwartet: so ist dies offenbar eine abergläubige Verkehrung der Dinge. Oder, wenn der Vater den Gebrauch aller Mittel für die Genesung seines Kindes verschmähet, weil er wähnt, daß Gott, auf sein Gebet, auch ohne diese Mittel retten werde: so ist dies ein Mißbrauch des Glaubens, welcher aus Mangel richtiger Erkenntniß entspringt; so sind dieses Erwartungen, die auf Unwissenheit und auf unrichtigen

Vorstellungen von der Wirkungsart Gottes beruhen. — Oder wenn der Unglückliche, dessen Wohnung die Flamme verzehrt, die Abwendung der Gefahr vielmehr von dem Gebete, als von dem Gebrauch der gewöhnlichen Mittel erwartete, zu deren Entdeckung und Gebrauch Gott unsern Geist und Körper tüchtig gemacht hat: so wäre dieses eine verkehrte Anwendung des Gebets, welche die Gefahr und das Unglück vergrößert.

Auch haben wir, solche Wunder zu erwarten, keinen Grund in der richtig erklärten heiligen Schrift. Denn, wie man auch jene wunderbaren Handlungen und Begebenheiten Jesu betrachten mag; so haben wir wenigstens keine Verheißung, solche außerordentliche Wunder heutiges Tages zu erwarten.

Und es ist gewiß eine zu weitgetriebene Besorgniß und eine ganz irrige Vorstellung, wenn man glaubt, daß man, durch den Gebrauch natürlicher Mittel zur Abwendung mancher Gefahren, Gott gleichsam in seine Regierung der Welt greife; und daß es einen höhern Grad von Demuth und Gottesfurcht erweise, wenn man seine Hülfe unmittelbar von Gott erwartet, als wenn man sie sich selbst durch den Gebrauch seiner Kräfte und durch die Hülfe seiner Mitmenschen zu verschaffen sucht.

Dürften wir gar nichts zur Abwendung mancher Gefahren in der Natur thun; sollten wir uns

dabey blos leidend verhalten, und alles von der unmittelbaren Hülfe Gottes erwarten: wozu hätte uns doch Gott die Mittel dazu dargeboten? warum hätte Er uns den Verstand verliehen, der sie aufzufinden die Fähigkeit hat? und warum hätte Er in uns den Trieb gelegt, diese Mittel in der Gefahr zu gebrauchen, einen Trieb, der sich so stark und lebhaft regt, als der Trieb unser Leben zu erhalten, welchen Jedermann von Gott, dem Urheber unserer Natur, ableitet?

Und einen höhern Grad von Demuth und Gottesfurcht sollte es verrathen, wenn man seine Errettung durch ein Wunder, als wenn man sie von dem ordentlichen Gebrauche natürlicher Mittel erwartet? Ich zweifle. Oder ist eine Errettung, die durch natürliche Mittel erfolgt, nicht eine Errettung des Herrn der Natur? Ist die Erwartung eines Wunders nicht eine Versuchung der Gottheit? verräth sie nicht Zweifel gegen die Weisheit Gottes, gegen die Weisheit, die der Wunder nicht bedarf? und ist nicht die Andacht, die nur durch ein Wunder entflammt werden kann, eine weit geringere, als diejenige, welche überall in der Natur, in der kleinsten Begebenheit, wie in der größten, die Gottheit erblickt?

Ich könnte endlich auch noch die schädlichen Folgen berühren, die, der Erfahrung nach, die Meynung zu haben pflegt, daß die Religion und die Andacht die Rettung aus großen Gefahren al-

lein, auch bey der Verschmähung aller andern Hülfsmittel, herbey führe, wenn diese Folgen nicht zu bekannt wären, und zur Belehrung der Menschen so oft hervorgehoben und bemerklich gemacht würden. — Wer in einer Gefahr die natürlichen Mittel verschmäht, und statt deren zu der Andacht seine Zuflucht nimmt, der läßt die Gefahr um so viel größer werden, so groß, daß sie vielleicht nicht mehr abgewendet werden kann; der versucht Gott, und kommt vielleicht in einer Gefahr um, aus der er, bey richtigerer Beurtheilung, leicht gerettet werden konnte. Die Erfahrung ist voll von Beyspielen dieser Art, die, wenn wir diesen Gedanken weiter verfolgen wollen, sich unserer Erinnerung zahlreich genug darbieten werden.

Aber so wahr und entschieden es ist, daß uns die Religion und die Andacht nicht unmittelbar aus Gefahren rettet: so ist doch gewiß, daß sie uns dabey eine Hülfe leistet, welche nicht genug geschätzt werden kann. — Auch dieser Gedanke verdient um so mehr eine nähere Erwägung, je mehr er uns die Religion in dieser Beziehung recht hoch schätzen lehrt, und vor jedem abergläubischen Mißbrauch bewahrt.

Wenn gleich die Religion, das Vertrauen und das Gebet zu Gott, kein Mittel ist, Krankheiten zu vertreiben, den Mangel zu verscheuchen, die Elemente zu besiegen, Geister zu fodern oder zu vertreiben, und wie die Wirkungen weiter heis-

sen, zu welchen sie bisweilen die Unwissenheit des Aberglaubens oder die List des Betrugs gemißbraucht hat: so ist doch der Dienst überaus groß und wichtig, den sie uns dadurch leistet, daß sie das Gemüth in eine Stimmung setzt, welche jedem Menschen in der Gefahr zu wünschen ist, und bey welcher entweder die Gefahr selbst vermindert und leichter besiegt, oder wenigstens die Aengstlichkeit, die Furcht, die Verzweifelung nicht wenig verringert wird. Dieses bewirkt die Religion durch die Fassung des Gemüths, welche die eigenthümliche Frucht ihrer oft überdachten Belehrungen ist.

Es ist aber hauptsächlich eine dreyfache Belehrung, durch welche sie jene Gemüthsstimmung hervorbringt: einmahl, daß die Welt das Werk der göttlichen Weisheit ist; zweytens, daß auch die Begebenheiten der Menschen von ihr geleitet werden; und endlich, daß selbst der Tod, den die Sinnlichkeit als das größte Uebel zu fürchten pflegt, eigentlich kein Uebel ist.

Diese Gedanken wirken auf mannigfaltige Art zu unserer Erleichterung, und besonders zur Erhaltung des guten Muthes; der gute Muth aber unterstützt den Verstand, und rettet nicht selten aus der Gefahr; so wie hingegen Muthlosigkeit Verwirrung zur Begleiterin hat, die Gefahr vergrößert, und vielleicht für uns tödtlich macht. Wenn

ich an Gott glaube, als den weisen Urheber und Regierer der Welt, so wird mir überhaupt, und auch in der Nähe der Gefahr, der Gedanke lebendig seyn: ich kann also, so groß die Gefahr ist, doch vielleicht noch auf eine unvermuthete Art gerettet werden; die ganze Natur ist ia nicht zur Zerstörung, sondern zur Erhaltung der Lebendigen eingerichtet. Ein kleiner unbedeutender Umstand, den ich nicht kenne, kann meine Rettung werden; und ich darf daher den Muth nicht eher sinken lassen, bis die Gefahr mit meinem Untergange sich endigt. — Und ich darf dies um so weniger, ich kann meinen guten Muth um so mehr behalten, als die Vorsehung Gottes sich nicht blos auf das Allgemeine und auf die Gattungen der Dinge, sondern auch auf das Einzelne und also auch auf mich bezieht; da ich überzeugt seyn kann, daß auch mir ohne seinen Rath nichts begegnen kann, und daß er auch gegen mich ein Vater der Liebe und Güte ist. — Und gesetzt, daß ich in der Gefahr umkäme, gesetzt, daß ich das Leben, das mir so theuer ist, wirklich verlieren sollte: so darf ich ja selbst den Tod nicht fürchten, indem auch der Tod zu den Anordnungen des Allweisen und Allgütigen gehört, und indem er nicht das Ende meines Seyns, sondern der Uebergang in eine andere Welt ist. —

Diese Gedanken, dünkt mich, geben eine Ru-

he und Besonnenheit, bey welcher das Gemüth nicht nur von der Aengstlichkeit und Verzweiflung frey bleibt, welche das Gemüth des Ungläubigen zerreißt, sondern auch selbst die Mittel zur Rettung leichter finden, und mit mehrerer Vorsicht und Klugheit gebrauchen lehrt. Und daher finden wir auch in der Geschichte nicht wenige Beyspiele von Muth und Ruhe, von Aufopferung, welche hauptsächlich durch die Kraft der Religion möglich waren, und welche die Größe des Dienstes anschaulich machen, welchen der Glaube an Gott, das Vertrauen zu der Vorsehung und die Hoffnung der Unsterblichkeit uns in der Gefahr leisten. Ein Dienst, welcher jedem Menschen zu wünschen ist, und auf welchen diejenigen einen viel zu geringen Werth legen, die ihn nicht aus der Erfahrung kennen, weil ihr Herz von religiösen Empfindungen leer ist.

Gewiß ist daher auch die Frage einer Untersuchung werth: wie man sich diesen Dienst der Religion sichert, oder wie man sich die Stimmung der Seele eigen macht, bey welcher man jene Ruhe, jene Furchtlosigkeit und Besonnenheit in dem Augenblicke der Gefahr empfindet? — So leicht sich dieses alles von selbst darbietet, so will ich doch hierüber noch einige Rathschläge zum Schlusse unserer Betrachtung vortragen.

Zuerst ist die Bemerkung nicht von Unwich-

tigkeit, daß diese Stimmung der Seele nicht in einem Augenblicke erworben, sondern daß sie das Werk eines festen, oft geprüften und unerschütterlichen Glaubens und wiederholter Ueberlegungen ist; daß sie insbesondere nicht in dem Augenblicke der Gefahr selbst erworben wird; so wie es auch nicht nothwendig oder auch nur immer möglich ist, daß diese Vorstellungen der Religion gerade in den Augenblicken der Gefahr die lebendigsten und allein herrschenden in der Seele seyen, oder durch geflissentliche Uebung der Andacht jetzt hervorgebracht oder belebt werden.

Und dies führt mich auf einige besondere Regeln, deren Beobachtung jedermann seiner eignen Ruhe wegen heilig seyn sollten. Die erste ist diese:

Man gewöhne sich früh, die Welt in dem Lichte der Religion, als das Werk eines weisheitsvollen und gütigen Wesens, zu betrachten; man bemühe sich, die Ueberzeugung davon recht fest und unerschütterlich, den Glauben daran recht anschaulich zu machen. —

Ich sage, man gewöhne sich dazu. Nicht genug, daß wir in unserm jugendlichen Unterrichte diesen Gedanken gehört haben, daß er uns durch

einige Beyspiele anschaulich gemacht und von Zeit zu Zeit wiederholt ward; sollte billig jeder Bürger der Welt, jeder Mensch, der die Gaben der Natur genießt, der sich selbst als ein abhängiges und doch so weise eingerichtetes Wesen sieht — jeder Mensch sollte dazu Zeiten und Stunden aussetzen, um manche Werke Gottes in der Natur und ihre weise Einrichtung mit Aufmerksamkeit zu betrachten, um durch diese wiederholten Betrachtungen einen recht tiefen, nicht zu vertilgenden Eindruck von der Weisheit und Größe des Schöpfers zu erhalten. Dieser Eindruck wird um so größer und bleibender, je mehrere einzelne Geschöpfe wir in dieser Rücksicht betrachten; und diese Beschäftigung mit der Natur darf um so mehr empfohlen werden, je leichter sie, bey der Menge der Werke Gottes, angestellt werden kann, und je entzückender das Vergnügen ist, mit welchem eine solche Betrachtung begleitet zu seyn pflegt. Je tiefer der Eindruck von der Weisheit Gottes ist, um desto größer ist auch das Vertrauen zu ihm, das alsdann auch in einzelnen Fällen vor Furchtsamkeit und Verzweifelung bewahrt.

So wie die Betrachtung der einzelnen Geschöpfe einen tiefen Eindruck von der Weisheit des Schöpfers giebt, einen Eindruck, der nachher durch nichts vertilgt werden kann: so stärkt auch das die Seele zum Muth und zum Vertrauen, wenn

man sich eine lebhafte Ueberzeugung von der Vorsehung und von der weisen und wunderbaren Regierung des menschlichen Geschlechts und der Schicksale einzelner Menschen zu verschaffen strebt. — Daß Gott das menschliche Geschlecht, daß Er das Schicksal einzelner Menschen leite, das lernen wir zwar in der Jugend; aber der Glaube daran bleibt oft beynahe ganz todt in der Seele, und ist von weniger Wirkung, wenn er nicht durch die Betrachtung der Welt und durch Beyspiele bisweilen erneuert und belebt wird.

Billig sollten wir daher auch den Gang der Geschichte des menschlichen Geschlechts bisweilen zum Gegenstande unseres Nachdenkens machen, die Geschichte des israelitischen Volks und der christlichen Kirche, das Leben und die Begebenheiten einzelner Menschen, die oft unvermutheten und wunderbaren Errettungen derselben; um uns recht geflissentlich in dem Glauben zu befestigen, daß das Wesen, welches das Weltall erhält, auch über das menschliche Geschlecht wacht, und daß es wahr ist, was unser Heiland sagt, daß uns nichts ohne den Rath Gottes begegnen kann, daß auch unsere Haare alle gezählt sind, und daß es Gottes Weisheit nie an Mitteln fehlt, seinen wohlthätigen Rath auszuführen. — Man überzeuge sich von dieser Wahrheit durch sein Nachdenken und durch Beleh-

rungen des Verstandes, und man erhalte den Glauben daran selbst dadurch lebhaft und anschaulich, daß man sich außerordentliche Rettungen aus außerordentlichen Gefahren einpräge. Nicht in der Absicht, um eine ähnliche Erwartung bey sich zu unterhalten, nicht um nun die gewöhnlichen Mittel der Errettung ungebraucht zu lassen; sondern um den Gedanken lebhaft und anschaulich zu erhalten, daß Gott retten könne, und daß seine höhere Hand über uns waltet, wo und in welcher Lage wir uns befinden mögen.

Ich müßte mich sehr irren, oder ein Mensch, der diesem Rath folgt, der solche Betrachtungen öfter erneuert, wird sich im Vertrauen auf Gott gestärkt fühlen, und auf den Dienst der Religion, wenn er in Gefahr kommen sollte, mit Sicherheit rechnen können. Mit diesem ersten Rathe verbinde ich einen zweyten.

Außer dieser Gewöhnung zum festen Glauben an die Weisheit und Güte Gottes sollte man, um in jeder Gefahr, besonders aber in Gefahren des Lebens weniger furchtsam zu seyn, sich insbesondere überzeugen, daß der Tod, so sehr er dafür gehalten wird, doch eigentlich kein Uebel ist.

Es ist auch hier nicht genug, in der Jugend gehört oder gelernt zu haben: daß der Tod kein

Uebel ist. Wenn man diesen Gedanken nicht durch eigenes Nachdenken zu seinem eigenen gemacht, und wenn man ihn nicht oft erneuert hat; so wird er schwerlich von großer Wirkung seyn; weil das Gefühl, welches vor dem Tode zurück bebt, die Vernunft, wenn sie nicht durch jene Vorstellungen der Religion unterstützt wird, übereilt und betäubt. — Es ist aber so schwer nicht, sich zu dieser Vorstellung zu erheben, und sie bey sich zu unterhalten.

Wenn in einer Welt, welche das Werk eines weisen Wesens ist, Begebenheiten, die von der Einrichtung der Dinge und der Natur lebender Wesen unzertrennlich sind, unmöglich böse seyn können: so kann es auch jene Veränderung nicht seyn, welche mit dem Namen des Todes bezeichnet wird. — Es kömmt dazu, daß uns die allgemeine und die christliche Religion belehrt, daß wir bey dem Tode nicht verlieren, sondern gewinnen; daß er nur der Uebergang in einen andern Zustand ist; daß die Veränderung, die da mit uns vorgeht, die Entwickelung zu einem neuen Zustande ist, in welchem wir nicht weniger unter Gott und unter der Leitung seiner Weisheit und Güte stehen, als in der gegenwärtigen Welt.

Mit dieser oft erneuerten Vorstellung sollte man denn auch den Gedanken an die Möglichkeit, daß man die Welt plötzlich verlassen könne, verbin-

den, und die Erinnerung daran nicht ganz von sich entfernt halten.

Ich weiß, daß ich damit einen Rath gebe, den man der Weisheit des Lebens nicht angemessen, und dem Genusse seiner Freuden nicht zuträglich finden wird. „Sich vorzustellen, daß man sterben, daß man plötzlich sterben könne, das ist, sagt man, ein widriger Gedanke, ein Gedanke der nur furchtsam und zaghaft macht, und dem die Klugheit auszuweichen gebietet.“

Ich muß gestehen, daß ich der entgegengesetzten Meynung bin, und daß ich es als das Zeichen einer schwachen Seele ansehen muß, wenn der Mensch durch eine solche Vorstellung furchtsam wird, welche die Gefahr nicht vergrößert, und welche die Klugheit anzustellen gebietet, weil dadurch die Nebenumstände entfernt werden können, welche so oft die Sache nur desto widriger und furchtbarer machen. Dadurch, daß ich mir als möglich denke, daß ein plötzlicher, unvermutheter, durch eine nicht vorhergesehene und nicht abzuwendende Gefahr hereinbrechender Tod mich überrasche, dadurch, daß ich mir die Sache selbst als möglich denke, wird die Sache selbst nicht möglicher oder eher wirklich; sondern ich werde nur in meiner Vorstellung mit einer oft eintretenden Sache bekannter, und dadurch schon verliert sie selbst von ihrer Furchtbarkeit, wie jeder

schreckhafte Gedanke, den man öfter denkt, wie jedes furchtbare Bild, das man öfter und näher betrachtet.

Und indem ich mir die Sache als nicht unmöglich denke, so werde ich damit die natürliche, sich von selbst an jenen Gedanken anschließende, Frage verbinden: wie wünsche ich, daß alsdann der Tod mich und die Meinigen finde? und dadurch werde ich zu Entschließungen und Vorkehrungen geleitet, die, wenn sie gefaßt und getroffen sind, nicht anders als wohlthätig und beruhigend seyn können.

Bey einer solchen Ueberlegung, daß uns der Tod plötzlich überraschen könne, da kehrt vielleicht der leichtsinnige Wüstling in sich, indem er vor dem Gedanken erschrickt: wie wenn dich der Tod in dieser Unordnung, bey diesen Ausschweifungen überraschte? wie wenn du jetzt Rechenschaft geben solltest von dem Leben, das du bisher geführt hast? — Bey einer solchen Ueberlegung, da werden vielleicht auch von dem ernsthafteren Manne Vorkehrungen für die Seinigen und die Versorgung derselben getroffen, die wohlthätig bleiben, auch wenn der frühere Tod nicht erfolgt. — Auch wenn der Jüngling durch einen frühen Tod nicht weggerafft wird: so ist er vielleicht doch durch jene Ueberlegungen um so früher von Thorheiten zurückgekommen, denen er länger ergeben geblieben wäre, oder

gar vor ihnen verwahrt worden; auch wenn die Gattin nicht früh zur Wittwe und die Kinder zu Waisen wurden, so sind sie nun doch um so gewisser vor Armuth und mannichfachem Elende gesichert; und so hat uns jene Ueberlegung ein desto sorgenfreyeres Alter bereitet. — Und gesetzt, daß uns die Gefahr wirklich trifft — nun da ist man um so vorbereiteter; dann hat man um so mehr Ruhe und Besonnenheit, der Gefahr zu begegnen; dann ist man um so eher im Stande, die Mittel zu gebrauchen, welche die Gefahr mindern oder entfernen; dann ängstigt man sich um so weniger, wenn man auch wirklich in der Gefahr unterliegen sollte, weil man Gott vertrauen und den Tod nicht fürchten gelernt hat.

Auch wir, Meine Freunde, wollen die Benuzung dieser Gedanken zu unserer Weisheit rechnen. Auch unser Körper, wie leicht ist er verletzt! auch unser Leben, wie bald ist es zerstört! Bey den Unfällen, die uns umringen, wie möglich ist es, daß unsere Laufbahn schneller sich endige, als wir es vermuthen.

Dieser Gedanke soll uns nicht niederschlagen, nicht muthlos, nicht furchtsam machen; sondern er soll uns durch die Hülfe der Religion zur wahren Weisheit führen!

Auch über uns waltet eine weise Vorsehung!

auch unser Leben ist von ihr theuer geachtet! auch uns begegnet nichts, als was ihre Weisheit sah und ihr Rath für uns bestimmte! — Auch uns in der Gefahr zu retten, hat sie tausend Mittel, die unser Verstand nicht sieht! Auch uns umgiebt sie mit ihrem Schutze auf allen unsern Wegen! Nur dafür wollen wir sorgen, daß unser Weg stets ein heiliger sey! — Und, erreicht uns der Tod — wie er uns alle erreicht — nun so wollen wir nicht zittern. Denn es ist die Ordnung Gottes, unsers weisen himmlischen Vaters. Es ist die Ordnung Gottes, daß der Tod uns seine, der Sinnlichkeit furchtbare, Hand reiche! Aber es ist auch die Ordnung Gottes, daß er uns an ihr in die andere Welt führe! — Noch einmahl, Meine Freunde, das Auge des Allmächtigen sieht uns auf allen unsern Wegen, sein allmächtiger Schutz begleitet uns; lasset uns nur darauf denken, daß unsere Wege Ihm wohlgefallen. Amen!

Fünfte Predigt.

Von den Versuchungen, welchen wir durch unsere wirklichen oder vermeynten Vorzüge ausgesetzt sind.

Am Sonntage Invocavit.

Ueber

Matth. 4, 1 — 11.

In der Schloßkirche.

Gott! von dem uns alles Gute, und jeder Vorzug, den wir besitzen, kommt; der du nicht willst, daß wir uns derselben überheben, oder sie zu unserm Nachtheile mißbrauchen; lehre uns die Bescheidenheit, welche die Quelle derselben nicht vergißt, und die Vorsicht, bey welcher sie uns nicht zur Versuchung werden; und laß für diesen Wunsch auch unsre jetzige Andacht nicht ohne Segen seyn! Amen!

Text,

Matth. 4, 1 — 11.

„Da ward Jesus vom Geist in die Wüste geführt, auf daß er von dem Teufel versucht würde. Und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Und der Versucher trat zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brodt werden. Und er antwortete und sprach: Es stehet geschrieben: Der Mensch lebet nicht vom Brodt allein; sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund

Gottes gehet. Da führte ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt, und stellete ihn auf die Zinne des Tempels. Und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so laß dich hinab; denn es steht geschrieben: Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun, und sie werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest. Da sprach Jesus zu ihm: Wiederum stehet auch geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen. Wiederum führete ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg, und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit; und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Hebe dich weg von mir, Satan; denn es stehet geschrieben: Du sollst anbeten Gott deinen Herrn, und ihm allein dienen. Da verließ ihn der Teufel; und siehe, da traten die Engel zu ihm, und dieneten ihm."

Es ist eine bekannte Erzählung, daß unser Heiland, ehe er als öffentlicher Lehrer unter den Israeliten auftrat, auf eine außerordentliche Art versucht wurde. Wie manche Fragen auch unsere Wißbegierde über jene Erzählung aufwerfen möchte; so kömmt es doch jetzt, an diesem Orte, und bey der Absicht, zu welcher wir zusammen gekommen sind, nur darauf an, wie wir sie auf eine lehrreiche Art zu unserer Erbauung anwenden. Und dazu bietet sie uns mehrfachen Stoff dar.

Vor allen Dingen erregt unser Heiland unsere Bewunderung, der immer als Sieger, bey jedem neuen Angriffe, erscheint, der sich durch

so einfache Mittel, als Stellen der heiligen Schrift sind, rettet, und der uns dadurch lehrt, wie wichtig ein behaltener guter Gedanke, ein Spruch der heiligen Schrift, ein Vers des Gesangbuchs wird, wenn er uns zu rechter Zeit, in dem Augenblicke der Versuchung, in das Gedächtniß kommt. — Nicht minder merkwürdig ist die Art, wie der Versucher unsern Heiland angreift, wie er ihn bald, durch Hinweisung auf seinen Mangel, zur Unzufriedenheit mit Gott, bald, durch Erweckung der Eitelkeit, zur Vermessenheit und zur Erwartung eines Wunders zu verleiten sucht, und bald ihn, durch Erregung der Begierde nach Reichthum und Hoheit, welche einen so großen Eindruck auf die menschlichen Gemüther zu machen pflegen, für sich zu gewinnen sucht; wie er schlau genug ist, seinen Angriff auf verschiedene Art zu wenden; und wie er, ohne zu ermüden, ihn mehrere Mahle erneuert. Dies ist die Art listiger und schmeichelnder Betrüger; und wir müssen der heiligen Schrift, die man oft zu verkleinern so geneigt ist, wenigstens die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß die Schilderung dieser Versuchung, und der Art, wie ihr widerstanden wird, nicht ohne Kenntniß des menschlichen Herzens gemacht ist.

Vorzüglich merkwürdig aber ist, daß der Versucher selbst die Vorzüge unseres Heilandes, um ihn zu verführen, benutzt. Denn der Grund, den er gebraucht, um ihn zur Unzufriedenheit mit

Gott, oder zur Vermessenheit zu verleiten, ist der: Weil du Gottes Sohn bist, so kannst du diesen Steinen gebieten, sich in Brodt zu verwandeln; weil du Gottes Sohn bist, so kannst du dich von der Höhe des Tempels herunter lassen, und verlangen, daß dich Gottes Engel auf den Händen trage. — Dies ist eine eben so listige als gefährliche Art der Versuchung, welche, weil sie uns bey einer unserer schwächsten Seiten angreift, unsere besondere Aufmerksamkeit verdient.

Ich will daher Gelegenheit nehmen,

von den Versuchungen zu reden, welchen wir durch unsere wirklichen oder vermeinten Vorzüge ausgesetzt sind.

Ich will zuerst die Sache selbst, und ihre Gefahr durch Beyspiele erläutern; und dann einige der Mittel und Grundsätze empfehlen, welche uns vor den wirklichen Vergehungen bewahren können.

Daß uns selbst unsere Vorzüge zu einer unrichtigen Denkart und zu fehlerhaften Handlungen verleiten können, das ist bekannt, und die damit verknüpfte Gefahr groß genug, um unsere nähere Aufmerksamkeit zu verdienen. — Es giebt aber der Versuchungen, welchen wir durch unsere Vorzüge, und durch eine zu große oder auch

durch eine wahre Meynung davon, ausgesetzt sind, hauptsächlich eine doppelte Art: einmahl solche, welche überhaupt aus dem Gefühle großer Vorzüge, welcher Art sie seyen mögen, entspringen, und welche allen unsern Vorzügen gemein sind; und dann solche, welche jedem einzelnen Vorzuge eigenthümlich sind.

Reden wir zuerst von jener, und dann von dieser Gattung der Versuchungen. Die fehlerhafte Gesinnung, zu welcher wir durch das Bewußtseyn großer Vorzüge überhaupt verleitet zu werden pflegen, ist die hohe Meynung, die wir von unserm Verdienste fassen; der Werth, den wir auf unsere Person legen; die Art, wie wir diese Meynung an den Tag legen, und welche theils mit Undankbarkeit gegen Gott, theils mit Verachtung unserer Mitmenschen verknüpft zu seyn pflegt. —

Ich sage zuerst mit Verachtung unserer Mitmenschen. — Es ist nichts ungewöhnliches, daß wir Menschen die zufälligen Vortheile, die nicht sowohl unser Verdienst, als der Erfolg äußerlicher, von uns nicht abhängiger Begebenheiten sind, dennoch als unser Verdienst betrachten; daß wir uns alsdann selbst als vorzügliche Menschen, die mehr als andere werth sind, ansehen, und daß wir diejenigen, welche jener Vorzüge entbehren, auch für geringere Menschen halten und verachten. So ist in den Augen des Rei-

chen ein Armer auch ein Nichtswürdiger, und beyde Ausdrücke sind in seiner Sprache von gleicher Bedeutung; so ist in den Augen des Gelehrten, des Talentvollen, des Witzigen der Mann, der nur seine nützliche Kunst kennt, der nur auf die gewöhnlichen Kenntnisse des Lebens und auf schlichten Menschenverstand Anspruch macht, ein einfältiger, verächtlicher Mensch; so ist oft in den Augen des Mächtigen und Hohen der Mensch aus der gewöhnlichen Classe ein Elender, den man ohne Reue mißhandeln darf. — Bey einer solchen Denkart verwechselt man die unsichern, zufälligen Zeichen einiges möglichen Werthes mit dem wirklichen Werthe unserer Person, der doch von etwas ganz anderm abhängt; man vergißt die Bescheidenheit, die unsern schönsten Vorzügen auch ihren schönsten Reiz giebt, und man läßt sich durch sie zur Unbilligkeit im Urtheil und zur Ungerechtigkeit im Handeln verleiten. Eine Denkart, eine Unbilligkeit und Ungerechtigkeit, zu der man, ohne jene Vorzüge, sich nicht versucht fühlen würde. — Wer die wirkliche Welt, die große und die kleine, einigermaßen kennt, der weiß auch, wie gewöhnlich diese Urtheile und Handlungsweisen sind.

Mit diesem Werthe, den wir auf unsere Person legen, pflegt dann, außer der Ungerechtigkeit gegen unsre Mitmenschen, auch nicht selten Undankbarkeit, oder eine gewisse Anma-

ßung gegen Gott verknüpft zu seyn. — Wer sich großer Vorzüge bewußt ist, der vergißt leicht, so lange er glücklich ist, wem Er diese Vorzüge verdankt, und besonders den Blick, den er der Gottheit schuldig ist; und ist er unglücklich, so fühlt er sich zur Unzufriedenheit und zum Unmuthe versucht, und ist geneigt, Gott und Menschen über sein Schicksal anzuklagen. — Daß dieses eine fehlerhafte Denkart sey, wird Niemand leugnen wollen.

Welcher Art auch unsre Vorzüge seyn mögen, so wissen wir, daß sie ein Geschenk Gottes sind, und daß sie uns nicht ohne eine höhere Vorsehung, nicht ohne die von uns nicht abhängende Regierung der Weltumstände zu Theil wurden. Wer sich nicht zu sehr von dem vermeynten Werthe seiner Person blenden läßt, der behält dieses Bewußtseyn stets; und auch der Mächtige, der Weise, der Begüterte, der Glückliche bey irgend einem Unternehmen vergißt nicht, daß er seine Macht, seine Weisheit, seinen Reichthum, das Gelingen seiner Unternehmungen einem höhern Einflusse verdankt, und demüthigt sich vor Demjenigen, der Alles in Allem ist, und sagt mit jenem Frommen: Herr, ich bin nicht werth der Vorzüge, die ich besitze, der Barmherzigkeit, die du an mir thust. — Aber wie oft wird im Glücke, bey dem Besitze und in dem Genusse des Reichthums, der Macht und anderer Vorzüge, dieser Blick zu Gott vergessen,

und als eigenes Verdienst unserer Person betrachtet, was ein unverdientes Geschenk der göttlichen Güte und Weltregierung ist. — So, wenn der mit Vorzügen Begabte glücklich ist. Und, fühlt er sich nicht nach seinem vermeynten Verdienste belohnt, so hält er sich zur Klage über sein Schicksal berechtigt, wird durch eine stete Unzufriedenheit seinen Mitmenschen beschwerlich und sich selbst zur Last, — denn Niemand quält sich und andre mehr, als der unbefriedigte Stolze — und ist ungerecht gegen die Weisheit der göttlichen Regierung.

Aber so wie Selbsterhebung, Verachtung unserer Mitmenschen, Mangel der Dankbarkeit gegen Gott, Unzufriedenheit mit seiner Regierung, Vergehungen sind, zu denen wir durch Vorzüge jeder Art versucht werden können: so giebt es auch noch andere Versuchungen, welche unsern einzelnen Vorzügen eigen sind, und welche sich nach deren besonderen Beschaffenheit richten.

Man kann alle Vorzüge des Menschen in äußerliche und innere abtheilen: sie beziehen sich entweder auf unsere Seele, und in Rücksicht dieser auf unsern Verstand und auf unser Herz; oder sie beziehen sich auf unsere äußerlichen Umstände, auf unsern Stand, unsere Würde, Gewalt; oder auf unser gehabtes Glück und erworbenes Verdienst. Jeder dieser Vorzüge verleitet zu einer ihm nahe liegenden fehlerhaften Denk-

art; und es ist der Mühe werth, mit den Gefahren bekannt zu seyn, in denen wir uns befinden.

So ist Verstand und Einsicht gewiß ein großer, beneidenswerther Vorzug. Aber wie leicht verleitet er zu einer fehlerhaften Gesinnung und Handlungsweise! Ich rede jetzt nicht von jener kleinen Gattung des Verstandes, der hauptsächlich Aehnlichkeiten verfolgt, der das Große mit dem Kleinen, das Ernsthafte und Ehrwürdige mit dem Gemeinen und Verächtlichen, das Wahre mit dem Falschen in Vergleichung setzt, und der vielleicht, um einen geistreichen, witzigen Gedanken zu sagen, das Ehrwürdige herabwürdigt, die Unschuld schamroth macht, und das Verdienst dem Spotte leichtsinniger Preis giebt. — Selbst jener größere Verstand, der hauptsächlich in der Leitung wichtiger Geschäfte sichtbar ist, der, bey umfassender und tiefer Einsicht, gewöhnlich ein richtiges Urtheil fällt, — wie leicht verleitet er diejenigen, welche ihn besitzen, wenn sie nicht sehr aufmerksam auf sich selbst sind, zum Eigensinn und zur Herrschsucht, zur Beharrlichkeit im Irrthum, zur Ungerechtigkeit und Unterdrückung, selbst ohne und wider ihre Absicht! Ein Mann, der sich jener Vorzüge bewußt ist, wird leicht, wenn er sein Urtheil mit dem widersprechenden Urtheile Anderer vergleicht, zu der Meynung verleitet: ich habe gewöhnlich Recht, und so habe ich es gewiß auch dieses Mahl. Meine Meynung ist die wahre; so wie ich die

Sache ansehe, ist sie wirklich. Diese große Meynung von sich selbst, und die geringe, die er von andern hat, wird ihn hindern, daß er der Sache nicht die Prüfung widmet, die sie verdient; er wird, weil er in vielen Dingen richtig sieht, glauben, daß er überall nicht fehle; er wird auf den Widerspruch und die Zweifel Anderer weniger hören, und auf die Untersuchung die Zeit und Geduld nicht verwenden, die sie erfordert. Und das ist dann oft von sehr wichtigen, nicht zu berechnenden Folgen. Ist ein solcher Mann, zum Beyspiel, Gesetzgeber, so wird Er vielleicht, in der besten Meynung, Einrichtungen treffen, die nicht genugsam und nicht von allen Seiten überlegt waren; ist er Richter, der vorhandene Gesetze auf einzelne Fälle anwendet, so wird er vielleicht durch Uebereilung zu einer falschen Anwendung des Gesetzes und also zu einer Ungerechtigkeit verleitet; ist er Lehrer, so übereilt er sich vielleicht in Behauptungen, die er zu schnell als Wahrheiten aufstellte, oder in dem Ausdrucke, der nicht, wie er wähnte, der schicklichste und nach den Umständen gewählteste war. — Lauter Fehler, denen Personen von vorzüglichen Talenten mehr ausgesetzt sind, als andere; und vor denen sie sich also auch um so sorgfältiger zu hüten haben.

Wie es mit den Vorzügen des Geistes, eines angenehmen oder tiefgehenden und umfassenden Verstandes ist; eben so ist es mit den Vorzügen des Herzens, oder mit unsern Tugenden. Auch

diese haben ihre Gefahren, und setzen uns mancher Versuchung aus; und sie werden besonders alsdann gefährlich, wenn Andere diese Tugenden, die wir vorzüglich schätzen, erheucheln, und uns durch ihren Schein täuschen. Ein Mann, zum Beyspiel, von festen Grrundsätzen und von geprüfter Rechtschaffenheit weiß sich vielleicht sehr sicher vor der Partheylichkeit, die durch offenbare Bestechung gewonnen wird. Er würde den, der seine Gerechtigkeitsliebe bestechen wollte, als einen Nichtswürdigen verachten, oder der öffentlichen Bestrafung überliefern. — Aber ist er eben so sicher, wenn der Gegner den Angriff ändert? ist er es auch gegen den listigen Schmeichler, der durch den Schein ähnlicher Rechtschaffenheit, und durch das Lob, das er der Uneigennützigkeit ertheilt, ihn unvermerkt für sich und für seine Sache gewinnt? Und doch geschieht hier eine Bestechung, nur nicht die gewöhnliche, in die Augen fallende, durch Geschenke; sondern die feinere, verstecktere, die sich in das Gewand der Rechtschaffenheit kleidete, und durch die Achtung für Rechtschaffenheit den Rechtschaffenen selbst berückt. Denn der Rechtschaffene wird hauptsächlich durch den Schein der Rechtschaffenheit bestochen; und es gehört nicht wenig Erfahrung dazu, um so mißtrauisch zu seyn, als man es leider! in der wirklichen Welt seyn muß.

Es ist ein großer Vorzug, ein weichgeschaffenes, empfindsames, hülfreiches Herz zu haben,

ein Herz, das lieber giebt, als versagt, das gern jede Bitte gewährt. Aber wie leicht ist man dabey in Gefahr, die Gerechtigkeit gegen Andere zu vergessen, und das Recht selbst zu verletzen! und wie sehr hat der Gutmüthige und Wohlwollende Ursach, alle Vorsicht gegen sich selbst aufzubieten, daß ihn nicht sein weiches Herz zu einer Ungerechtigkeit verleite! Denn der Gutmüthige wird hauptsächlich durch Gutmüthigkeit versucht. Sie macht seine schwache Seite, die er vorzüglich zu bewahren hat.

So ist es ein großer, oder vielmehr der größeste aller Vorzüge des Menschen, sich der Festigkeit seiner Tugend und seiner guten Grundsätze bewußt seyn zu können, und in sich selbst den innern Widerstand gegen manche Sünden, der ihre Begehung unmöglich macht, zu fühlen. Aber wer deshalb, weil er sich seiner guten Grundsätze bewußt ist, und weil es ihm unmöglich fällt, manche Sünden zu begehen, sich überhaupt für gesichert und sein Herz für unverführbar halten wollte, der befände sich in einer großen Gefahr, bey der man ihm mit dem Apostel zurufen müßte: Wer da stehet, der sehe zu, daß er nicht falle. Denn die Sicherheit, das Bewußtseyn einer guten Denkart, und die Leichtigkeit, mit der er sich dabey in Gefahr begab, hat schon Manchen verführt.

Es giebt aber auch Vorzüge des Menschen, welche sich auf seinen Körper und auf seine

äußerlichen Verhältnisse beziehen; und auch diese setzen ihn mancher Versuchung aus. — Die Beyspiele sind bekannt, und ich kann dabey kürzer seyn.

So ist die Gesundheit unstreitig ein unschätzbares Gut; aber wie mancher ergiebt sich einer Ausschweifung, die er bey minderer Stärke seines Körpers, den er jetzt beynahe für unzerstörbar hält, sorgfältig geflohen haben würde! So ist der Reichthum allerdings ein wichtiges Hülfsmittel zu vielem Guten. Aber der Reiche, der so leicht verleitet wird, die Glückseligkeit des Lebens mehr in sinnlichen Genüssen, als in nützlicher Thätigkeit zu suchen, wie leicht überläßt er sich einer Ausschweifung, die er bezahlen kann; einer Ungerechtigkeit, die er zu vergüten im Stande ist! wie leicht ergiebt er sich der Unmäßigkeit, die seinen Körper schwächt, sein Leben verkürzt und ihn zu einem unbrauchbaren Mitglied der menschlichen Gesellschaft macht! — So ist Macht und Hoheit ein Vorzug, den wir alle anerkennen. Aber wie sehr hat der Mächtige, der nicht sündigen möchte, Ursach, sich gerade vor denen Vergehungen zu hüten, zu welchen Macht und Willkühr so leicht verleiten!

Dies kann zureichend seyn, um den Gedanken erläutert zu haben, daß selbst in den Vorzügen, welche uns zu Theil werden, große Versuchungen liegen. Und da wir jener nur würdig sind, wenn

wir diesen zu entgehen aufmerksam sind: so kann uns die Frage nicht unwichtig scheinen: welches die Grundsätze und Mittel sind, die wir bey dieser Gattung von Versuchungen zu befolgen und anzuwenden haben? Und hiervon will ich Einiges im zweyten Theile unserer Betrachtung sagen.

Wenn wir in Gefahr sind, wegen mehrerer Vorzüge, die wir besitzen, und die wir als unser Verdienst ansehen, einen zu großen Werth auf unsere Person zu legen, und dabey die Demüthigung unter Gott, oder die Achtung gegen unsere Mitmenschen zu vergessen: so mache man sich zum Gesetz, oft geflissentlich eine doppelte Betrachtung bey sich zu erneuern: einmahl, wie unsere Vorzüge doch immer ein Geschenk Gottes bleiben; und zweytens, wie viel wir davon unsern Mitmenschen verdanken, und wie unsere Vorzüge nur durch Bescheidenheit gegen Andere ihren höchsten Werth erhalten.

Unsere äußeren Vorzüge der Geburt, des Standes, des Reichthums, der Macht sind entweder geradehin von der Beschaffenheit, daß sie uns ohne unser Verdienst zu Theil wurden, und daß wir uns also einen Werth deswegen beyzulegen durchaus nicht berechtigt sind; oder es hängt dabey doch so viel von Umständen ab, die wir zu unserm Vortheil nicht vereinigen konnten, daß wir immer die waltende Hand desjenigen dabey erkennen müssen, der alles regiert, und gegen dessen Willen uns

nichts Angenehmes begegnen kann. Es ist daher nur Verblendung oder Leichtsinn, wenn Jemand in dieser Rücksicht seine Abhängigkeit von Gott vergißt; und man wird dieser fehlerhaften Gesinnung um so weniger unterworfen seyn, je öfter man bey sich den religiösen Glauben an Gott und an eine höhere Weltregierung erneuert.

Und in Absicht unserer geistigen Talente oder der Vorzüge des Herzens hängt nicht gleichfalls so vieles von unsern natürlichen Anlagen, von den Umständen, in denen wir lebten, von den Eltern, die uns erzogen, von den Menschen, deren Umgang uns bildete, von den Lehrern, die uns unterrichteten, ab — daß derjenige sehr kurzsichtig oder unbescheiden seyn müßte, der den Einfluß der Vorsehung dabey verkennen oder den Dank vergessen könnte, der ihr dafür gebührt? Je mehr man sich vielmehr bisweilen ernsthaften Betrachtungen dieser Art überläßt, je mehr man vor Gott überlegt, was man Ihm schuldig ist, und wie alle unsere Vorzüge sein Werk und sein Geschenk sind: um so mehr wird man vor jener stolzen Selbsterhebung gesichert seyn, zu welcher uns das Gefühl unserer Vorzüge so leicht verleitet.

Und um sich vor der Verachtung unserer Mitmenschen zu verwahren, überlege man gleichfalls: wie die äußerlichen Vorzüge uns ohne unser Verdienst zu Theil wurden; wie unter den übrigen Menschen sich oft weit würdigere befinden; wie der

wahre Werth des Menschen überhaupt nicht von einem solchen Besitze, sondern von unserer Geschicklichkeit, von unserer guten Gesinnung und von unserer nützlichen Thätigkeit abhängt, und wie wir, in dieser Rücksicht, oft von vielen unsrer Mitmenschen übertroffen werden. — So wie uns dieses schon sehr zur Bescheidenheit stimmen wird; so wird dies noch mehr, besonders auch in Absicht unserer bessern Vorzüge des Geistes und Herzens, geschehen, wenn wir nicht vergessen, sondern uns oft der Betrachtung absichtlich überlassen: wie viel wir, in Rücksicht dieser, andern, vielleicht äußerlich geringern, Menschen verdanken. In Absicht der Kenntnisse, in Absicht der guten Gesinnung, in Absicht der Annehmlichkeit des Umgangs — da sind wir oft gerade denen Menschen am meisten verbindlich, über welche wir äußerlich sehr weit erhaben sind. Hier sollte uns schon die Dankbarkeit und das Gefühl, wie sehr sie uns an wahren Vorzügen gleich, vielleicht überlegen sind, von jeder verachtenden Erhebung zurückhalten. Und ich bin auch überzeugt, daß dieses der Fall um so gewisser seyn wird, je mehr wir uns Ueberlegungen dieser Art überlassen; zumahl wenn sich damit die Wahrnehmung vereinigt, daß Bescheidenheit die schönste Zierde großer Vorzüge bleibt.

Sind es aber einzelne Vorzüge, auf welche wir einen besondern Werth legen, und welche

uns leicht zu Verirrungen verleiten: so suche man zuerst, durch Nachdenken über sich selbst, diese Vorzüge und die Gefahr, der sie uns aussetzen, kennen zu lernen, und stelle oft die Ueberlegungen an, die in dieser Rücksicht für uns gehören.

Ist, zum Beyspiel, Jemand sich bewußt, daß er auf seine Einsichten, seine Urtheile einen großen Werth setzt, daß er gern entscheidet, ohne auf Andere zu hören: so stelle er nur oft die Betrachtung an: wie leicht es ist, sich zu übereilen und zu irren; wie ein Langsamerer oft die Wahrheit weit richtiger sieht; wie die Dinge, zu verschiedenen Zeiten betrachtet, ganz anders erscheinen; und wie es oft Andern einen empfindlichen Nachtheil und uns nicht wenig Schaam und Reue verursacht, wenn man schnell oder mit eigensinniger Beharrlichkeit, blos nach seiner Einsicht, entschieden hat. Hier sich oft zu sagen, wie leicht der Mensch irren kann, und wie keiner die Einsicht allein an sich gerissen und zum ausschließenden Eigenthum erhalten hat — das ist die Betrachtung, die ein Mann von großen Vorzügen des Geistes, zumahl wenn er im Besitze der Macht ist, bey sich anzustellen hat.

So würde demjenigen, der eine große Meynung von seiner Rechtschaffenheit, von seiner Unschuld, von seiner Unverführbarkeit hat, zu ra-

then seyn, daß er sich fleißig die Möglichkeit denke, wie auch eine feste Tugend erschüttert, und das beste Herz verführet werden kann.

So würde ich denjenigen, der aus Güte des Herzens und Wohlwollen oft gemißbraucht wird, die Betrachtung oft zu wiederholen bitten: wie Gerechtigkeit der Güte vorgehe; wie man, bey bloßer Güte, der Raub jedes scheinheiligen Betrügers sey; wie man unbillig gegen Mehrere werde, indem man gütig gegen Einen ist; und ich würde ihm endlich rathen, fleißig Beyspiele solcher Männer zu betrachten, die sich durch bloße Güte, wenn sie zugleich im Besitz der Macht waren, zu großen Ungerechtigkeiten verleiten ließen.

Was aber der Reiche, der Gesunde, der Geehrte, der Hohe und Mächtige, damit Er diese Vorzüge nicht mißbrauche, sich zu sagen habe, das ist zu bekannt, als daß es hier noch einer besondern Erwähnung verdiente.

Aber der wichtigste Rath, den man in Absicht solcher Versuchungen, welche aus unsern wirklichen Vorzügen entspringen, geben kann, ist, dünkt mich, dieser: daß man gegen seine eigene Eitelkeit und gegen diejenigen auf der Hut sey, die ihr schmeicheln, und uns durch sie zu sündlichen Handlungen unvermerkt zu verleiten suchen.

— Der Mensch hat, nach meiner Kenntniß des menschlichen Herzens, vielleicht keinen gefährlichern Feind seiner Tugend, als seine Eitelkeit; und diesen Feind hat ein Jeder. Ich zweifele, daß hier Einer ganz widersteht, wenn er mit Klugheit und wiederholt angegriffen wird. „Ein Mann Ihres Vermögens, wollte sich diesen Genuß, dieses Vergnügen nicht erlauben?" — „Ein Mann Ihrer Macht, wollte sich diese Bestrafung, diese Genugthuung versagen?" — „Ein Mann Ihrer Einsicht, Ihres Ranges, wollte gegen einen solchen Elenden Unrecht behalten?" — „Ein Mann Ihrer Tugend, wollte diese Gefahr fürchten?" — Wann, Meine Freunde, eine solche Sprache gegen uns geführt wird, dann ist die Gefahr nahe und groß. Wer eine solche Sprache gegen uns führt, der mag ein unserer Eitelkeit angenehmer, süßer Schmeichler seyn; aber er ist der gefährlichste Feind unserer Tugend; er ist der vielleicht glückliche, aber desto abscheulichere Verführer der Unschuld — er ist ein Satan in der Gestalt eines Freundes.

Was Jeglicher von uns aus dieser nun geendigten Betrachtung für Lehren für sich selbst abzuleiten hat, das wird Ihm, wenn er diese Betrachtung im eignen Nachdenken weiter verfolgen, und mit Unpartheylichkeit sich selbst prüfen will, seine eigene Ueberlegung und sein Gewissen sagen. — Möge nur Jeder die Vorzüge, die Er besitzt, als

ein freyes Geschenk der Güte Gottes erkennen! Möge er dabey den Antheil nicht übersehen, den seine Mitmenschen, oft die Geringsten, an seinen besten Vorzügen haben! — Möge Jeder bedenken, daß nicht der Besitz großer Vorzüge, sondern ihr weiser Gebrauch Werth giebt; und möge Jeder, bey jedem Angriffe auf seine Tugend durch seine Eitelkeit, so unverführt bleiben, als unser Heiland bey der Erinnerung: du bist Gottes Sohn! Amen!

Sechste Predigt.

Die Macht der Gewohnheit.

Am Sonntage Oculi.

Ueber

Luk. 11, 14 — 28.

Gott, dem nichts mehr gefallen kann, als wenn wir uns zu guten Gesinnungen ermuntern, sey auch jetzt mit seinem Geiste unter uns wirksam! Amen!

Text,

Luk. 11. 14 — 28.

„Und Jesus trieb einen Teufel aus, der war stumm. Und es geschah, da der Teufel ausfuhr, da redete der Stumme, und das Volk verwunderte sich. Etliche aber unter ihnen sprachen: Er treibet die Teufel aus durch Beelzebub, den obersten der Teufel. Die andern aber versuchten ihn, und begehrten ein Zeichen von ihm vom Himmel. Er aber vernahm ihre Gedanken, und sprach zu ihnen: Ein jeglich Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, das wird wüste, und ein Haus fället über das andere. Ist denn der Satanas auch mit ihm selbst uneins, wie will sein Reich bestehen? Dieweil ihr saget, ich treibe die Teufel aus durch Beelzebub. So aber ich die Teufel

durch Beelzebub austreibe, durch wen treiben sie eure Kinder aus? Darum werden sie eure Richter seyn. So ich aber durch Gottes Finger die Teufel austreibe, so kommt ja das Reich Gottes zu euch. Wenn ein starker Gewapneter seinen Pallast bewahret, so bleibet das Seine mit Frieden. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt, und überwindet ihn, so nimmt er ihm seinen Harnisch, darauf er sich verließ, und theilet den Raub aus. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammlet der zerstreuet. Wenn der unsaubere Geist von dem Menschen ausfähret, so durchwandelt er dürre Städte, suchet Ruhe und findet ihr nicht. So spricht er: Ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin. Und wenn er kommt, so findet ers mit Besemen gekehret und geschmücket. Denn gehet er hin, und nimmt sieben Geister zu sich, die ärger sind, denn er selbst, und wenn sie hineinkommen, wohnen sie da; und wird hernach mit demselben Menschen ärger, denn vorhin. Und es begab sich, da er solches redete, erhub ein Weib im Volk die Stimme, und sprach zu ihm: Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die du gesogen hast. Er aber sprach: Ja, selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren.„

Was auch an jener oft vertheidigten und oft bestrittenen Meynung Wahres oder Falsches seyn mag: daß ein böser Geist Krankheiten des Körpers verursacht habe; so wollen wir dasjenige, was unser Heiland von körperlichen Krankheiten sagt, auf die Seele und deren Krankheiten anwenden.

Wenn der böse Geist einen Menschen verlassen hat, so sucht er sich, nach den Vorstellungen der Juden, einen andern Ort des ruhigen Aufenthaltes; findet er diesen nicht, so kehrt er in den vorigen Körper, mit andern Gehülfen, zurück, und dann wird es mit dem Geheilten schlimmer, als vorher. — Wenn wir dieses auf die Krankheiten der Seele anwenden, so finden wir etwas Aehnliches. Wenn der Mensch auch einer bösen Gesinnung oder Handlungsweise entsagt, und sich gänzlich von ihr getrennt zu haben scheint: so kömmt doch die Neigung, besonders wenn sie alt und herrschend geworden war, nicht selten wieder; und er fällt, wenn er nicht sehr aufmerksam ist, in den vorigen Zustand, der vielleicht noch schlimmer wird, zurück. So stark ist die Macht der Gewohnheit. — So traurig dieses auf der einen Seite ist, eben so erfreuend ist es auf der andern, indem ihr Einfluß auf die Tugend nicht minder groß ist. — Ich will daher Gelegenheit nehmen:

von der Macht der Gewohnheit, sowohl in Absicht unserer guten, als unserer fehlerhaften Beschaffenheit,

zu reden.

Ich werde dabey,

erstlich, die Sache selbst erläutern; und dann

die Grundsätze und Klugheitsregeln angeben, welche daraus für uns hervorgehen, wenn uns unsere Tugend nicht gleichgültig ist.

Wenn man über die Natur der menschlichen Tugend, ihr Wesen und ihre Wirkungen, oder die einzelnen Arten, wie sich die tugendhafte Gesinnung äußert, nachdenkt: so kann man sie in die allgemeine und in die besondere abtheilen. Jene, die allgemeine, ist die tugendhafte Gesinnung, welche bey dieser den einzelnen guten Handlungen zum Grunde liegen muß. Sie ist der Entschluß, überall und zu jeder Zeit recht zu handeln; sie ist die Quelle, aus der die einzelnen guten Handlungen entspringen. Wird jene Quelle verstopft, oder getrübt, so verschwinden die einzelnen guten Handlungen, oder sie werden in ihrer Beschaffenheit unrein und sündlich. Die tugendhafte Gesinnung aber wird getrübt und verunreinigt, wenn ich mir zu glauben erlaube, daß ich auch bisweilen und unter manchen Umständen unrecht handeln dürfe. Hieraus entstehen in einzelnen Fällen wirklich sündliche Handlungen.

Jener allgemeine Grundsatz: daß man nie unrecht handeln solle, wird uns zwar von Jugend auf beygebracht; und er ist besonders eine Vorschrift der Religion. Aber er wird doch erst in den Jahren, in welchen sich der menschliche Ver-

stand entwickelt hat, und zu einiger Reife gediehen ist, ein überlegter Grundsatz der Seele; und selbst alsdann, wenn auch der Mensch die Richtigkeit und das Verbindende dieses Grundsatzes anerkennt, wenn er auch den Wunsch hat, ihn überall zu befolgen: so gehört doch dazu, daß das letztere wirklich geschehe, noch eine besondere sorgfältige Uebung; weil es der Reizungen so viele giebt, welche uns unserer Einsicht und unserm Gewissen ungetreu zu machen versuchen.

Durch diese Uebung in einzelnen Fällen erhalten wir dann die besondern Tugenden, die für unsere besondern Verhältnisse gehören, und deren Erwerb hauptsächlich von der Erziehung, die wir empfangen, von den Beyspielen, die wir sehen, von der öftern Wiederholung, die wir uns auflegen, abhängt.

Auch wird man in der Erfahrung finden, daß die Menschen, welche eine gewisse Tugend in einem hohen Grade besitzen, nicht blos durch Unterricht, sondern noch mehr durch Gewöhnung dazu gelangt sind.

Wenn, zum Beyspiel, Jemand vorzüglich dankbar gegen Gott ist: so hängt diese Stimmung seiner Seele nicht blos davon ab, daß er überhaupt eingesteht, daß man für empfangene Wohlthaten dankbar seyn müsse; sondern er wird oft an die Wohlthätigkeit Gottes und an die Verdienstlosigkeit der Menschen erinnert worden seyn; die göttlichen

Wohlthaten, die Regierung, die Erhaltung und Beschützung haben einen besondern Eindruck auf sein Gemüth gemacht; er hat Beyspiele der dankbaren Freude gegen Gott in seinen Eltern, in seinen Lehrern, in seinen Bekannten gesehen; er selbst hat in der Betrachtung der göttlichen Werke ein Vergnügen gefunden, wodurch sie ihm eine angenehme Beschäftigung geworden ist; und dies alles hat Empfindungen in seiner Seele erregt, die er gern und mit Vergnügen erneuerte, und noch erneuert. — So ist es gekommen, daß er leicht über die göttlichen Wohlthaten gerührt wird, und sie mit inniger Dankbarkeit erkennt, unterdeß daß ein anderer dieselben Wohlthaten ohne sonderliche Rührung betrachtet.

Wie es mit der Dankbarkeit gegen Gott ist, so ist es auch mit der Dankbarkeit gegen Menschen. — Wir alle erkennen, daß wir Andern, für erwiesene Gefälligkeiten und für ihre Verdienste um uns, zum Dank verbunden sind; aber welch ein Unterschied in der Art und in dem Eifer, mit welchem wir in einzelnen Fällen diese Empfindung zu erkennen geben! Wenn der Eine vielleicht über die kleinste Gefälligkeit voll Freude ist, und jede Gelegenheit begierig ergreift, seine Dankbarkeit zu erkennen zu geben: so sieht vielleicht der Andere das Empfangene als eine Schuldigkeit an, und es fällt ihm kaum ein, ein dankbares Wort zu sagen, unterdeß daß jener vom Gefühl des Danks

und der Freude überfließet. Gewiß ist diese Verschiedenheit nicht blos Folge des empfangenen Unterrichts, sondern weit mehr Folge der Erziehung, der Gewöhnung, des Beyspiels.

Eben so ist es mit andern Tugenden, zum Beyspiel, der Genügsamkeit, der Zufriedenheit, der Ergebung in den Willen Gottes. Ein Dürftiger, der von Jugend auf Viel entbehrte, der eine harte Kindheit, ein beschwerliches männliches Alter hatte, wie freut er sich auch des kleinsten Glücks, wie vergnügt ist er auch bey dem mäßigsten Schicksale, wie genügsam, wie froh, wie voll guter Hoffnung! Die Ursach dieser glücklichen Stimmung ist, weil er sich an Entbehrung und Mäßigkeit gewöhnt hatte, weil er mit der Erfüllung weniger Wünsche zufrieden zu seyn, von Jugend auf gelernt hat, weil er diese Zufriedenheit an seinen Eltern sah, weil er, sich in dem Rathe Gottes zu beruhigen, früh angeführt ward. Ein solcher wird dann auch in seinen spätern Jahren leichter mit der göttlichen Regierung zufrieden seyn; er wird sich weit eher mit einem mäßigen Glücke begnügen; und seine Ergebung und seine Geduld, wenn sie auf die Probe gestellt wird, wird weit größer seyn, als bey demjenigen, der zwar mit ihm gleichen Unterricht empfieng, dem aber von Jugend auf alle Wünsche gewährt wurden, der nie an Entbehrung gewöhnt

ward, und dem nun die Ertragung eines Unfalls eine neue ungewohnte Sache ist.

Ein anderes Beyspiel bieten uns die Gesinnungen der Theilnahme, des Mitleids, der Menschenfreundlichkeit und der wirklichen Wohlthätigkeit dar.

Welch ein Unterschied wird hier in der Denkart und Handlungsweise der Menschen angetroffen, obgleich der Unterricht über diese Tugenden überall gleich zu seyn pflegt. Da sehen wir weiche, empfindsame Gemüther, die von dem Anblicke oder der Beschreibung der menschlichen Noth, des geheimen Kummers, der sich verbergenden Armuth auf das innigste gerührt werden, und die, nach dieser Empfindung, zu helfen, und mit Aufopferung zu helfen, immer geneigt sind, und das ohne Unterschied des Standes, des Volkes, der Religion, oft mit ihrer eigenen großen Beschwerde. — Dagegen finden wir andere, welche, weit kälter gegen die menschliche Noth, die angreifendste Beschreibung ohne sonderlichen Eindruck hören, und welche vor dem rührendsten Anblick ohne Rührung vorüber eilen; ungeachtet sie die Hülfe zu leisten vielleicht mehr im Stande wären, als jene, und ungeachtet sie die allgemeine Verbindlichkeit zu helfen in Zweifel zu ziehen keinesweges begehren. — Woher dieser Unterschied? Die Grundsätze sind gleich; und die Art des Handelns ist doch so verschieden?

Es kann seyn, daß die natürliche Beschaffen-

heit des Körpers daran einigen Antheil hat; aber gewiß hat die frühe Gewöhnung, die Erfahrung, die wir gemacht, die Beyspiele, die wir gesehen haben, daran einen noch größern. Wer selbst viele eigne Leiden erfahren hat, wer dabey empfunden hat, wie süß die Theilnehmung, wie erwünscht die Hülfe Anderer ihm war — oder wer oft an andern Unglücklichen, an ihrer Rührung und Freude, die Wirkung der erregten Theilnahme und der gefundenen Hülfe wahrnahm; wer Beyspiele der Wohlthätigkeit an seinen Eltern und in dem Kreise seiner Verwandten sah; wer angehalten wurde, bey dem Anblicke und der Beschreibung des menschlichen Elendes zu verweilen, und die Empfindungen des Unglücklichen zu den seinigen zu machen; wem der Grundsatz der Religion tief eingeprägt ward: daß wir Menschen Kinder eines Vaters, Glieder einer Familie sind, daß wir alle ein gleiches Recht an äußeres Wohlseyn haben; daß die Gottheit, um die Menschen inniger an einander zu knüpfen, sie von einander abhängig, den einen der Hülfe bedürftig und den andern der Hülfe fähig, machte; daß der Glückliche für den Unglücklichen da ist, und sein rettender Freund seyn soll — wer diese und ähnliche Vorstellungen oft bey sich erneuerte, und darnach zu handeln strebte — ein solcher wird unstreitig mehr zur Theilnahme, zur Menschenfreundschaft und zur wohlthätigen Hülfe geneigt seyn, als derjenige, der vielleicht nie empfand, wie

empfindlich Mangel und Entbehrung sind; der nie fühlte, wie süß die Theilnahme, der Trost und die Hülfe des Freundes ist; dessen Empfindlichkeit dadurch geschont wurde, daß man ihm menschliches Elend in der Wirklichkeit oder in der Beschreibung nie sehen ließ; der vielleicht, durch einen Fehler der Erziehung, nicht nur nie lernte, sich in die Stelle anderer zu denken, sondern in der Meynung bestärkt ward, daß geringere Menschen das Elend und die Noth weniger fühlen; der dabey mehr Beyspiele der Unempfindlichkeit und der Härte sah, und der diese Härte als Stärke der Seele rühmen und die zarte Empfindung der Theilnahme als Schwäche und Weichlichkeit verunglimpfen hörte; und der sich also, an der menschlichen Noth Theil zu nehmen, nie gewöhnen konnte. — Ohne dem Letztern, der vielleicht selbst bald zur Erkenntniß dieser Mängel seiner Erziehung und Gewöhnung gebracht werden könnte, ein minder gutes Herz beyzulegen, als dem Theilnehmendern und Wohlthätigern, sieht man hier nur die verschiedene Wirkung der Gewöhnung.

Und so wie es mit diesen jetzt zum Beyspiel angeführten Tugenden ist, eben so ist es mit den übrigen. Denn, wer weiß nicht, daß die Eigenschaften der Mäßigkeit, der Ordnung, des Fleißes, der Gefälligkeit, der Dienstfertigkeit, und so viele andere, die wir alle billigen, fast ganz das Werk

der Erziehung und der frühen Gewöhnung sind?

So groß und wohlthätig aber die Macht der Gewöhnung in Absicht unserer Tugenden und rühmlichen Eigenschaften ist: eben so mächtig und verderblich ist sie in Absicht der Sünde, der Laster und der kleinern unrühmlichen Eigenschaften des Menschen, die wir mit einer Stimme mißbilligen.

Der Leichtsinnige, der Wollüstling, der Unmäßige, der schadenfrohe Witzling, der Träge, der Unordentliche, der Verschwender der Zeit und des Eigenthums, der Uebermüthige und Stolze — um nicht von den noch niedrigern Lastern des Betrugs, des Diebstahls und ähnlichen zu reden — — welche vielleicht alle diese jetzt genannten unrühmlichen Eigenschaften im höchsten Grade mißbilligen, würden gewiß von ihnen mehr frey seyn, wenn nicht durch eine frühe Verwöhnung der Grund dazu gelegt worden wäre, wenn die Erziehung, die sie erhielten, wenn die Beyspiele, die sie in dem Hause der Eltern, der Verwandten, der Freunde sahen, wenn ihre eigene Gewöhnung eine andere gewesen wäre.

Und das Traurigste hierbey ist, daß eine angenommene böse Gewohnheit uns so angenehm geworden zu seyn pflegt, daß sie abzulegen zwar nicht unmöglich, aber äußerst schwer und mit großer

Mühe und Aufmerksamkeit verbunden ist. — Sprä-
che hier nicht die Erfahrung in Beyspielen, die oft
eben so bekannt als traurig sind: so würde uns die
Natur der Sache diese Erscheinung begreiflich
machen. Was der Mensch öfter thut, das wird ihm
leicht, das wiederholt er gerne; dafür wird er, zu-
mahl wenn es mit einem Reiz der Sinne und ei-
nem körperlichen Vergnügen verknüpft ist, mit ei-
nem geheimen mächtigen Zauber angezogen; was
er seltener thut, zumahl wenn es mit einer Auf-
opferung verknüpft ist, das macht ihm Mühe, dem
weicht er gerne aus, davor flieht er, als vor einer
beschwerlichen Last. — Daher die traurige Erschei-
nung, daß so manche Menschen das Opfer solcher
Sünden und Laster werden, die sie selbst dafür er-
kennen, die sie vielleicht verwünschen, denen zu
entsagen sie sich oft entschließen. Daher die Er-
scheinung, daß selbst solche Menschen, denen ihre
Besserung eine angelegene Sache ist, doch Gewohn-
heiten und Fehler an sich haben, die, so sehr sie
sie mißbilligen, doch ihre Wirkung nicht selten äus-
sern; daß uns frühe Gewohnheiten bis in das Alter
begleiten, daß es uns die beschwerlichste Mühe ko-
stet, ihren Ausbrüchen vorzubeugen; und daher
kann man behaupten: daß die eigentliche Tugend,
daß wenigstens der verdienstlichste Theil der mensch-
lichen Tugend in einem Kampfe, in einem steten
Kampfe gegen die Sünde, vorzüglich gegen die
durch Gewohnheit, durch Temperament, Er-

ziehung, Beyspiele und Umgang verstärkte Sünde, bestehe.

Aber eben daher ist nun auch die Ueberlegung eine so viel wichtigere und ernsthaftere, wie man, wenn wir einmal Fehler und Sünden, die durch die Gewohnheit stark geworden sind, bey uns entdecken, diese Gewohnheit breche, welches die Mittel sind, die uns unser Nachdenken und die Religion darbietet, und welches die glücklichen Augenblicke sind, die dabey benutzt seyn wollen. Hierüber will ich nun in dem zweyten Theile unserer Betrachtung reden.

Wer, Meine Freunde! einem Fehler, einer Sünde, einer Thorheit, einer bösen Gewohnheit, welcher Art sie sey, ergeben ist, der wird auch die Erfahrung machen: daß ihm dieser Fehler, diese Thorheit, diese sündliche Gewöhnung bisweilen sehr nachtheilig wird, daß sie seinen innern Frieden und die Zufriedenheit mit sich selbst stört, daß sie ihm in der Achtung Anderer schadet, daß sie ihm äußere Nachtheile bereitet, daß sie ihm Schaam, Reue und den Wunsch abnöthigt, anders gedacht und anders gehandelt zu haben. Solche Augenblicke bleiben nicht ganz aus, welches auch unsere größern oder kleinern Fehler seyn mögen; und sie sind um so bitterer, je zärter unser Ehrgefühl und je aufrichtiger unser Wunsch ist, gut und von Fehlern frey zu seyn.

Solche Augenblicke, in denen wir uns durch unsere sündlichen Gewohnheiten entweder äußerlich

unglücklich, oder beschämt, oder mit uns selbst unzufrieden fühlen, das sind auch die Augenblicke, welche vorzüglich für unsere Besserung benutzt werden sollen; und das pflegen dann auch die Augenblicke guter Entschließungen zu seyn. Ein solcher Entschluß ist alsdann der erste Schritt gegen die böse Gewohnheit, und gewiß ein sehr wichtiger Schritt! Wir kennen sie nun, die böse Gewohnheit; wir wissen, was sie uns kostete; wir wünschen uns davon befreit; dieser Wunsch wird lebhaft und ernstlich; wir fassen den Entschluß, ihr wirklich zu entsagen; und dieser Entschluß ist um so aufrichtiger, je mehr wir uns, bey einiger Selbstliebe, von der Wiederkehr der Folgen frey wünschen, die wir jetzt empfinden, und die uns eine so bittere und schmerzhafte Empfindung verursachen. — Man kann nicht läugnen, daß dieses sehr glückliche Augenblicke sind, deren weise Benutzung von großen und dauernden Folgen seyn kann. — Und die erste Regel, wie eine solche Gewohnheit gebrochen, und manchen Sünden entsagt werden kann, ist diese: Man benutze insonderheit solche Augenblicke, in denen man die Unwürdigkeit und Schädlichkeit einer fehlerhaften Gewohnheit lebhaft fühlet, zu den ernsthaftesten Entschließungen.

Aber leider! lehrt die Erfahrung, daß auch solche Entschließungen, so ernstlich sie gemeint seyn mögen, doch oft, zu unserm großen Erstaunen, von

der Wirkung nicht sind, welche man davon erwartete; und man findet, daß Sünden wiederholt werden, deren empfundene Folgen auf immer schrecken sollten. — Wie oft bemerkt man mit Erstaunen, daß der Mensch, der die Folgen einer bösen Gewohnheit so tief, so bitter empfand, der die ernstlichsten Vorsätze, ihr zu entsagen, faßte, dennoch so leicht in sie zurückfällt, und einer Entschließung untreu wird, der er nie untreu werden zu können schien. — Aber die Sache ist doch erklärlich, wenn wir weiter darüber nachdenken. — Solche Entschließungen, welche durch die Empfindungen nachtheiliger Folgen hervorgebracht worden, waren die Wirkung einer großen Erschütterung und eines außerordentlichen Zustandes des Gemüthes. Aber eben, weil sie die Wirkung einer starken Empfindung und eines ungewöhnlichen Zustandes der Seele waren: so pflegen sie auch in dem Grade an Ernst und Festigkeit zu verlieren, in welchem die Furcht sich mindert, und der gewöhnliche Zustand wieder eintritt. — Sie waren, sage ich, die Frucht einer peinlichen, reuevollen Empfindung. Diese Empfindung bleibt nicht gleich stark. Die Folgen mindern sich; wir verlieren sie beynahe ganz aus dem Auge; vielleicht wäre es nicht unmöglich gewesen, manchen dieser Folgen auszuweichen; der Reiz zur Sünde kommt von neuem; wir schmeicheln uns, unsere Maßregeln besser zu nehmen, und nun wird die Sün-

de wiederholt, von der wir so ganz geheilt schienen. So entschließt sich der gestrafte Verbrecher, der sich so unglücklich fühlte, zur Wiederholung seines Verbrechens; so läßt sich der Leichtsinnige zum neuen Genuß einer Lust bethören, der er auf immer entsagt zu haben schien; so gewöhnlich ist es, daß wir Entschließungen vergessen, die wir, bey dem Gefühl der Folgen der Sünden, so ernstlich faßten, und deren Ausführung wir uns selbst gelobten.

Hieraus geht eine zweyte Regel für denjenigen hervor, der einer bösen Gewohnheit zu entsagen den Willen hat: daß er nicht nur seine Entschließungen hierüber in dem ruhigsten Zustande der Seele wiederhole, sondern daß er sie überhaupt nicht blos auf das Gefühl der Folgen der Sünde, welchen bisweilen auch ausgewichen werden kann, sondern auf ihre Unwürdigkeit, die immer bleibt, und auf religiöse Vorstellungen gründe, die uns keine Ausflucht erlauben.

Unser gewöhnlicher Fall ist dieser: daß wir unsere guten Entschließungen wegen der Folgen fassen, die uns von einer schlimmen Gewohnheit fühlbar werden. Aber solche Entschließungen sind selten von langer Dauer. Sind die Folgen nicht gleich sichtbar; ist es vielleicht nicht unmöglich, ihnen auszuweichen: ja dann schmeichelt uns die Begierde, und unsere Eitelkeit, mit der Hoffnung: daß sie ganz ausbleiben, daß unsere ver-

mehrte Klugheit ihnen nun ausweichen werde. — Daher wiederholt der Jüngling Thorheiten, deren Folgen ihm nicht sogleich sichtbar werden; daher wiederholt der Gestrafte Verbrechen, weil er nun durch einen listigen und vorsichtiger angelegten Plan der Entdeckung und der Strafe der Gesetze zu entgehen hofft. — Aber der Erfolg würde ein ganz anderer seyn, wenn sie ihre Entschließungen nicht auf die äußerlichen Folgen allein, sondern hauptsächlich auf die Unwürdigkeit der Sache an sich und auf Religion gründeten. — Was an sich Unrecht ist, das kann vor unserm Gewissen nie Recht werden; und Gott sieht und richtet uns überall. — Wem es daher ein Ernst ist, einer bösen Gewohnheit zu entsagen, für den ist keine Regel wichtiger, als diese: daß er sich oft die Unwürdigkeit der Sache mit kalter Ueberlegung vorstelle, und daß er vor Gott, der uns überall siehet und richtet, den Entschluß erneuere. Wir wissen, von welcher Kraft die Religion ist; aber schwerlich ist sie irgendwo von einer größern, als wenn wir gute Entschließungen vor Gott erneuern. Wir wissen, daß Gott nichts so wohl gefällt, als solche Entschließungen, wir wissen, daß uns sein allsehendes Auge überall entdeckt; und daher giebt es keine stärkere Schutzwehr unserer Tugend, keine mächtigere Stütze für unsere wankenden Vorsätze, als die öftere Erinnerung an die Allgegenwart Gottes.

Mit dieser zweyten Regel wird es gut seyn, die Beobachtung einer dritten zu verbinden.

Man weiche mit Sorgfalt den Gelegenheiten aus, welche eine gewohnte Sünde, der wir zu entsagen wünschen, wieder reizen könnten; und man traue sich nicht zu bald eine Stärke zu, die man noch nicht besitzt.

Wie es oft den körperlich Kranken geht, daß sie sich zu bald vor aller Gefahr gesichert glauben, und dann um so gefährlichere Rückfälle erfahren: so geht es auch uns nicht selten in Absicht der Krankheiten der Seele. — Wir glauben, nichts mehr zu fürchten zu haben, wenn wir kaum den Anfang der Besserung gemacht haben; es liegt in diesem Gedanken etwas Schmeichelhaftes für unsere Eitelkeit, und so begeben wir uns in eine Gefahr, in der unsere Tugend verlohren geht. Besonders ist hier ein sehr wichtiger Rath, daß man in dem Umgange mit solchen Personen vorsichtig sey, welche ähnliche Gewohnheiten und Grundsätze haben, und durch welche unsere sündliche Neigung leicht wieder geweckt werden kann. Der Umgang wirkt unvermerkt; er giebt die versuchende Absicht nicht zu erkennen; es mischt sich Freundschaft, vielleicht eine falsche Schaam ein: und so ist unser Vorsatz und unsere Tugend verlohren, ehe wir es glauben; und unser neuester Zustand wird vielleicht schlimmer, als der vorige. Man kann

daher dem Menschen, in Absicht der schwachen Seite, die er an sich kennt, nicht ernstlich genug zurufen: Wachet; Gelegenheit reizt die Lust; böser Umgang tödtet die schönsten Vorsätze; wer sich in Gefahr begiebt, wer sich der Versuchung aussetzt, der erliegt oft. Wer aufgestanden ist, der sehe zu, daß er nicht wieder falle.

Was aber endlich von ganz besonderer Wirkung seyn muß, ist: wenn man sich geflissentlich zu denen Tugenden gewöhnt, welche unserer fehlerhaften Denkart entgegen stehen, und wenn man hierin sich selbst einer strengen Zucht unterwirft. — So würde durch eine neue Gewöhnung die alte Gewohnheit geschwächt werden; und die Sache ist, bey einem ernstlichen Willen, weniger schwer, als es dem ersten Anblicke nach scheint. Denn, gewöhnen, heißt doch nichts anders, als Empfindungen und Handlungen einer gewissen Art oft wiederholen. Wenn daher der Unempfindliche und Harte sich dem Anblicke des Elendes oft aussetzt, und dabey verweilt; wenn der Geizige gewisse Handlungen der Freygebigkeit sich selbst vorschreibt; wenn der Leichtsinnige sich einer strengen Ordnung unterwirft; wenn der Stolze und Ehrsüchtige sich gewisse Handlungen der Bescheidenheit auflegt, und wenn diese Handlungen oft wiederholt werden: so ist wahrscheinlich, daß der Hartherzige theilnehmend, der

Eigennützige freygebig, der Leichtsinnige bedachtsam und regelmäßig, und der Uebermüthige und Stolze bescheiden und gefällig werde; daß eine neue Gewöhnung die alte Gewohnheit vertilge, und daß, mit dem Apostel zu reden, der alte Mensch gleichsam ausgezogen, und ein neuer Mensch, mit einer veränderten Denkart und mit andern Gewohnheiten, dargestellt werde.

Ich wünsche, Meine andächtigen Zuhörer, daß wir die Bemerkungen und Grundsätze, welche ich jetzt vorgetragen habe, nicht blos wahr finden; sondern daß wir sie auch für uns selbst und für die Personen anwenden mögen, zu deren Gewöhnung wir beyzutragen Gelegenheit oder selbst den Beruf haben.

Wenn die Gewohnheiten, die wir in der Jugend annehmen, bis in das Alter bleiben, wenn sie, auch wenn wir ihnen, nach traurigen Erfahrungen, zu entsagen bemüht sind, dennoch wiederkehren, kurz, wenn es, wo nicht unmöglich, doch sehr schwer ist, Gewohnheiten und Sünden zu entsagen, die wir früh annahmen: wie heilig muß sich allen Eltern und Erziehern die Verpflichtung darstellen: daß sie die Ihrigen nur zu guten Fertigkeiten gewöhnen, daß sie durch veranstaltete öftere Wiederholung guter Handlungen nur solche Gewohnheiten in ihnen stärken, deren sie sich auch in reifern Jahren und noch im späteren Alter erfreuen. — Gewiß, M. Fr., die Handlungen der

Jugend sind um so wichtiger, je bleibender ihr Eindruck in dem zarten Gemüthe ist; und der Segen der Kinder bleibt uns noch nach dem Tode, wenn wir durch frühe sorgfältige Gewöhnung etwas Gutes in ihre Seele gelegt haben!

Aber lasset uns diese Bemerkungen auch für uns Erwachsene nutzen! Vorausgesetzt, daß es uns ein Ernst ist, bösen Gewohnheiten und Fehlern zu entsagen, die wir nicht billigen können: so wollen wir bisweilen Augenblicke aussetzen, in denen wir uns der ernsten Ueberlegung überlassen: welches die bey uns herrschenden Gewohnheiten sind, und welche davon gestärkt oder geschwächt zu werden verdienen?

Die Tugend, glaubt es sicherlich, ist für uns, wenn wir nur recht über sie unterrichtet sind, und nicht aus Irrthum fehlen, nichts als eine lange Gewöhnung; aber eine Gewöhnung, die wir uns selbst auflegen müssen. Durch Gewöhnung wird uns die gute Denkart natürlich, besonders wenn wir dabey die Hülfe der Religion und der Erhebung des Herzens zu Gott nicht verschmähen; und bey fortgesetztem Ernste machen auch wir gewiß die Erfahrung, daß es wahr ist, was der Apostel sagt: „Gottes Gebote sind nicht schwer.“ Ja, sie sind schwer, dem Verwöhnten, dem, der sich der Sünde lange überließ; aber

leicht sind sie, und ihre Uebertretung wird eine Unmöglichkeit dem, der sie zu erfüllen sich früh gewöhnte. — Möchten wir alle diese Erfahrung machen! Möchten wir alle es dahin bringen, daß wir mit Wahrheit sagen können: Es ist mir eine Freude, daß ich den Willen Gottes thue, es ist mir nicht möglich, eines der göttlichen Gebote zu übertreten! Wer unter uns weise ist, strebt nach diesem Ziele. Gott gebe, daß wir es erreichen! Amen.

Siebente Predigt.

Der Todestag Jesu, ein Tag der allgemeinen Versöhnung.

Am Charfreytage.

Ueber

Luk. 23, 33. 34.

Text,

Luk. 23, 33. 34.

„Und als sie kamen an die Stätte, die da heißet Schädelstätte, kreuzigten sie ihn daselbst, und die Uebelthäter mit ihm, einen zur Rechten und einen zur Linken. Jesus aber sprach: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“

Wenn Christus in diesen Worten seinen Vater um Vergebung für seine Gegner bittet, und wenn Er also mit einem versöhnten Herzen, auch in dieser Rücksicht, aus der Welt geht: so verdient er auch hierin unser Muster zu seyn, und die Erinnerung an seinen Tod ist zugleich eine Aufforderung zur Verzeihung, zur Menschenfreundschaft und zur allgemeinen Aussöhnung unter uns Christen.

Immer ist auch der Todestag Jesu als ein Tag der Versöhnung betrachtet worden; und aus

diesem Gesichtspunkte mag er auch heute unsere Andacht beschäftigen, indem ich uns

den Todestag Jesu als den Tag der Versöhnung

vorstelle.

Ich will zuerst die Frage beantworten: in welchem Sinne dieser Tag so genannt zu werden pflegt, und genannt zu werden verdient? und dann bemerken, daß er auch für uns ein solcher seyn könne.

In welchem Sinne pflegt und verdient der Todestag Jesu ein Tag der Versöhnung zu heißen?

Fragen wir hierüber die heilige Schrift und den Apostel Paulus, welcher sich über diesen Gegenstand am weitesten ausgebreitet hat: so ist Ihm der Todestag Jesu der Tag, an welchem der Grund zu einer allgemeinen Religion auf der Erde gelegt ist, von welchem an alle Trennung der Menschen, welche aus Verschiedenheit der Gottesdienste entspringt, aufhören, der Religionshaß von der Erde verschwinden, und alle Mitglieder des menschlichen Geschlechts zur Anbetung Eines Gottes vereinigt werden sollen. — Es ist der Mühe werth, sich auf einen Augenblick in die Zeiten der Vorwelt zu versetzen, und den Apostel, welcher Juden und Heiden in eine Kirche zu vereinigen suchte, selbst zu hören.

In der Zeit Jesu waren Länder und Völker durch die verschiedensten Gottesdienste getrennt. Die jüdische Nation, welche an den Schöpfer und Regenten der Welt glaubte, und deren Glaube die öffentlichen Religionen anderer Völker weit hinter sich zurück ließ, setzte sich, als das Volk Gottes, den übrigen Völkern der Erde entgegen. So wie sein Gesetz ihm keine Annäherung an andere Völker erlaubte, so schreckte es auch jeden Fremden von der Verbindung mit diesem Volke zurück. Die jüdische Nation war also eine einzelne, von allen übrigen getrennte; sie selbst theilte die Welt in Juden und Heiden; und Haß, Verdammung und Menschenfeindschaft war die natürliche Folge dieser Trennung. Der Jude ließ sich nicht zur Gemeinschaft mit Fremden herab, durch deren Umgang er sich verunreinigt glaubte; und der Heide konnte nicht an dem Glauben der Israeliten Theil nehmen, weil ihr Gott nur als der Gott der Juden betrachtet wurde. So war die jüdische und heidnische Welt getrennt und in bitterer Feindschaft.

Jesus ward ihr Versöhner auf folgende Art.

Er erklärte den Schöpfer und Regierer der Welt, der bisher nur als der besondere Freund des jüdischen Volks betrachtet worden war, für den allgemeinen Vater aller Menschen — er lehrte, daß Er Juden und Heiden mit gleicher Liebe umfasse; und daß das Mittel, Ihm wohlzugefallen,

weder die Opfer und Gebräuche der Heiden, noch der beschwerliche Tempeldienst des jüdischen Volks sey; daß seine wahre Anbetung, die Anbetung unseres Geistes, die Empfindung seiner Wohlthätigkeit, der Gehorsam gegen seine Gebote und die Liebe seiner Kinder, der Menschen, sey; und daß, bey aller Verschiedenheit äußerlicher Gebräuche, nur diese Gesinnung und diese Handlungsweise einen Werth bey Ihm gebe. — So, M. Fr., war durch Ihn der Grund zu einer allgemeinen Religion und zur Aussöhnung der Menschen unter einander gelegt. Und sein Apostel vollendete diese Vereinigung dadurch, daß er Juden und Heiden in eine Kirche vereinigte, daß er jene von dem mosaischen Gesetze entband, und diese nicht zur Annahme desselben verpflichtete. — — So entstand Eine Kirche, in welche alle Menschen aufgenommen werden können; Christus ist ihr Stifter, der Versöhner, der Friede machte, der die Getrennten zu einem Körper vereinigte, dessen Haupt er ist. — Daher sagt der Apostel Paulus*): Christus hat Friede gemacht zwischen Juden und Heiden; er hat das mosaische Gesetz, die Wand, welche beyde schied, hinweg genommen; er hat sie beyde, als seine Glieder und als ihr Führer, zu Gott geleitet, daß sie, in einem Gei-

---

*) Ephes. 2, 19.

ste, Ihn, als ihren gemeinschaftlichen Vater, verehren. Sein Todestag, da er sich für diesen Zweck aufopferte, ist gleichsam der Tag des Bundes und der Vereinigung unter den Völkern; und sein Blut ist gleichsam das Blut des heiligen Opferthiers, welches bey feyerlichen Verträgen der alten Welt vergossen und umher gesprengt zu werden pflegte. — — So ist also der Todestag Jesu ein Tag der Versöhnung unter den Menschen, ein Tag, an welchem der Religionshaß aufgehoben und der Grund zu einer gemeinschaftlichen Kirche, in welcher wir alle als Brüder einen Vater verehren, gelegt worden.

Aber der Todestag Jesu ist nicht blos ein Tag der Vereinigung der Menschen zu einer Religion; sondern er pflegt auch als ein Tag der Aussöhnung mit Gott betrachtet zu werden. — Auch in dieser Rücksicht verdient er unsere Beherzigung. — Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß, wenn von einer Aussöhnung der Menschen mit Gott die Rede ist, hier nicht die Redensarten die schicklichsten seyn können, nach welchen von Zorn und Rache Gottes, die durch das Blut eines Unschuldigen gelöscht und besänftigt werden mußten, bisweilen die Rede zu seyn pflegt. Solche Ausdrücke, welche auf Gott, der ohne Leidenschaft, ohne Zorn und Rachsucht, und immer zum Vergeben bereit ist, keine Anwendung leiden, verdie-

nen Entschuldigung, nicht Empfehlung. Und es hat, so weit ich mich in unserer menschlichen Sprache über unser Verhältniß zu Gott ausdrücken kann, damit folgende Bewandtniß.

Durch die Stiftung der christlichen Kirche ist uns Menschen Vertrauen zu Gott, als unserm Vater, eingeflößt worden; ein Vertrauen, bey dem wir uns nicht fürchten, wenn unsere Gesinnung gut ist, und wenn wir den Willen Gottes zu thun bemüht sind. — Aber, wenn wir uns des Ungehorsams und der Sünde bewußt sind, wenn uns unser eigenes Gewissen verdammt: dann erzittern wir vor Gott, als vor einem mächtigen, erzürnten Herrn, dessen Ahndung und Strafe wir verdienen. Dann greift der Mensch zu Bitten, zu Geschenken und Opfern, und sucht den beleidigten Herrn zu besänftigen und zu versöhnen. — So dachte die jüdische und heidnische Welt über Gott; und diese Denkart war so herrschend geworden, daß sie den schädlichsten Einfluß auf die Sitten der Menschen hatte, weil man nun für jede Sünde ein Opfer wußte. — In der christlichen Religion sollten diese Begriffe aufhören, die Menschen sollten das Vertrauen zu Gott fassen, daß er ihnen, nicht weil sie opferten, sondern weil sie nicht sündigten, gnädig sey; und wer unter dieser Bedingung der christlichen Kirche beytrat, der war Gott angenehm. Die ersten Christen giengen diese

Bedingung ein; sie verpflichteten sich durch die Taufe zu einem heiligen Wandel; vor neuen Vergehungen und also auch vor neuer Furcht waren sie durch das Bewußtseyn ihrer guten Gesinnung, und durch den Geist, der sie beseelte, und der sie gleichsam bey Gott vertrat, gesichert; und mit ihren Fehlern der Schwachheit hatte Gott Geduld. — Aber wie sollten sie sich beruhigen über ihre bisherigen Vergehungen? Die jüdische und heidnische Welt hatte im Argen gelegen; schon, wegen ihres vorigen Ungehorsams, der Strafe und der Verdammniß werth, wie sollten diese getilgt werden? wie sollten sie, ohne versöhnende Opfer, aufhören, sich wegen dieser zu fürchten? — — Da ward, nach der Lehre der heiligen Schrift, der Tod Jesu das Mittel dazu. —

Mit der christlichen Religion hebt in der jüdischen und heidnischen Welt eine neue Zeit an. Die Menschen schließen gleichsam einen neuen Bund mit Gott, dem Bunde ähnlich, den einst das jüdische Volk schloß, als es das Mosaische Gesetz empfieng und feyerlich annahm. — Wie bey jenem Bunde, nach der Sitte der alten Welt, ein Opfer geschlachtet ward, mit dessen Blute das Volk besprengt und gereinigt werden mußte: so war Jesus gleichsam das Opfer, und sein Blut das Blut des neuen Bundes der Menschen mit Gott; wer dem Christenthume bey-

tritt, wird gleichsam mit diesem Blute besprengt und dadurch gereinigt; Gott vergiebt ihm die vorigen Sünden, unter der Bedingung, daß er nun durch kein Opfer mehr die Sünden gut zu machen suche, sondern daß er die Sünde selbst meide, und sich durch den Geist Jesu, der ohne Sünde war, leiten lasse bis an das Ende der Tage. —

Dies ist die einfache, verständliche und fruchtbare Lehre der heiligen Schrift von dem Tode Jesu, wie er als ein Opfer der Reinigung der Menschen und ihrer Versöhnung mit Gott betrachtet wird. — — Gott ward dadurch in seinen Gesinnungen nicht geändert. Sein Zorn, seine Rache ward nicht besänftigt. Sondern die Menschen hörten auf, sich zu fürchten, weil sie den Tod Jesu, nach der Versicherung der Apostel, als den Tod eines Opfers betrachten durften, durch das sie von ihren vorigen Sünden gereinigt wären. — Daher sagt der Apostel: „Gott söhnte die Welt mit sich aus, indem er ihr Vertrauen zu sich einflößte und ihr ihre vorigen Sünden vergab." Daher sagt eben dieser Apostel: „Gott hat die Zeiten der Unwissenheit übersehen, aber nun gebeut er allen Menschen, Buße zu thun." — Daher sagt er in andern Stellen: „Ihr seyd berufen unter der Bedingung der Heiligkeit. — Ihr sollt todt seyn für die Sünde. Denn es giebt nun für sie kein Opfer mehr."

So, Meine Freunde, ist also der Todestag Jesu der Tag der Versöhnung der Menschen mit Gott. Aber er verdient auch ein Tag der Versöhnung unter den Christen zu seyn, eben weil er der Tag ist, an welchem Jesus verzieh, und an welchem wir uns seines Todes, als des größten Denkmals seiner Liebe, erinnern.

Wenn uns Christus an diesem Tage, an dem Tage seines Todes, in irgend einem seiner Worte groß erscheint: so ist es gewiß in dem Worte, in welchem er seinen Verfolgern nicht nur selbst vergab, sondern auch um Vergebung bey Gott für sie bat. — Er, seiner Unschuld sich vollkommen bewußt, und überzeugt, welch ein großes Unrecht ihm in der Kreuzigung wiederfuhr, erlaubt sich nicht nur keinen Ausdruck des Zorns oder der Verwünschung, sondern er vergiebt und bittet um Vergebung, und das aus dem menschenfreundlichsten Grunde: weil er sich nicht erlaubt, zu glauben, daß seine Verfolger aus Bosheit handeln, sondern weil er glaubt, daß nur ein Irrthum sie blende; und weil er nicht zweifelt, daß sie Reue und Schmerz empfinden würden, wenn sie zu anderer Einsicht kämen. — Wenn denn Christus so handelte, so verdienen an dem heutigen Tage auch bey uns die Grundsätze der Verzeihung erneuert zu werden; und wenn Christus, der Unschuldige, denen, die ihm das Leben

nahmen, so großmüthig verzieh, wie vielmehr sollten an einem solchen Tage die kleinen Ursachen des Zwistes und der Feindschaft unter den Christen verschwinden, und dieser Tag ein Tag der allgemeinen Aussöhnung seyn! — Aber nichts erinnert uns auch so stark an die allgemeine Verbrüderung unter den Christen, als der Tod Jesu und die Feyer dieser Begebenheit. — Christus ist für alle gestorben. Wir alle nehmen an den Früchten seines Todes Theil. Wir sind Glieder eines Leibes. Er ist unser gemeinschaftliches Haupt. Sein Gedächtniß ist uns allen theuer. Immer ist die Feyer seines Gedächtnisses in der Kirche als eine Feyer betrachtet worden, welche die Christen zur Gemeinschaft und zur Liebe vereinigt; so oft wir dieses Gedächtniß im heiligen Abendmahle feyern, so versöhnen wir uns mit unsern Brüdern; sollte dies nicht vielmehr an dem Tage geschehen, der seinem Tode selbst geweiht ist?

Dies sind einige der Rücksichten, aus welchen der Todestag Jesu ein Tag der Versöhnung zu heißen verdient. Aber wie sehr ist nun auch zu wünschen, daß dieser Tag als ein Tag der Versöhnung von uns betrachtet und wirklich begangen werde. Ich will uns, nach jenen drey Rücksichten, dazu zu ermuntern suchen.

Der Todestag Jesu erinnert uns an die Stif-

tung einer allgemeinen Religion, durch welche die Trennung unter den Völkern, welche aus Verschiedenheit der Gottesdienste fließt, aufgehoben, und durch welche alle zur Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit geleitet werden sollen. — Der heutige Tag sey also auch für uns ein Tag der Aussöhnung in Absicht des Religionshasses. Nach der Lehre Jesu haben wir nur einen Vater; nach der Lehre Jesu beten wir Gott nur auf eine würdige Art an, wenn wir ihn, nicht mit äußerlichen Gebräuchen, sondern mit unserm Geiste anbeten; in jeder Religion sind also auch die äußerlichen Gebräuche das Gleichgültigere, wenn nur dabey eine Anbetung Gottes im Geiste Statt findet. Wie Christus das jüdische Gesetz duldete und es selbst beobachtete: so wollen also auch wir die Gebräuche anderer Religionen dulden, und nur wünschen, daß ihre Bekenner darüber die Anbetung Gottes im Geiste nicht vergessen mögen. Der göttlichen Vorsehung wollen wir überlassen, ob sie alle Religionsbekenner in die Gemeinschaft der Kirche führen, oder ob sie die Verehrung Gottes im Geiste, auch neben jenen Gebräuchen, sich ausbreiten lassen will. Wir aber wollen uns zum Gesetz machen: keinem Menschen, der Verschiedenheit der Religion wegen, abgeneigt zu seyn; und dieser Trennung überhaupt keinen Einfluß auf unsere Achtung, auf unsere Gerechtigkeit, auf unsere Liebe gestatten. Das Wort Religion, welches

uns an unſern gemeinſchaftlichen Schöpfer erinnert, müſſe nie ein Wort der Spaltung, ſondern ein Wort der Vereinigung ſeyn. Jedem Menſchen müſſe ſein Irrthum, ſo wie uns der unſrige, verziehen ſeyn! Und wenn wir auch nicht mit allen Menſchen in eine Einzige äußerliche Kirche zuſammentreten können, ſo wollen wir nur alle Gott im Geiſte zu verehren ſuchen; und unſere Religion ſoll auch in dieſer Rückſicht eine Religion der Liebe, und der heutige Tag ein Tag der Ausſöhnung ſeyn, der allen Menſchen ihre Irrthümer in der Religion verzeihet.

Aber wir wollen auch dieſen Tag zu einem Tag der Ausſöhnung mit Gott machen; das heißt, zu einem Tag der Beſſerung, wovon frohes, kindliches Vertrauen zu Gott die Folge iſt. — Auch der Fürchtende hat nöthig, ſich mit dem auszuſöhnen, vor dem er ſich fürchtet. Wir fürchten uns aber vor Gott, wenn unſer Herz uns verdammt. Unſer Herz aber verdammt uns, und muß uns verdammen, wenn unſere Geſinnung nicht rein, wenn unſere Handlungsweiſe böſe war; wenn wir uns nicht bergen können, aus verſchuldetem Irrthume, aus ſträflichem Leichtſinn und aus andern Urſachen geſündigt zu haben. Wen aber ſein Herz ſo beſchämt und verdammt, der kann nicht mit Freudigkeit zu dem aufblicken, der der allwiſſende Kenner und der heilige Richter ſei-

nes Herzens und Handelns ist. Und die Freudigkeit zu Gott kommt nur wieder, nur allmählich wieder, wenn wir uns wirklich gebessert haben. Nur dann kann, nach unserer menschlichen, aber gewiß richtigen, Vorstellung, Gott mit Wohlgefallen auf uns, und wir mit Zuversicht zu ihm empor blicken. O! und wie oft bedürfen wir dieses frohen kindlichen Blicks zu Gott in unserm menschlichen Leben! — Benutzen wir also den heutigen Tag dazu, daß wir uns als solche betrachten dürfen, die Vertrauen zu Gott haben. — Gott vergiebt gerne; Er vergab der jüdischen und heidnischen Welt die Sünden der Vorzeit; aber er nahm die Christen in seine Kirche unter der Bedingung auf, daß sie würdig der Lehre des Evangeliums wandeln! Prüfen wir uns also, in wie fern auch wir des Namens der Christen würdig sind, und ob Gott mit Wohlgefallen auf uns herabblicken könne. Und, sollte es nicht seyn, sollte uns unser Bewußtseyn das Gegentheil sagen: so wollen wir, da jetzt das Wohlgefallen Gottes und unser Vertrauen zu ihm an die Besserung geknüpft ist, diesen Tag dadurch zu einem Tag der Aussöhnung mit Gott machen, daß wir den Bund christlicher Tugend vor ihm erneuern!

Endlich aber müsse der heutige Tag auch ein Tag der allgemeinen Aussöhnung unter den Christen selbst seyn! Christus vergab an diesem Tage

seinen Verfolgern. Er hat uns ein Muster der Nachfolge gelassen. Wie billig, daß dieser Tag auch unter den Christen ein Tag der allgemeinen Aussöhnung sey! Und ist er es nicht in der ganzen Christenheit: so soll er es wenigstens unter uns seyn. Und das wird er seyn, wenn wir Vorsätze der Art erneuern: Ich will Geduld mit meinen Mitmenschen, mit ihren Irrthümern und Fehlern haben. Mein Heiland erlaubte sich nicht, seine Hinrichtung der Bosheit, sondern nur dem Irrthume beyzumessen. Er zweifelte nicht, daß die Menschen das Recht lieben, so bald sie es sehen; er war überzeugt, daß sie die Sünde lassen, wann sie sie erkennen. Er lebte daher auch nur für die Erleuchtung der Menschen. Er erhielt sein Herz stets der Versöhnung offen, indem er ihnen nie Bosheit des Herzens beymaß. So schwer mir eine ähnliche Denkart wird: so will ich mir sie doch als Gesetz vorschreiben. — Ich will immer glauben, daß Irrthum, Uebereilung, Gewohnheit mehr Ursach an den menschlichen Vergehungen sind, als eine Bosheit, die an der Sünde Vergnügen findet; und dadurch will ich mein Herz der Vergehung offen erhalten. — Aber ich will auch wirklich und von Herzen vergeben. Habe ich in meinem Innern Mißtrauen gegen Jemand; zürne ich über ihn mehr oder minder; habe ich ihn beleidigt und mich von ihm entfernt: so will ich ihm mit einem versöhnten Herzen entgegen kommen; und

glaube ich von ihm verletzt zu seyn, so will ich ihm von Herzen vergeben; Abneigung und Feindschaft soll nicht mehr in meinem Innern wohnen. An dem Todestage Jesu, der die getrennten Menschen als Kinder eines Vaters vereinigte; an dem Tage, der die Menschen mit Gott aussöhnte; an dem Tage, an welchem mein Heiland das schönste Beyspiel der Versöhnlichkeit gab — da will auch ich Abneigung und Feindschaft aus meinem Herzen verbannen, und in jedem Menschen einen Bruder sehen, der zwar irren und fehlen kann, aber der mich nie vorsetzlich beleidigen wird.

Und nun noch einen Gedanken.

Unser Heiland vergab am Tage seines gewaltsamen Todes; er vergab den Urhebern desselben; und er that es mit einem menschenfreundlichen Herzen, indem er noch seine Feinde entschuldigt. — Nichts erleichtert den Ausgang aus der Welt so, als ein versöhntes Herz; aber nichts erschwert, verbittert ihn so, als ein Herz voll Unmuth, voll Haß und Feindschaft. — Gewiß wünschen wir alle mit einem versöhnten Herzen aus der Welt zu gehen, und so, daß uns die Liebe und die guten Wünsche Anderer begleiten. — Lasset uns daher so leben, daß Niemand mit einem bittern Herzen an uns denke; und daß, wenn andere sich unserer in ihrem letzten Gebete erinnern, sie nicht sagen

müssen: Vergieb ihnen, Vater! sondern, belohne sie für das Gute, für die Freundschaft, die sie auch mir erwiesen haben! Wohl demjenigen, dem seine Hausgenossen, dem seine Mitbürger, dem seine Freunde so nachsehen! Wohl uns, wenn wir so leben, daß dieses unser glücklicher Fall seyn kann. Amen!

Achte Predigt.

Wie man den Glauben an die Unsterblichkeit bey sich fest und lebendig erhält.

Am ersten Osterfeyertage.

Ueber

Mark. 16, 1 — 9.

In der Stadtkirche.

Gott, der du selbst unveränderlich und unsterblich bist, und auch uns, zwar veränderlich, aber unsterblich erschufest, gieb, daß wir festhalten an einem Glauben, der für uns so wichtig und unentbehrlich ist; aber verleihe auch, daß wir ihn nicht blos zu unserer Beruhigung, sondern auch zur Gewissenhaftigkeit und zu jeder Tugend anwenden. Laß uns in demselben auch durch das Schicksal unseres Heilandes befestiget, und zur fruchtbaren Anwendung desselben, wie Er, geleitet werden. Amen!

Meine christlichen Zuhörer!

Das Fest, welches wir in diesen Tagen begehen, ist für die Christenheit und für uns um so wichtiger, da wir wahrscheinlich ohne die Begebenheit, welcher dasselbe geweihet ist, nicht im Besitze des Christenthums wären. Wäre Christus nicht aus dem Grabe hervorgegangen; hätte er nicht seine erschreckten und muthlosen Jünger durch seine Wie-

derersdeinung gestärkt und aufgerichtet — hätten sie sich nicht durch diese außerordentliche Begebenheit zu dem Glauben erhoben, daß Gott mit Ihm sey, und daß die Vorsehung seine Sache nicht minder werde triumphiren lassen, als sie die Absichten seiner Feinde bey seiner Kreutzigung vereitelt hatte: so wäre wahrscheinlich das Christenthum mit ihm begraben worden; so wären auch wir nicht Mitglieder der Kirche, die auf Ihm, den Erstandenen, gegründet wurde; so lebten auch wir vielleicht noch in dem Aberglauben der heidnischen Welt und der Abgötterey. — Wenn uns daher die Erhaltung, die Verbreitung und der eigene Besitz der christlichen Religion etwas werth ist: so müsse unsere erste Empfindung die Empfindung des Danks gegen Gott seyn, der das Schicksal Jesu so lenkte, der die Absichten seiner Gegner vereitelte, und aus ihren Handlungen selbst einen Erfolg hervorgehen ließ, der die Bewunderung aller Nachdenkenden erregt.

Aber nächst diesem Danke, müsse unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Lehre gerichtet seyn, an welche uns dieses Fest erinnert, und welche uns durch diese Begebenheit Jesu anschaulich gemacht wird. Zwar haben wir die Hoffnung nicht, in dieses Leben aus dem Grabe zurückzukehren, wie Jesus aus demselben zurück kam; aber dafür haben wir eine Hoffnung, die noch weit mehr werth ist, nehmlich die Hoffnung: daß, nach diesem Leben,

ein anderer Zustand für uns beginnt, daß unsere Seele, wenn auch unser Körper verweset, unsterblich ist, und daß dieser neue Zustand immer dauern, wenigstens nie durch Vernichtung seine Endschaft erreichen wird.

So natürlich und so unentbehrlich dieser Glaube ist; so gewöhnlich er sich unter allen Völkern findet; so groß sein Einfluß auf unsere Handlungsweise und auf unsern Trost ist: so pflegt er doch nicht selten selbst bey denen, welche ihn nicht bestreiten, in seinem Einflusse auf mancherley Art gehemmt zu werden. Je unentbehrlicher aber dieser Glaube selbst ist, und je erwünschter sein Einfluß; um desto mehr ist auch zu wünschen, daß wir in jenem nicht leicht wankend werden, und daß wir diesen recht stark seyn lassen. Uns hierzu einige Anleitung zu geben, das soll der Zweck meines weitern Vorhabens seyn.

Text,

Mark. 16, 1 — 9.

„Und da der Sabbath vergangen war, kauften Maria Magdalena und Maria Jacobi und Salome Specerey, auf daß sie kämen und salbeten ihn. Und sie kamen zum Grabe an einem Sabbather sehr frühe, da die Sonne aufgieng. Und sie sprachen unter einander: Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür? Und sie sahen hin und wurden gewahr, daß der Stein abge-

wälzet war; denn er war sehr groß. Und sie giengen hinein in das Grab, und sahen einen Jüngling zur rechten Hand sitzen, der hatte ein lang weiß Kleid an; und sie entsatzten sich. Er aber sprach zu ihnen: Entsetzet euch nicht; ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten; er ist auferstanden, und ist nicht hie. Siehe da die Stätte, da sie ihn hinlegten. Gehet aber hin, und sagets seinen Jüngern und Petro, daß er vor euch hingehen wird in Galiläa; da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat. Und sie giengen schnell heraus, und flohen von dem Grabe, denn es war sie Zittern und Entsetzen ankommen, und sagten Niemand nichts; denn sie furchten sich."

Das Schicksal Jesu, sein Tod, seine Erweckung, seine darauf erfolgte Erhebung in den Himmel, erinnert uns an unsere künftige Bestimmung und an unsere Fortdauer in einem andern Leben. Und wir wissen, von welchem Werthe diese Hoffnung für uns ist. Um desto mehr ist zu bedauern, daß diese Lehre oft selbst bey solchen Personen, welche sie nicht bestreiten, die erwünschte Wirkung nicht thut. Und da die Wirksamkeit einer Religionslehre theils von der Festigkeit, mit welcher sie für wahr gehalten wird, theils von der Leichtigkeit und Geneigtheit, mit der man sie in seiner Seele erneuert, abhängig ist: so muß der Grund jener Erscheinung entweder darin liegen, daß manche Gemüther zu leicht in ihrem Glauben erschüttert werden, oder darin, daß sie der Erinnerung an jene Lehre gern ausweichen. — Ich will daher

Gelegenheit nehmen, die Frage zu beantworten:

wie man den Glauben an die Unsterblichkeit fest und lebhaft erhält?

Ich werde dafür hauptsächlich zwey Mittel vorschlagen, welche auch die beyden Theile meines Vortrags ausmachen werden.

Einmahl: man mache sich mit den faßlichsten, leicht zu erneuernden Gründen dafür bekannt; und zweytens, damit die Seele geneigt sey, die Erinnerung daran gern zu erneuern, so knüpfe man die Vorstellung vom Tode nicht an traurige, sondern an angenehme Bilder.

So mannigfaltig die Beweise sind, welche die Gelehrten für die Unsterblichkeit der Seele versucht haben, und so wenig sie bisweilen gelungen, und insbesondere der minder geübten Fassungskraft angemessen seyn mögen: so giebt es doch unter denselben auch einige, welche auf Gedanken ruhen, die Jedem wahr und einleuchtend sind, und durch welche zum Theil eine sehr feste Ueberzeugung begründet werden kann. Ich will deren nur einige berühren.

Dahin gehört zuerst der Beweis, welcher aus der Ueberlegung entspringt: daß in der Welt eigentlich nichts vernichtet wird; und

daß wir also bey den Menschen eine Ausnahme zu erwarten nicht berechtigt sind. — Wenn wir einen Blick auf unsere Erde und die Welt im Ganzen werfen, ist in ihr etwas, das eigentlich untergienge und vernichtet würde? Alles, was wir sehen, ist Verwandelung, Wiedergeburt, Veränderung der Gestalt, der Zusammensetzung, des Ortes, der Verbindung; Tod und Verwesung sind nicht Ausdrücke der Vernichtung, sondern nur der Verwandelung, und sie enthalten den Keim des neuen Lebens. Wie das Waizenkorn nicht vernichtet wird, wenn es erstirbt, sondern nur eine Verwandelung erfährt, die es bald schöner, herrlicher zeigt: so ist es mit dem Tode überhaupt. — Wenn denn nichts, nichts in der ganzen Natur vernichtet wird, welcher Grund berechtigt uns, zu glauben, daß der Mensch, daß seine Seele vernichtet werde? — Je öfter ich mir daher vorstelle, daß nichts vernichtet wird; je anschaulicher ich mir diesen Gedanken in einzelnen Beyspielen mache: um desto näher fühle ich mich dem Glauben, daß auch ich, daß auch der Mensch nicht untergeht.

Eine andere leicht zu machende Beobachtung, welche zum Glauben an die Fortdauer geneigt macht, ist: daß die Seele, deren Fortdauer wir eigentlich behaupten, nicht nur von dem Körper, welcher im Tode aufgelöset wird, wesentlich verschieden ist, sondern daß, obgleich sie bisweilen unter dem Einflusse des Körpers leidet, und in

vieler Rücksicht von ihm abhängig ist, doch auch eine eigene Thätigkeit besitzt, welche sich oft um so größer und freyer zeigt, je schwächer der Körper wird, und je mehr er sich seiner Auflösung nähert. Eine Bemerkung, welche auf den Gedanken führt, daß die Seele auch ohne diesen Körper fortwirken könne.

Bey Krankheiten, welche den Körper nicht auf einmal darnieder werfen, sondern allmählich aufzehren; bey Krankheiten, welche weniger diejenigen Theile des Körpers angreifen, in welchen das denkende Wesen vorzüglich geschäftig ist, wie oft machen wir da die Erfahrung: daß die Ruhe, ja selbst die Heiterkeit und Lebhaftigkeit um so größer wird, je mehr die Kräfte der gröbern Theile schwinden. Daher die Hoffnung der Genesung bis auf den letzten Augenblick; daher, bey wahrgenommener Abnahme der Kräfte, die frohe Aussicht auf eine andere Welt, kurz, daher eine von dem Körper wenig abhängige Thätigkeit, welche die eigene Kraft des uns beseelenden Geistes und seine Denkkraft verräth, und uns die Hoffnung giebt, daß er, auch nach der Auflösung des Körpers, fortwirken und thätig seyn könne. — Je mehr wir daher Beyspiele solcher Sterbenden beobachten, um desto geneigter werden wir dem Glauben an die wirkliche Fortdauer, und nehmen diesen Glauben so bald in unsere Ueberzeugung auf, als andere Gründe hinzukommen.

Und diese bietet uns die Religion in Men-

ge und von großer Stärke dar. — Ich setze dabey nur den Glauben an Gott, als Schöpfer und Urheber unserer Natur und unserer Seele voraus. Und dann giebt es mehrere Beweise, die aus den Eigenschaften Gottes abgeleitet und jeder Fähigkeit faßlich gemacht werden können.

Der erste wird auf die Unveränderlichkeit Gottes gegründet. — Wenn Gott der Urheber der menschlichen Seele ist: so wird auch nur Er sie zerstören können. Aber ist es wahrscheinlich, daß der Gott, der die Seele bildete, der in sie die Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte legte, die den menschlichen Geist zum höchsten Wunder seiner sichtbaren Schöpfuug erheben — ist es wahrscheinlich, daß Gott des Daseyns des menschlichen Geistes müde, ihn vernichten werde? Kann dem Schöpfer gereuen, ihn geschaffen zu haben? Ist es wahrscheinlich, daß der Verständige das Werk seines Geistes vernichte? ist es wahrscheinlich, daß Gott das Werk seiner Weisheit zertrümmere, in das er so viele Anlagen und so viele Kräfte legte, die immer weiter streben, und nach höherer Vollkommenheit ringen?

Und daher wird ein zweyter Beweis auf die Weisheit Gottes gegründet. Wenn Gott in die menschliche Seele Anlagen und Kräfte legte, welche immer weiter entwickelt werden können: so sind diese für uns, die wir sie nicht ohne Zweck erschaffen glauben können, eben so viele Beweise

der Fortdauer. Und dies gilt sowohl von den Anlagen des Verstandes, als des Herzens.

Wenn ich mir vorstelle, daß mein Geist immer mehrere Kenntnisse sammeln, daß er tiefer eindringen kann in die Beschaffenheit der Dinge; wenn ich bemerke, daß ich am Schlusse meines Lebens vielleicht einige Elemente gefaßt habe, auf welchen ein weiterer Bau aufgeführt werden kann; wenn ich mir vorstelle, daß die gehabte Uebung die Fertigkeit vergrößert — ist es denkbar, daß Gott meinen Geist in seinem Laufe aufhalten, daß er ihn von der erreichten Höhe in den Abgrund des Nichts zurückschleudern werde, aus dem er ihn mit solchen Anlagen und Fähigkeiten selbst hervorrief? — Je mehr wir uns daher mit den Anlagen unsers Geistes bekannt machen, je mehr wir bemerken, wie wenig sie alle und bis auf den Grad ausgebildet werden, zu welchem sie sich erheben können; um desto eher werden wir uns gedrungen fühlen, eine Fortdauer zu glauben.

Es dringt sich dem Religiösen noch eine besondere Anwendung dieses Gedankens auf. — Unter den Anlagen der menschlichen Seele ist auch die für Sittlichkeit, für Gerechtigkeit, Wohlwollen und ein pflichtmäßiges Verhalten; und es scheint des Menschen höchste Bestimmung, daß er sich den Sinn zu eigen mache, nur nach dem Gesetze des Rechts und der Pflicht zu handeln, und daß er sich die Einsicht verschaffe, was in jedem

einzelnen Falle seine Pflicht ist. Dem sinnlichen Menschen kostet es nicht wenig Mühe, sich den Sinn zu eigen zu machen, und die Tugend ist für ihn eine lange mühevolle Gewöhnung. Und doch will Gott, daß er sich diesen Sinn erwerbe, daß er von der Pflicht nie weiche, und daß seine Gewöhnung recht stark werde. — Mit Mühe erringt der Mensch diese Fertigkeit. Aber wenn er nun sich diesen Sinn zu eigen gemacht hat, wenn er nun hoffen darf, daß er sich immer mehr befestige, daß er nun selten mehr fehlen werde — dann käme der alles zertrümmernde Tod, und stürzte ihn nicht nur von der mühsam erstiegenen Höhe der Tugend herab, sondern zerstörte die Anlage dazu selbst; und diesen Tod schickte der Gott, der nichts Größeres kennt, als sittlichen Werth, der die Pflicht den Menschen gebot? —

Je mehr der Mensch diesen Gedanken sich lebhaft denkt, um desto geneigter wird er zum Glauben an die Unsterblichkeit seyn.

Dazu kommt endlich noch ein Beweis, der auf die Gerechtigkeit Gottes gebaut wird, und der mit dem Vorhergehenden nahe verwandt, aber noch dringender ist. — Es ist in der menschlichen Natur gegründet, daß uns unser Gewissen zur Pflicht treibt. Die Macht des Gewissens ist so stark, daß der Mensch ihr zu widerstehen nicht vermag, daß er ihr bisweilen alles aufopfert. Und wir schätzen die Menschen um so höher, je größer

dieſe Gewiſſenhaftigkeit iſt; wir glauben, und mit Recht, wenn wir nicht alle Religion aufheben wollen, daß uns auch Gott nichts wohlgefälliger mache, als dieſe Gewiſſenhaftigkeit. Auch iſt es der erklärte Wille Gottes, daß wir um des Gewiſſens willen alles verläugnen ſollen, was uns ſonſt angenehm und werth iſt. — Geſetzt nun, M. Fr., daß wir, dem Gewiſſen treu, demjenigen entſagen, was uns werth und erwünſcht iſt; geſetzt, daß wir der Pflicht alles aufopfern; geſetzt, daß unſer Leben uns kein zu theurer Preis für ſie ſcheint: — wäre es gerecht, wenn Gott eine ſolche edle, ſich ſelbſt der Pflicht aufopfernde, Seele vernichtete? wäre in der Geſetzgebung Gottes nicht eine Lücke? wäre nicht ein Widerſpruch in dem Menſchen ſelbſt zwiſchen dem Triebe nach Wohlſeyn und zwiſchen den Verpflichtungen zur Tugend? Kann dieſer Widerſpruch auf eine andere Art gehoben werden, als wenn ein Zuſtand der Vergeltung erwartet werden darf, ein künftiges Leben, in welchem der Würdigſte auch der Glücklichſte ſeyn wird? — Die Macht dieſes Grundes wird noch überwältigender, wenn wir die Sache in Beyſpielen betrachten. — Wenn Chriſtus ſich ſelbſt der erkannten Pflicht und ſeinem großen Plane aufopferte, wenn er es im Vertrauen auf Gott, der ihn nicht verlaſſen könne, that — läßt ſich's ohne Empörung denken, daß Gott ihn ohne Vergeltung gelaſſen habe? fühlen wir uns nicht gedrungen, zu glauben, daß er bey

Gott die Belohnung gefunden habe, die sein gemeinnütziges Leben, die sein großes Verdienst, die seine Aufopferung foderte?

Je mehr wir solche Beyspiele aufstellen, und einer ernstlichen Betrachtung unterwerfen, um desto fester und unerschütterlicher wird bey uns der Glaube an die Unsterblichkeit werden, ohne daß wir alle Untersuchungen der Vernunft verfolgen, die oft schwer genug zu fassen sind, bey welchen wir uns leicht in Unbegreiflichkeiten verlieren, und deren ganzes Gewebe oft durch einen kleinen unvorhergesehenen Zweifel zertrümmert wird.

Aber, M. Fr., es ist nicht genug, daß wir eine feste Ueberzeugung von diesem Glauben haben; es ist auch zu wünschen, daß er uns angenehm sey, und daß wir ihn gern erneuern, wenn er seine Wirkung thun soll. — Und hierüber, wie wir uns diese Erinnerung angenehm machen, will ich einige Vorschläge in dem zweyten Theile meiner Betrachtung thun.

Der Grund, warum oft selbst solche Personen, welche an der Fortdauer der Seele nicht zweifeln, doch der Erinnerung an Tod und Ewigkeit gern ausweichen, scheint außerdem, daß sie vielleicht die Folgen fürchten, hauptsächlich darin zu liegen, daß sie diese Erinnerung mit andern angreifenden, traurig machenden Vorstellungen zu sehr in Verbindung setzen, und daß sie nicht unterrichtet oder geübt genug sind, diese Erinnerung für

sich angenehm zu machen. Aber diese Abneigung wird sobald verschwinden, als diese Erinnerung mit angenehmen Vorstellungen in Verbindung gesetzt wird, deren Erneuerung der Seele vielmehr Vergnügen, als einen widrigen Eindruck verursacht.

Ich will einige dieser Vorstellungsarten erwähnen.

So ist es, zum Beyspiel, nicht ungewöhnlich, sich bey der Veränderung, die mit uns im Tode vorgehet, nur das Aufhören des Lebens, der Thätigkeit, des Genießens, Grab, Nacht, Verwesung, und was man damit in Verbindung setzt, zu denken. — Wenn ich sterbe, dann hört der Körper auf, sich zu bewegen, mein Blut erstarrt, das Auge sieht nicht mehr die Wunder der Natur — das Ohr ist taub gegen die Stimme des Freundes — die sinnlichen Werkzeuge sind ohne Gebrauch — jeder Genuß ist vorüber — der Körper verweset — und wird von den Menschen ausgestoßen — ein enges, finsteres Grab schließt mich ein — in kurzem bin ich vergessen, ein Raub der Würmer und der Verwesung.

Sind das nicht oft die widrigen Vorstellungen, die sich uns darstellen, wenn wir an die letzte Veränderung denken? und darf man sich, wenn wir billig seyn wollen, wundern, wenn diese Vorstellungen ungern erneuert werden? Aber wird es nicht ganz anders seyn, wenn wir diese Veränderung an fröhlichere, zum Beyspiel, an folgende, Bilder knüpfen?

Ich weiß, daß mein aus so vielen Theilen zusammengesetzter und der Abnutzung unterworfener Körper in dieser Einrichtung und Thätigkeit nicht ewig ausdauern kann; ich weiß, daß mir, wie allen Geschöpfen, die ich sehe, eine große Veränderung bevorsteht — aber diese Veränderung gleicht dem Schlafe, in den ich allmählich, wie nach der ermüdenden Arbeit eines Tages, sinke, und von dem ich am Morgen, nach der finstern aber erquickenden Nacht, erwache. Mein Körper verweset, aber es ist die Veränderung, die ich in der Natur so oft sehe, vom Sterben zum Leben, vom Verdorren zum Wiederaufgrünen, vom Alter zur Verjüngung. — Neues Leben, neue Kräfte werden mich am Morgen des Erwachens und der fröhlichen Auferstehung erfreuen.

Wer an solche Bilder seine Erinnerung knüpft, wird sie nicht ungern erneuern.

Es giebt Andere, welchen diese Erinnerung aus dem Grunde unangenehm ist, weil ihnen, die sich an eine beständige Geschäftigkeit und nützliche Thätigkeit gewöhnt haben, die Vorstellung, einst in ihrer Wirksamkeit unterbrochen zu werden, Pein verursacht.

Ich bin gern arbeitsam und geschäftig; es macht mir ein großes Vergnügen, Plane zu fassen, Mittel zu ihrer Ausführung zu finden, Hindernisse zu bekämpfen, und ein Werk zu Stande zu bringen, das zwar mit großen Schwierigkeiten

umringt, aber auch von großer Wichtigkeit ist; ich freue mich dieser beständigen Thätigkeit; aber es ist mir ein peinigender Gedanke, daß diese Arbeitsamkeit unterbrochen, daß so mancher meiner Plane unausgeführt bleiben soll; und der Tod, der mich abruft, ist mir in doppelter Rücksicht lästig, weil er meine Thätigkeit unterbricht, und weil er mir überhaupt nur das Bild der Ruhe und Trägheit darstellet. — Darf man sich wundern, wenn ein edler Mensch bey einer solchen Denkart der Erinnerung an den Tod gern ausweicht?

Aber wie sehr würde sich diese Stimmung verändern, wenn er an jene ihn erwartende Veränderung die Vorstellung knüpfen wollte: ich weiß, daß ich einmal heraustreten muß aus dem Wirkungskreise, in welchem ich mich gegenwärtig befinde; ich weiß, daß ich die Laufbahn nicht vollenden kann, die ich angefangen habe, daß vieles zu wissen und zu thun mir übrig bleibt; aber ich weiß auch, daß die Vorsehung sogleich einen andern für meinen Platz ausersehen hat, der fortsetzen, vollenden wird, was ich begann, und wenn auch nicht in meinem Geiste, doch in dem seinigen. Und eine solche Abwechselung und Mannigfaltigkeit ist der Welt nützlich und nothwendig, und daher hat die Vorsehung sie gewählt. — Ich selbst aber trete in einen andern Wirkungskreis; hier übte ich meine Kräfte zu einem weitern Gebrauche, aber nun werde ich größere Plane fassen, wichtigere Werke thun; ich freue

mich auf die neuen Geschäfte, die mir Gottes Weisheit da anvertrauen wird. Denn ich traue den Worten des Heilandes: daß ich über mehr werde gesetzt werden, weil ich im Geringen getreu war. — Wenn wir so die Vorstellungen von neuer Thätigkeit an die Erinnerung an unsere letzte Veränderung knüpfen, dann wird der Geschäftige dieser Veränderung mit erneuertem Vergnügen entgegensehen, und diesen Gedanken gern bey sich wiederholen.

Noch giebt es eine große Zahl, welchen diese Erinnerung aus dem Grunde traurig wird, und welche ihr darum ausweichen, weil sie sich gewöhnt haben, sich sogleich Trennung von Menschen und den Ihrigen und eine traurige Abgeschiedenheit und Einsamkeit zu denken. „Die Welt, meine Freunde, meine Verwandte, meine Hausgenossen, so viele edle Menschen, mit denen mich Gott in Verbindung setzte, sind mir so werth geworden, daß ich sie ungern verlasse; es ist ein Band der Freundschaft und Achtung zwischen uns geknüpft worden, welches nicht ohne eine schmerzhafte Empfindung getrennt wird; und der Tod, der gewaltsame Tod ist es, der dieses Band gänzlich zerreißt. Welch' ein finstrer Gedanke! Darf man mir verargen, wenn ich dieser Erinnerung ausweiche, wenn ich sie so fern, als möglich, von mir halte?" — Wer wagt die Empfindung des Fragenden zu verdammen? Nein, auch ich wage nicht, sie zu

verdammen. Aber, würde ich ihm antworten: wie ganz anders, Freund, würde deine Empfindung seyn, wenn du dich gewöhntest, an die letzte Veränderung, der wir nicht auszuweichen vermögen, andere Gedanken und andere Bilder, zum Beyspiel, folgende, zu knüpfen!

„Ich weiß, daß ich von dieser Welt, von Menschen, die mir sehr werth sind, getrennt werde. Es ist die unabänderliche Einrichtung Gottes. Aber sie bleiben unter Gott; und ich, ich trete nicht aus dem Lande der Lebendigen heraus, sondern ich habe die Hoffnung, mit den Edelsten und Besten aller Menschen in Verbindung zu kommen; und wenn die Freundschaft um so vollkommener seyn kann, je vollkommener die Personen sind, unter welchen sie Statt findet, so werde ich sie dort desto reiner genießen. — Und warum wollte ich die süße Hoffnung aufgeben, dort auch diejenigen wieder zu finden, die hier meinem Herzen so theuer waren? Wie groß wird dann unsere Freude seyn, wenn nach einem langen Zwischenraume ein frohes Wiedersehen auf ewig unser Glück erhöht!"

Ich bin überzeugt, daß, je mehr jene finstern Bilder von Grab und Verwesung, von Unthätigkeit und Trennung verscheucht, und je mehr dagegen diese angenehmern von verjüngter Kraft des Lebens, von neuen Geschäften und Wirkungskreisen, von Verbindung mit vollkommenern Menschen und von froher Wiedervereinigung hervorge-

hoben werden, daß auch unsere Einbildungskraft diese Bilder um so lieber erneuern wird. Und das sind wir uns selbst schuldig; weil zu wünschen ist, daß uns dieser Gedanke nicht lästig sey, da er einen so großen Einfluß auf unsere Ruhe und Zufriedenheit hat, und da dieser Einfluß hauptsächlich davon abhängt, daß wir ihn gern und mit Vergnügen erneuern.

Ich unterlasse, Meine Freunde, uns an einzelne Gelegenheiten zu erinnern, bey welchen der Glaube an die Unsterblichkeit Trost gewährt. Sie sind nicht selten in dem menschlichen Leben. Unsere eigene Erfahrung wird uns vielleicht mehrere dieser Art in das Gedächtniß rufen, als uns lieb ist; aber wenn auch wir wünschen: daß uns diese Veränderung, der wir auszuweichen nicht vermögen, nicht zu widrig sey, daß der Gedanke an Grab und Verwesung uns nicht zu sehr schrecke, und daß uns die Trennung von den Unsrigen, von unsern Geschäften und Freunden, nicht zu empfindlich werde: so wollen auch wir uns eine doppelte Regel vorschreiben.

Lasset uns bisweilen einen Blick des Nachdenkens auf die Beweise für die Unsterblichkeit werfen, um sie unserm Gemüthe recht tief einzuprägen. Diese Lehre ist es wohl werth, bisweilen der Gegenstand unsers Nachdenkens zu seyn; sie verdient es vielleicht um so mehr, je größer der Leichtsinn unserer Tage ist! Ach! und es ist so leicht, die

Hoffnung, die sie einflößt, wirklich zu fassen. — Blicket nur bisweilen in die Natur, und bedenket, wie in ihr nichts untergehet, nichts vernichtet wird! — Sollte es die menschliche Seele? Sehet nur, wie in der Natur das Erstorbene wieder zu leben beginnt! wie das Veraltete sich verjüngt, und in neuer Schönheit und Kraft da steht! Nicht auch so der Mensch? — Empfindet, welche Anlagen, welche Kräfte unsere Seele hat! wie nicht alle gebildet oder ausgebildet werden! Sollte sie Gott ohne Zweck geschaffen haben? — Fühlet, wie unvollkommen unsere Tugend ist, welche Reue, welche Beschämung uns unsere Fehler bisweilen abnöthigen! Wollen wir glauben, daß diese Reue ohne Folgen sey, daß unsere Tugend nie fester und allgemeiner werde? — Betrachtet bisweilen die leidende Unschuld, und vergleicht ihr Schicksal mit der Gerechtigkeit Gottes. Wir kennen in der Geschichte, vielleicht aus eigener Erfahrung, Menschen, die das traurigste Loos traf, deren Leben fast nur eine Kette von Ungemach war; Menschen, edle, erhabene Menschen, die sich für andere, für das Beste der Welt aufopferten; dürfen wir nicht glauben, daß Gott sie belohne? — Uns selbst kostet die Tugend Kampf, und wir übernehmen ihn gerne, denn Gott gebot ihn; dürfen wir nicht auf seinen Beyfall und auf seine Belohnung hoffen? — Sehet da, wie leicht und natürlich diese Gedanken sind. Sie verdienen um so mehr von uns

beherzigt zu werden, je größer der Leichtsinn und der Unglaube unserer Tage ist.

Aber auch überzeugt, knüpfet die Vorstellung davon an angenehme Bilder!

Nicht Grab und Verwesung, nicht Unthätigkeit und Trennung — sey das Bild, unter welchem uns der Tod erscheine; sondern neues Leben, und in diesem Leben neue Thätigkeit, ein größerer Wirkungskreis, eine vollkommenere Welt, Umgang mit den Besten, Edelsten unsers Geschlechts, mit Geistern höherer Art, und ein frohes, frohes Wiedersehen!

Wohl dem Menschen, der darauf denkt, daß ihm der Tod also erscheine! Seine Ergebung wird um so größer, seine Hoffnung um so freudiger, sein Tod um so leichter seyn. Amen!

Neunte Predigt.

Wie weise es ist, seine Tugend durch Religion zu unterstützen.

Am zweyten Osterfeyertage 1800.

Ueber

Luk. 24, 13 — 35.

In der Schloßkirche.

Gott, du hast uns Rechtthun und Tugend zum heiligen Gesetze gemacht, aber du hast uns auch den Glauben an dich, den weisen Regierer der Welt, zur Hülfe und Unterstützung gegeben, und uns dadurch fähig gemacht, deinem Willen auch unter Leiden und Widerwärtigkeiten zu folgen! — Möchten wir nur nie trennen, was du so weise verbunden hast, und möchten wir auch heute in der Ueberzeugung bestärkt werden, daß der Glaube an dich und an die Unsterblichkeit die beste Hülfe der Tugend ist. Amen.

Meine christlichen Zuhörer!

Man kann unter den Gegnern und Bestreitern der Religion, oder des Glaubens an eine weise Regierung der Welt, und an ein fortwährendes Leben nach dem Tode, mehrere Arten unterscheiden.

Zuerst giebt es solche, welche, bey einer sonst

gesetzten Denkart, jene Lehren dahin gestellt seyn lassen oder verneinen, weil ihnen die Beweise für das Daseyn eines überweltlichen Wesens mit zu vielen Schwierigkeiten umringt zu seyn scheinen, und weil ihnen die Art, wie durch einen Geist die Welt regiert werden, oder die menschliche Seele fortdauern soll, unbegreiflich ist. Ohne sich einen Spott über Gegenstände, welche andern so wichtig und entschieden sind, zu erlauben, sind sie deswegen Ungläubige, weil sie, nach redlichem Forschen, unüberwindliche Zweifel gefunden zu haben meynen.

Von diesen Zweiflern unterscheidet sich sehr merklich eine andere Gattung, welche, ohne tiefsinnige Untersuchungen zu lieben, oder sie angestellt zu haben, sich deswegen der Religion entziehen, weil ihnen ihre Vorschriften zu beschwerlich sind; und welche, bey einer sehr leichtsinnigen Denkart, sich jeden Spott über den Glauben und seine Bekenner, über die heilige Schrift und ihre Verehrer erlauben; und welchen ein witziger Einfall, der vielleicht noch dazu aus einer Unwissenheit herrührt, statt des strengsten Beweises dient. So groß die Anzahl solcher Religionsspötter ehemals gewesen, und noch jetzt seyn mag: so entschieden ist es doch bey jedem Bedachtsamen und vernünftig Ueberlegenden, welcher Werth einer solche Denkart gebührt, und wie wenig mit Gründen bey solchen Personen ausgerichtet seyn kann, bevor ihre ganze Denkart

eine ernsthaftere und der Wichtigkeit der Sache angemessenere Stimmung genommen hat.

Nächst diesen aber giebt es in der wirklichen Welt eine große Zahl solcher, ich will nicht sagen Gegner und Bestreiter der Religion, sondern Gleichgültiger, welche bey einer sonst guten Gesinnung, ja bey einem vielleicht großen Eifer für Tugend, und für reine, uneigennützige Tugend, doch der Religion gänzlich entbehren zu können glauben, welche vielleicht nie darüber im Ernste nachgedacht haben, wie viel sie selbst durch eine solche Verbindung der Religion und Tugend gewinnen würden, oder welche es vielleicht sogar für gefährlich halten, der Tugend die Religion zur Unterstützung und Beyhülfe zu geben, weil durch die Belohnungen der Religion die Tugend nur an Reinheit und Uneigennützigkeit verliere. So wenig ich auch die Denkart dieser mit der Denkart jener Unwürdigen zu vermischen begehre; so scheint mir doch ihre Behauptung eine eben so unrichtige als nachtheilige zu seyn. Und ich habe überhaupt geglaubt, daß eine Untersuchung der Frage: ob die Tugend der Religion, ob die Rechtschaffenheit des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit, besonders bey manchen Prüfungen, entbehren könne? einem Tage nicht unangemessen sey, der uns an die Leiden der Unschuld und des Verdienstes und an das erinnert, was unser Heiland durch die Hülfe der Religion

vermochte. — Sammlen wir unsere Andacht durch Gebet und Gesang.

Text,

Luk. 24, 13 — 35.

„Und siehe, zween aus den Jüngern giengen an demselbigen Tage in einen Flecken, der war von Jerusalem sechzig Feldweges weit, deß Name heißet Emmahus. Und sie redeten mit einander von allen diesen Geschichten. Und es geschahe, da sie so redeten und befragten sich mit einander, nahete Jesus zu ihnen, und wandelte mit ihnen. Aber ihre Augen wurden gehalten, daß sie ihn nicht kannten. Er sprach aber zu ihnen: Was sind das für Reden, die ihr zwischen euch handelt unterwegen, und seyd traurig? Da antwortete einer, mit Namen Cleophas, und sprach zu ihm: Bist du allein unter den Fremdlingen zu Jerusalem, der nicht wisse, was in diesen Tagen darinnen geschehen ist? Und er sprach zu ihnen: Welches? Sie aber sprachen zu ihm: Das von Jesu von Nazareth, welcher war ein Prophet, mächtig von Thaten und Worten, vor Gott und allem Volk. Wie ihn unsere Hohenpriester und Obersten überantwortet haben zum Verdammniß des Todes, und gekreutziget. Wir aber hoffeten, er sollte Israel erlösen. Und über das alles ist heute der dritte Tag, daß solches geschehen ist. Auch haben uns erschrecket etliche Weiber der unseren, die sind frühe bey dem Grabe gewesen, haben seinen Leib nicht funden, kommen und sagen, sie haben ein Gesichte der Engel gesehen, welche sagen, er lebe. Und etliche unter uns giengen hin zum Grabe, und fundens also, wie die Weiber sagten, aber ihn fun-

den sie nicht. Und er sprach zu ihnen: O ihr Thoren und träges Herzens, zu glauben alle dem, das die Propheten geredet haben. Mußte nicht Christus solches leiden, und zu seiner Herrlichkeit eingehen? Und fieng an von Mose und allen Propheten, und legete ihnen alle Schrift aus, die von ihm gesagt waren. Und sie kamen nahe zum Flecken, da sie hingiengen; und er stellete sich, als wollte er fürüber gehen. Und sie nöthigten ihn, und sprachen: Bleibe bey uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget. Und er gieng hinein, bey ihnen zu bleiben. Und es geschah, da er mit ihnen am Tische saß, nahm er das Brod, dankete, brachs und gabs ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet, und erkenneten ihn. Und er verschwand vor ihnen. Und sie sprachen unter einander: Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege, als er uns die Schrift öffnete? Und sie stunden auf zu derselbigen Stunde, kehreten wieder gen Jerusalem, und funden die Eilfe versammlet, und die bey ihnen waren, welche sprachen: der Herr ist wahrhaftig auferstanden und Simoni erschienen. Und sie erzähleten ihnen, was auf dem Wege geschehen war, und wie er von ihnen erkannt wäre an dem, da er das Brod brach. "

Es leidet keinen Zweifel, daß unser Heiland bey seinem Leiden und in seinem Tode durch die Religion, durch den Glauben an Gott und an ein künftiges Leben, unterstützt wurde. Seine letzten Aeußerungen enthalten davon den Beweis, und selbst in unserm Evangelio macht Er seinen Jüngern den Gedanken so wichtig: daß Christus,

nach dem Rathe des Ewigen, dieses Schicksal erdulden mußte. — Dieser Glaube, nehmlich der Glaube an einen heiligen Regierer der Welt, hatte seinen Grundsätzen eine Festigkeit und seiner Gesinnung eine Uneigennützigkeit und Reinheit gegeben, welche noch alle erfahren, die ihre Tugend durch Religion unterstützen. Und es scheinen mir daher diejenigen nicht wenig zu entbehren, die sich selbst diese Hülfe, bey ihrer sonst redlichen Denkart, entziehen. Um uns in dieser Ueberzeugung zu befestigen, will ich daher Gelegenheit nehmen, daran zu erinnern:

wie weise es ist, seine Tugend durch Religion zu unterstützen.

Mein Vortrag wird sich dem größten Theile nach mit dem Beweise und der Erläuterung dieses Gedankens beschäftigen, und mit einer kurzen Anwendung schließen.

Um den Freunden der Tugend die Ueberzeugung zu geben: daß Tugend und Religion nicht im Widerspruche, sondern in der schönsten Eintracht stehen, darf man sich nur vor allen Dingen über den Begriff der Tugend und der Religion vereinigen.

Unter der Tugend, oder der rechtschaffenen Gesinnung, verstehen wir den Sinn eines Menschen, nur nach seiner Erkenntniß des Rechts und

der Pflicht zu handeln, und sich keine Gesinnung und keine Handlung zu erlauben, welche seine Einsicht verdammt. Diese Tugend ist gleichbedeutend mit der Gewissenhaftigkeit, welche die tugendhafte Gesinnung jedes einzelnen Menschen ist. Diese Gewissenhaftigkeit ist die Quelle der einzelnen Tugenden; und sie ist um so reiner und fester, je weniger der Mensch durch etwas Anderes, als durch das Gewissen bestimmt wird. — Wer diese Denkart sich zu eigen gemacht, wer nach ihr zu handeln sich gewöhnt hat, der, Meine Freunde, ist der Gewissenhafte und Tugendhafte; seine Tugend verdient den Ruhm der Reinheit und der Festigkeit; und Er selbst ist in unsern Augen ein Ehrwürdiger, dem wir unsere Achtung nicht versagen können. Ueber diese Begriffe sind wir so einig, daß der Gewissenlose, der absichtlich gegen seine Ueberzeugung zu handeln im Stande ist, oder der Schwache, der jeden Augenblick der Versuchung unterliegt, nur ein Gegenstand unserer Verachtung oder unsers Bedauerns ist.

Und was ist nun Religion? Die Religion ist der Glaube an die Gottheit, an den Geist, der der Welt ihr Daseyn und ihre Einrichtung, der der menschlichen Seele ihre Gesetze gab, und der selbst nach untrüglicher Einsicht handelt, und in dieser Art zu handeln unveränderlich ist; — sie ist der Glaube an einen obersten, allmächtigen, allweisen und allgütigen Weltregierer in seiner

Beziehung auf uns Menschen; und es sind darunter die Empfindungen zu verstehen, welche unmittelbar aus diesem Glauben fließen: die Empfindung der Ehrfurcht, der Dankbarkeit, des Vertrauens, des Gehorsams.

Und dieser Glaube verträgt sich nicht nur mit der Tugend, sondern er befördert, erleichtert, belebt und unterstützt sie auf eine Art, daß jeder ächte Freund der Tugend ihr diese Unterstützung bey andern wünschen und bey sich selbst zu geben suchen muß. Die Gründe für diese Behauptung sind folgende.

Wenn die Freunde der Tugend und des Rechts zugeben, daß wir durch unsere vernünftige Natur zum Rechtthun verbunden sind und getrieben werden, daß in uns ein Gesetz ist, welches uns sagt, was wir sollen, und welches sich mit einer nicht zu unterdrückenden Stärke regt: so ist die ganze Veränderung, welche in ihrer Denkart, wenn sie in dieselbe den Glauben an die Religion aufnehmen, vorgeht, nur diese: daß sie jenes Gesetz der Gewissenhaftigkeit als das Gesetz Gottes, des Urhebers ihrer Natur, ansehen. — Dadurch aber wird jenes Gesetz selbst, oder das Wesen der Tugend auf keine Weise geändert; beyde bleiben vielmehr ganz dieselben; aber dieses Gesetz erscheinet uns nun in einem erfreulichern Lichte, und unsere Bereitwilligkeit, diesem Gesetze zu folgen, wird dadurch vergrößert. — Wenn das Gesetz, dem Gewissen

zu folgen, dem Manne ohne Religion blos ein Gesetz der Natur, eine Einrichtung ist, die wir nicht ändern können, so gern wir uns derselben entzögen: so wird dieses Gesetz durch die Religion ein unverletzliches Gesetz des höchsten Gebieters der Welt. — Denn Gott ist nun der Schöpfer der menschlichen Seele, und Er hat ihr jenes Gesetz gegeben. Indem ich mir aber vorstelle, daß das Rechtthun Gottes Wille ist, der Wille des weisesten Wesens, des obersten Gebieters der Welt: so wird meine Tugend aus einem Gesetz der Natur das Gesetz eines verständigen, heiligen Wesens. — Hierdurch aber kann die Tugend unmöglich verlieren; sondern meine Verbindlichkeit, ihr zu folgen, wird nur vergrößert; und die Tugend selbst erscheint mir in einem erfreulichern und angenehmern Lichte.

Denn wenn die Tugend, ohne Religion, der Zwang eines Naturgesetzes ist, den ich mir nicht zu erklären verstehe: so wird sie nun der Wille des höchsten und vollkommensten Wesens, welchem ich selbst, durch Befolgung jenes Gesetzes, ähnlich werde. Und dieser Gedanke giebt der Tugend des Tugendhaften einen neuen Schwung.

Mich dünkt, daß, auch ohne Schwärmerey, etwas sehr Erhabenes und Begeisterndes in folgender Vorstellung liegt: Es ist ein höchstes vollkommenes Wesen, das mein Schöpfer und Aufse-

her ist, welches nur nach den ewigen Gesetzen des Rechts will und handelt; dieses Wesen hat auch mir meine Natur und ihre Einrichtung gegeben. Ihm danke ich den Körper, der mich auszeichnet; von ihm habe ich die Seele, die mich über die sichtbare Schöpfung erhebt; mit diesem Verstande dringe ich in die Gesetze der Natur ein, und erhebe mich zur Erkenntniß und Anbetung des Schöpfers selbst. Aber je mehr ich über ihn denke, und meine Natur betrachte, um desto mehr dringt sich mir eine Aehnlichkeit meines Wesens mit dem Wesen jenes höchsten Wesens selbst auf; ich entdecke, daß auch ich denken, wollen und wirken kann; ich finde, daß diese Aehnlichkeit gemehrt und gemindert werden kann; daß die Vermehrung dieser Aehnlichkeit hauptsächlich durch die Ausbildung meiner Seele erfolgt; ich überzeuge mich, daß sie besonders durch Erweiterung meiner Erkenntniß, noch mehr aber durch meine Gesinnung, durch mein richtiges Wollen erhöht wird, und daß sie vorzüglich darin besteht, wenn ich nach den ewigen Gesetzen des Rechts und des Gewissens handele, welche der ganzen Geisterwelt vorgeschrieben sind. — Hierdurch empfängt die Tugend eine Würde, die sie ohne die Religion nie hat; diese Würde macht sie uns selbst um so werther; und mir scheint es wenigstens, daß dadurch ihr Gesetz noch heiliger und unverletzlicher werde; und ich fühle mich mit einem heiligen Feuer für die Tugend erwärmt, das ich

ohne die Religion, ohne die gedachte Aehnlichkeit mit Gott, nie empfand.

Denke ich mir nun ferner dabey, daß ich mit allen meinen Neigungen und Handlungen unter der Kenntniß, Gegenwart und beständigen Aufsicht jenes heiligen Gesetzgebers stehe: so zeigt sich hier ein neuer vortheilhafter Einfluß der Religion auf unsere Tugend, der dem ächten Freunde derselben sehr zu gönnen ist. —

Wenn ich mir vorstelle: daß die Gottheit, daß der höchste vollkommene Geist stets Zeuge meiner Vorstellungen, meiner Neigungen, meiner Wünsche, meiner Entschließungen und Handlungen ist; wenn ich diesen Gedanken, als einen wahren Gedanken der Religion, oft in meiner Seele erneuere: so setzt er meine ganze Seele in eine heilige Stimmung, bey welcher jeder böse Gedanke verschwindet. Und, sollte eben dieser Gedanke, wenn ich ihn insbesondere bey manchen wichtigern Entschließungen, bey denen ich zweifelhaft werde und wanke, in das Gemüth rufe, sollte dieser Gedanke: Gott sieht mich, Er, von dem ich ganz abhänge, und der nur das will, was recht und gut ist — sollte dieser Gedanke der Religion mir nicht sogleich eine Stärke geben, die ich ohne sie entbehren würde? Ist eine solche Unterstützung dem schwachen Menschen, der gern gut seyn möchte, nicht zu gönnen? Und kann man glauben, daß der Rechtschaffene es redlich mit sich selbst meyne, oder

ohne Verblendung sey, welcher dieser Hülfe entbehren, das heißt, wenn er durchaus Verzicht auf alle Religion thun wollte?

Und wie mächtig ist dieser Gedanke, uns bey der Gefahr einer großen Versuchung zu unterstützen! Welche Gewalt kann er in den Fällen äußern, wo wir, Menschen und menschliche Gesetze nicht fürchtend, im Begriffe stehen, uns dem Ausbruche einer unwürdigen Leidenschaft zu überlassen, oder zu einer ungerechten und verderblichen Unternehmung zu schreiten! Von welcher Wirkung müßte es seyn, wenn, in einem solchen Augenblicke, uns der Gedanke plötzlich durch die Seele führe: Gott sieht dich! und was du thust, ist nicht blos schändlich und strafbar vor Menschen, die dich jetzt nicht sehen, sondern auch eine Empöruug gegen die Gesetze des Höchsten, der dich siehet und richtet! — — Irre ich nicht, so müßten solche Erfahrungen, an denen, wenn wir auf uns selbst aufmerksam seyn wollen, kein Mangel seyn kann, Jeden überzeugen, welche kräftige Hülfe uns die Religion in der Abschreckung vom Laster und in der Treue gegen die Tugend gewähre; und wie jedem, dem es um wahre Gewissenhaftigkeit zu thun ist, auch der Rath wichtig seyn müsse, die Religion nicht aus seiner Seele zu verbannen, und insbesondere den Gedanken, daß Gott Zeuge unsers Wandels ist, bey sich fest zu halten und oft zu erneuern; und

welchen Werth die Stunden der Andacht haben, in welchen solche Gedanken unser Gemüth beschäftigen.

So groß und dankenswerth die Hülfe ist, welche uns die Religion durch den Glauben an die Allgegenwart eines heiligen Zeugen in Absicht der Vorsicht in unserm ganzen Verhalten, und in der Abschreckung von geheimen und großen Sünden leistet; eben so erwünscht ist ihr Einfluß auf wirklich gute und wohlthätige Handlungen und auf die Gesinnungen der Menschenfreundschaft durch die Vorstellung, daß Gott unser höchster Wohlthäter ist, und durch die Erweckung einer dankbaren Liebe. — Unter den Gesinnungen und Handlungen, welche den Menschen vorzüglich ehrwürdig machen, und welche der Rechtschaffene und ächte Freund der Tugend so gern übt, sind Wohlwollen, Theilnahme, Nachsicht, großmüthige verzeihende Güte und Erweise der Wohlthätigkeit und der Liebe die ersten. — Aber wie oft werden sie dem besten Herzen erschwert! Eine geheime, oft auf dunkeln Gefühlen beruhende Abneigung, das Andenken an eine empfangene wirkliche oder vermeynte Beleidigung, die Vorstellung, daß der Leidende die eigene Ursache seiner Noth sey, die ängstliche Frage: kann ich auch so viel mit Gemächlichkeit entbehren — diese und ähnliche Vorstellungen und Bedenklichkeiten mindern oft unsere schönsten Gesinnungen, und lassen uns das Gute nicht thun, was wir bey ruhi-

ger und unpartheyischer Ueberlegung für unsere Pflicht erkannt haben würden. — Hier, in solchen Fällen, ist es nun, wo die Religion unserer schönsten Tugend auch den schönsten Dienst leistet, indem sie uns an Gott, unsern großmüthigsten Wohlthäter, von dem uns Alles Gute und Angenehme kommt, und an unsern verzeihenden Vater erinnert, und indem sie uns sagt, daß diese Tugenden zu üben sein Wille ist, und indem sie uns nun aus Dankbarkeit diese Tugenden üben lehrt. Die Dankbarkeit aber rechnet nicht karg und engherzig; sie achtet nicht der Gefahr; den Willen des Wohlthäters zu thun, ist ihr Freude; und die großmüthigsten Aufopferungen sind ihr Element. — Gesetzt nun, Meine Freunde, daß wir den Gedanken an Gottes wohlthätige Güte, an seine verzeihende Nachsicht und an seine Vaterliebe, wie sie uns insbesondere die christliche Religion schildert, oft in uns erneuern, und dabey zu bedenken nicht vergessen, wie auch wir ihm in diesen Gesinnungen und Handlungen nachahmen sollen, und wie wir dadurch seines Wohlgefallens uns vorzüglich würdig machen — — sollten dadurch jene Gesinnungen und Handlungen uns nicht erleichtert, und eine liebreiche, verzeihende, dienstfertige, wohlthätige Güte in uns herrschender werden? Und sollte sich der Rechtschaffene nicht selbst eine Unterstützung und Hülfe in Absicht dieser Tugenden entziehen, wenn er die Hülfe der Religion ganz verschmähete? Sollte es von keinem

Nutzen seyn, in Stunden der Andacht diese Gedanken festzuhalten, und sich durch Betrachtung der Güte Gottes zu ähnlichen Gesinnungen zu erheben?

Und dann, Meine Freunde, giebt es noch einen Fall, wo ich wenigstens ganz zweifele, daß auch der Rechtschaffenste der Religion ganz entbehren kann; oder wo ihm seine Tugend, ohne diese Hülfe, gewiß unendlich erschwert wird. Und das ist der Fall, wenn seine Rechtschaffenheit auf eine harte Probe gestellt wird, wenn mit ihrer Behauptung Verlust der Ehre, der Güter, der Freyheit, des bürgerlichen Wohlseyns, des Lebens verknüpft ist. Hier tritt offenbar der Fall ein, wo bey dem Rechtschaffenen die menschliche Natur mit sich selbst im größten Kampfe ist. Der leichtsinnige und Verworfene entscheidet leicht; weil er sich längst zum Gesetze gemacht hat, vielmehr vergnügt und glücklich, als rechtschaffen und gut zu seyn. — Aber der Rechtschaffene, im edelsten Sinne des Wortes, der die Tugend höher achtet, als Wohlseyn, der dem Gesetze des Rechtthuns die höchste Stelle in der menschlichen Natur anweiset, der seinem Gewissen auch ein Opfer zu bringen gewohnt ist — aber der ihm nun vielleicht das größte aller Opfer, der ihm sein Leben selbst darbringen soll? Wie soll er den Streit zwischen Gutseyn und Wohlseyn bey sich entscheiden? auf welche Schale der Wage soll er das mehrere Gewicht legen? Ich ent-

scheide nicht, um die wirkliche oder vermeynte Güte der menschlichen Natur, um den Rechtschaffenen auch durch kein Urtheil zu verletzen, was der Rechtschaffene, ohne die Hülfe der Religion, thun wird; aber das weiß ich, daß Ihm hier die Hülfe der Religion zu wünschen wäre, um diesen Kampf sich zu erleichtern, oder ihn sogleich zu entscheiden.

Denn der Religiöse, dächte ich, würde so urtheilen müssen: So schwer dieser Kampf ist, so sehr der Wunsch, nicht unglücklich zu seyn, sich gegen meine Pflicht erhebt: so bin ich doch nicht zweifelhaft, was ich thun soll. Ich bin ein Geschöpf, ein vernünftiges Geschöpf Gottes, der entfernt von jedem Unrecht ist. Gottes höchstes unverbrüchliches Gesetz, das er auch mir eingeprägt hat, ist, daß ich das Unrecht meide. Und so ist meine Wahl getroffen. Ob ich darüber meine Ehre, meine Güter, meine Freyheit, mein Leben verliere, das darf mich nicht kümmern. Das muß ich Gott, dem Regierer der Welt, überlassen. Nur das weiß ich, daß Er, der heilige und weise Regierer der Welt, mich durch Rechtthun nicht elend machen kann. Er wäre mit sich selbst im Widerspruche. In seinem Reiche, in dem Reiche Gottes, kann ich mich nur bey dem Rechtthun und bey der Bewahrung meines Gewissens wohl befinden. Es kommt eine Zeit, ja sie kommt gewiß, sie kommt so gewiß, als Gott gerecht und heilig ist, es kommt ein anderer Zustand,

wo es mich nicht gereuen kann, diesem Gesetze gefolgt zu seyn. Ich traue Gott, dem Heiligen und Allmächtigen, und ich zweifele nicht mehr.

Irre ich nicht, so ist dies die Entscheidung der Religion; und nun fraget Euch, ob der Rechtschaffene ihrer entbehren könne? oder ob er wohl thue, sich ihre Hülfe selbst zu versagen?

Und daher finden wir auch, daß die größesten und tugendhaftesten Männer, die sich in der Geschichte des menschlichen Geschlechts durch seltene Verdienste und durch großmüthige Aufopferungen ausgezeichnet haben, nicht ohne Religion waren, daß Vertrauen auf die mit Weisheit und Heiligkeit regierende Gottheit, und Hoffnung der Unsterblichkeit ihre Gemüther beseelte und ihre Entschließungen stärkte.

Und an wen — und dies führt mich zu dem Gegenstande unsers heutigen Festes zurück — könnte ich hier eher erinnern, wessen Bild dringt sich uns mächtiger auf, als das Bild Desjenigen, dem der heutige Tag geheiligt ist? Er, der große Stifter unserer Religion, wankte nie zwischen Recht und Unrecht, er duldete das Kreutz, ob er wohl hätte Freude haben mögen. — Aber hätte er wohl der Welt, hätte er Uns dieses Opfer ge-

bracht, ohne die Hülfe der Religion, ohne Vertrauen auf Gott, ohne die Hoffnung der Unsterblichkeit? Urtheilet selbst hierüber! Fraget, ob sein Beyspiel nicht ein Beweis ist, wie sehr der Glaube die Tugend unterstützt? und entscheidet nun bey euch selbst, ob es weise ist, beyde zu trennen?

Ich weiß kaum, Meine Freunde, was ich zu mehrerer Fruchtbarmachung einer Betrachtung hinzusetzen soll, die sich so leicht von selbst anwendet. Es ist nichts, als der ernstliche, wohlwollende Rath, als die feyerliche Aufforderung, daß ihr den Inhalt dieses Vortrags in stillem Nachdenken verfolgen, und, wenn ihr ihn wahr findet, darnach handeln möget. Ihr könnt dabey nicht verlieren, sondern nur gewinnen.

Ich setze voraus, daß ihr wahre, ungeheuchelte Freunde des Rechts und der Tugend seyd, und daß ihr Rechtthun als das höchste Gesetz in der menschlichen Natur ansehet, und daß Euch dieses Gesetz über alles heilig ist.

Aber erhält dieses Gesetz nicht einen höhern Werth, eine größere Verbindlichkeit, ein heiligeres Ansehen, wenn ihr es nicht blos als einen Zwang eurer Natur, sondern als das Gesetz des Höchsten, des heiligen Regierers der Welt, ansehet? — Fühlt

sich unsere Seele nicht erhoben, wenn sie sich Gott selbst als nach diesem Gesetz handelnd denkt, und wenn sie sich dadurch zu einer Aehnlichkeit mit dem Ersten der Wesen zu erheben fähig fühlt?

Kann dadurch eure Tugend gefährdet werden, wenn ihr den heiligen Gesetzgeber der Welt als den allwissenden Kenner, als den beständigen Aufseher, als den unpartheyischen Richter eurer Neigungen, eurer Entschließungen, eurer Handlungen denkt? — Werdet ihr nicht, wenn ihr das Gesetz der Tugend als das Gesetz eures größten Wohlthäters betrachtet, dieses Gesetz um so freudiger erfüllen?

Und wird es Euch je, wenn eure Tugend auf eine harte Probe gestellt wird, und der Kampf zwischen Laster und Glück, zwischen Tugend und Elend, in eurem Innern sich erhebt — wird es Euch, wenn Euch die Vorsehung zu einer solchen Versuchung ausersehen haben sollte — je an Kraft fehlen, eine solche Versuchung zu überwinden, und eurem Gewissen getreu zu bleiben, wenn ihr an Gott und Unsterblichkeit glaubt?

Wir wissen nicht, welche Prüfungen uns die Vorsehung aufbewahrt hat; aber das weiß ich, daß, wer unter uns ein wahrer, aufrichtiger Freund der Tugend und des Rechtthuns ist, wer dies nicht blos dem Namen und dem Scheine nach, sondern in der

That und Wahrheit ist, der findet diese Gedanken wichtig genug, um sie zu prüfen; und, wenn mich nicht alles trügt, so wird Er in der Stimme seines Gewissens die Stimme der Gottheit finden, und der Hülfe der Religion nicht mehr entbehren wollen. Das gebe Gott! Amen!

Zehnte Predigt.

Eine durchaus reine Gesinnung, der höchste Wille Gottes an uns.

Am Bußtage 1798.

Ueber

1 Petr. 1, 16.

Heiliger und gerechter Gott! der du wünscheſt, daß auch wir heilig und gerecht ſeyn ſollen, und der du uns dazu Kräfte und Ermunterung giebſt, gieb, daß wir dieſe recht gebrauchen, und nach einer gewiſſenhaften Geſinnung ſtreben, die allein dir wohlgefällig iſt, und laß dazu auch die Feyer des heutigen Tages geſegnet ſeyn! Amen!

Es iſt uns nicht zweifelhaft, welches der Zweck der Feyer eines Tages, wie der heutige, iſt. Es giebt für die Vergehungen der Menſchen hauptſächlich eine doppelte Quelle. Sie entſpringen entweder, ohne unſere Verſchuldung, aus einem nicht zu vermeidenden Irrthume; oder ſie haben, bey richtiger Erkenntniß, ihren Grund in einem böſen Willen, der gegen die Regeln des Rechts handelt, und in einem Leichtſinne, der die Sünde als eine unbedeutende Kleinigkeit betrachtet, welche

leicht gut gemacht werden könne, oder über die sich nur der Schwermüthige ein Gewissen mache.

Mir würde es nicht ziemen, von Jemanden unter uns, die wir heute an dieser heiligen Stäte uns eingefunden haben, vorauszusetzen, daß er die Sünde nicht achte, und daß von ihr frey zu werden nicht sein Wunsch, und sein ernstlicher Wunsch, sey.

Aber nicht selten beschleicht uns, auch bey dem redlichen Willen, uns zu bessern, ein doppelter Fehler, auf welchen unsere Aufmerksamkeit gelenkt zu werden verdient. Der eine: daß wir mehr von der Strafe der Sünde befreyt zu werden trachten, als von der Sünde selbst; und der zweyte: daß wir mehr einzelne Fehler, die uns sehr schädlich geworden sind, abzulegen suchen, als unsere Denkart ganz bessern, und uns jede Sünde und jedes Unrecht untersagen.

Bey dem ersten dieser Fehler liegt eine Täuschung zum Grunde, über die es kaum eine größere geben kann, indem es unmöglich ist, daß man von der Strafe der Sünde frey werde, wenn man sich nicht von der Ursache der Strafe, von der Sünde selbst, zu befreyen sucht. Eine solche Erwartung gleichet der Verkehrtheit desjenigen, der unter den Uebeln einer Krankheit seufzet, und von ihren Plagen befreyet zu werden wünschet, ohne daß er die Ursachen, welche die Krankheit unterhalten oder erneuern, zu meiden bemüht ist.

Die zweyte fehlerhafte Denkart aber, nach welcher wir nur von gewissen einzelnen Thorheiten zurückzukommen bemüht sind, hat das Nachtheilige, daß wir eine völlig gute und reine Gesinnung uns nie beylegen können, indem wir blos diejenigen Sünden zu meiden wünschen, welche uns die Klugheit zu meiden gebietet, ohne an die Ablegung derer zu denken, welche wir ungestraft oder ohne empfindliche Folgen begehen können. In diesen beyden Ursachen liegt nicht selten der Grund, warum wir, bey dem wirklichen Wunsche, von der Sünde befreyet zu werden, dennoch nicht gründlich gebessert werden.

Die Religion und das Christenthum soll uns vor beyden Fehlern bewahren. Ihre Lehren sollen uns überzeugen: daß man den Strafen der Sünde unmöglich entgehen könne, wenn man der Sünde selbst zu entsagen nicht bemühet ist; und eben diese Lehren des Christenthums sollen uns begreiflich machen, daß Gott nur ein durchaus reines Herz, nicht ein solches, welches in Absicht mancher Sünden mit Ihm gleichsam einen Vertrag zu schließen gedenkt, wohlgefalle; und es ist der besondere Zweck der Feyer solcher Tage, jene Ueberzeugung in uns zu erneuern, und uns in dieser Rücksicht zu guten Entschließungen zu beleben.

Möchte auch unsere jetzige Andacht hiezu beyuns etwas beytragen!

Text,

1 Petri 1, 16.

„Ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig."

Dieses, Meine Freunde, ist ein Ausspruch Gottes an das israelitische Volk,*) der ursprünglich einen andern Sinn hatte, als derjenige ist, welchen ihm der Apostel unterlegt, und in welchem er von uns an dem heutigen Tage, nach der Absicht des Apostels, genommen werden soll. Das Wort heilig bedeutete in der Sprache des israelitischen Volkes und in dem mosaischen Gesetz äußerliche Reinheit von Flecken und körperlichen Gebrechen. Eben diese Reinheit wurde auch Gott beygelegt, und als eine nothwendige Eigenschaft an den Thieren und Menschen betrachtet, welche Gott geweyhet wurden. Daher wird dieser Ausspruch auch als ein Bewegungsgrund für die Israeliten gebraucht, daß sie mancher Thiere sich enthalten sollten, welche das Gesetz für unrein erklärte. Denn nachdem Moses die hierauf Beziehung habenden Gesetze gegeben hatte: so setzt er hinzu: „Ihr sollt euch dieser unreinen Thiere enthalten; denn ihr seyd ein mir geweyhetes Volk, und ihr sollt rein seyn, wie auch ich rein bin.

---

*) 3. B. Mose 11, 44. 45.

In der Folge wurde die Heiligkeit auf die Reinheit des menschlichen Gemüths und auf die gute Beschaffenheit des Herzens bezogen; und nun bedeutet Heiligkeit, eine reine, von aller Neigung zum Bösen entfernte Gesinnung, dergleichen die Gottheit im höchsten Grade besitzt, und welche sich auch die Menschen eigen machen sollen. Dies ist der christliche Sinn dieses Wortes, und die Beschaffenheit der Seele, nach welcher auch wir streben sollen, und welche Gott von uns Christen fordert. — Ich wüßte daher nicht leicht einen Gedanken, welcher uns jetzt würdiger beschäftigen könnte, als dieser:

daß eine durchaus reine Gesinnung der höchste Wille Gottes an uns ist.

Ich werde, zuerst, erklären, was unter der durchaus reinen Gesinnung, welche Gott von uns fordert, zu verstehen ist; dann, zweytens, zeigen, daß diese Gesinnung für uns eine sehr mögliche Sache ist, um dadurch manche Vorurtheile nieder zu schlagen, welche eine ernstliche Besserung nicht wenig zu hindern pflegen.

Beydes wird uns auf eine fruchtbare Anwendung, nach der Absicht des heutigen Tages, leiten.

Wenn von uns Menschen verlangt wird, daß wir heilig seyn sollen, weil Gott heilig ist: so ist

nothwendig, daß wir uns zuerst einen richtigen Begriff von einer heiligen, durchaus reinen Gesinnung machen. So bekannt diese Sache im Allgemeinen ist: so bedarf sie doch, wegen der gewöhnlich zu leichten Denkungsart, einer genauern Auseinandersetzung.

Diese reine Gesinnung besteht darin: daß man sich durchaus kein Unrecht, welcher Art es sey, so bald man es dafür erkennt, erlaube; daß man jedem Wunsche, jedem Vorsatze und jeder Handlung entsage, so bald sie uns als unrecht erscheinen, welche Vortheile und welche Freude sie uns auch versprechen mögen. — Es ist offenbar, daß nur eine solche Gesinnung Gott wohl gefallen könne; und daher verlangen auch die Apostel, daß wir jeder Sünde, welcher Gattung sie sey, entsagen, und daß wir uns an unserm Geiste Gott so rein darstellen sollen, als es die Opferthiere des Alten Testamentes seyn mußten. Ich könnte Stellen über Stellen häufen, um zu beweisen, daß Jesus und die Apostel den Christen keine Art der Unreinigkeit verzeihen. —

Aber diese allgemeine Reinheit verdienet näher bestimmt und besonders zur Zerstörung mancher Vorurtheile, die jede gründliche Besserung hindern, angewendet zu werden.

Wenn diese Erklärung die richtige ist: so schließet sie auch kleinere und seltene Sünden aus. — Es ist eine große Verkehrtheit unter den

Menschen, daß sie die Sünde nach ihren äußerlichen Folgen, welche größer oder kleiner seyn können, und nicht nach der Gesinnung, welche davon die Quelle ist, beurtheilen. Hieraus entstehen Nachtheile mancher Art, so wie die ganze Behauptung unrichtig ist.

Wenn eine Sünde nur dadurch zur Sünde wird, daß sie auffallende schädliche Folgen hat: so werde ich in allen den Fällen ungescheut unrecht handeln dürfen, wo etwas Gutes aus der Sünde entsteht. — Eine Denkart, die von allen, welche Empfindung von Recht und Religion haben, verdammt werden muß; eine Denkart, welche die größten und abscheulichsten Verbrechen rechtfertigen würde. — Ein Grundsatz, nach welchem schon aus der Ursache nicht gehandelt werden darf, weil die Folgen der geschehenen Handlungen nicht mehr in der Gewalt des Menschen sind; und weil oft, wider unser Vermuthen, die nachtheiligsten entstehen, da wir die nützlichsten erwarteten. Und obgleich der Vortheil oder Nachtheil nicht ganz übersehen werden darf: so darf dieser Nutzen doch nie der Entscheidungsgrund des Handelns seyn. Die Erlaubniß zu handeln muß zuerst von unserm Gewissen kommen; und dann kann der Nutzen ein desto mächtigerer Bewegungsgrund werden. — Ein Grundsatz endlich, der die abscheulichsten Handlungen zu den schönsten und edelsten umschaffen würde, weil aus den schwärzesten Handlungen, durch die

Leitung der göttlichen Vorsehung, wider den Willen der Bösen, oft die schönsten, nützlichsten Folgen entsprungen sind. So könnte man die Kränkung guter Menschen, weil diese dadurch Geduld und Ergebung lernen; so könnte man die ungerechte Verfolgung, weil sie oft edle Handlungen und große Erfolge hervorbringt; so könnte man die Hinrichtung Jesu selbst rechtfertigen, und als eine edle That preisen, weil durch seinen Tod, unter der Lenkung der göttlichen Vorsehung, wider den Willen seiner Mörder, der besondere Grund zur Ausbreitung und Gründung der christlichen Kirche gelegt worden. So könnte, dünkt mich, jedes Laster und jedes Verbrechen in Tugend und Verdienst verwandelt werden, wenn die Rechtmäßigkeit der menschlichen Handlungen blos nach ihren Folgen beurtheilt werden dürfte.

Wenn aber die Sünde, bey deren Begehung wir das Unrecht kannten, und es dennoch thaten, nicht nach den Folgen, die nicht in unserer Gewalt sind, sondern nach unserer Gesinnung, mit der wir sie begiengen, und die in unserer Freyheit war, beurtheilt werden darf: so sind alle Sünden, als solche, sich gleich; so giebt es keine großen und kleinen; und so hindert die wahre Besserung nichts so sehr, als wenn man manche Sünden für unbedeutende Kleinigkeiten hält. — Wer im Stande ist, eine Sünde zu begehen, der ist im Stande, sie alle zu begehen. Denn zu allen gehört nicht mehr

und nicht weniger als die Entschließung, das Gesetz des Rechts und das Gesetz Gottes zu übertreten. — Nicht also die Folge, sondern die Gesinnung macht eine Handlung zur Sünde oder zur Tugend. Und die reine Gesinnung schließet jede Sünde aus, wie klein sie sey, blos weil sie Sünde ist.

So wie diese Gesinnung jede, auch die sogenannten kleinen unrechten Handlungen ausschließet: so kennet sie auch keinen Unterschied der Zeit. — Es giebt Menschen, welche sich nur scheuen, vor andern unrecht zu thun, weil der höchste Grund, der sie leitet, der Grund der Ehre ist; aber welche kein Bedenken tragen, da unrecht zu thun, wo das Unrecht nicht bemerkt wird, oder zu einer Zeit, wo die Handlung gerühmt wird. —

Aber auch der Umstand, daß eine Handlung zu dieser oder jener Zeit geschehen, daß mit ihr Lob oder Tadel, äußerliche Ehre oder Schande verknüpft ist, macht eine Handlung weder zur Tugend noch zur Sünde; sondern es hängt dabey alles von der Gesinnung und Absicht des Handelnden selbst ab. — Denn wenn jener Grundsatz gelten sollte: so würde oft die schändlichste Handlung die schönste, und die edelste die schwärzeste seyn, weil nicht selten das Laster, besonders das glückliche Laster, gepriesen, und die Tugend, vorzüglich wenn sie unglücklich ist, mit einer Stimme verunglimpft wird. — Die reine Gesinnung schließt also die Rücksicht auf Lob und Ta-

del, auf äußerliche Ehre und Schande, aus; sie sieht blos auf Recht oder Unrecht; sie liebt das erste, weil es Recht ist, und sie flieht das letztere, weil es Unrecht ist. Sie selbst begnügt sich mit diesem Grunde, sie begehret keinen andern, und weiß keinen andern für ihre Handlung anzugeben.

Daß dieses die ächte reine Gesinnung sey, welche Gott von uns fordert, das sagt uns unser Bewußtseyn, und das sagen alle Begriffe von Gott.

Unser eigenes Bewußtseyn sagt uns, daß eine Handlung der Bosheit dadurch nicht zum Verdienst wird, daß sie keine schädlichen, vielleicht, gegen unsere Absicht, sogar nützliche Folgen hat. Eben so sagt uns unser Bewußtseyn, daß eine schöne edle Handlung dadurch nicht zum Verbrechen wird, daß die Menschen sie nicht bemerken, daß sie Tadel und Strafe findet. Denn unter uns Menschen wird auch die Unschuld getadelt, und die Tugend gestraft.

Unser eigenes Bewußtseyn sagt uns endlich, daß nur eine Tugendgesinnung, welche ohne Rücksicht auf Vortheile der Ehre und des Gewinnes recht handelt, den Namen der reinen, Gott gefallenden Gesinnung verdiene.

Eben dieses fodern auch alle Begriffe von Gott,

und die Aehnlichkeit mit ihm, nach der wir streben sollen. — Gott handelt recht, im Großen wie im Kleinen, weil es recht ist, ohne Rücksicht auf die tadelnden oder billigenden Urtheile der Menschen. Und so soll auch unsere Gesinnung beschaffen seyn, wenn sie der Gesinnung Gottes ähnlich seyn soll.

Endlich versichert auch unser Heiland, daß es so sey. Er lehrt die Menschen recht handeln, weil es recht, oder, welches einerley ist, weil es der Wille Gottes ist; er schließt alle Rücksichten auf Vortheile und Nachtheile, auf Lob oder Tadel aus; er will, daß der Mensch, ohne Eigennutz und ohne Eitelkeit, gut handele, weil er diese Gesinnung als die allein reine und Gott wohlgefällige erkennt. Thut wohl, und leihet, sagt er, auch wo ihr keine Vergeltung zu hoffen habt. Seyd gütig auch gegen die Undankbaren. Gebt eure Allmosen nicht, um von den Leuten gesehen zu werden.

Aber, ist diese Gesinnung dem Menschen auch möglich?

Daran zweifeln, dieses leugnen wollen, hieße an der Weisheit und Gerechtigkeit Gottes selbst zweifeln, und der Erfahrung widersprechen.

Ich sage, zuerst, die Weisheit und Gerechtigkeit Gottes ist uns Bürge dafür, daß

der Mensch sich diese Gesinnung zu eigen machen könne. Denn daß dieses der Wille Gottes sey, daß wir jede Sünde und in jeder Zeit meiden sollen, das lehrt uns unser eigenes Gewissen und die Forderungen des Christenthums. Denn wo wäre die sündliche Gesinnung, der böse Vorsatz, die ungerechte Handlung, die unser Gewissen billigte, und nicht vielmehr verdammte, die es uns erlaubte, und nicht vielmehr untersagte? Man kann dreist und mit aller Zuversicht den Vertheidiger der menschlichen Schwachheit auffordern, daß er diesen einzelnen Fall angebe, daß er die Sünde und das Laster nenne, welche von der allgemeinen Verdammung frey wären. Aber er wird verstummen; er wird, eine dieser Gesinnungen zu nennen, aus innerer Schaam abgehalten werden, zum offenbaren Beweise, daß unser Gewissen jede Sünde und jedes Laster, welcher Art sie seyn mögen, verdammt. — Aber wer ist der Urheber unserer vernünftigen Natur? wer gab ihr den Unterschied zwischen Recht und Unrecht? wer legte in sie diese scharfe Unterscheidung, die sich nie irret? Wer anders als Gott, der ihr Urheber ist, und der also durch diese innere Beschaffenheit unserer Seele unwidersprechlich für jeden Menschen erkläret, daß eine reine, von jedem Unrecht, wie es auch heiße, entfernte Gesinnung sein Wille an uns ist? Aber ist es wahrscheinlich, daß Gott von uns etwas fordere, und als Gesetz vorschreibe, was zu leisten eine Unmög-

lichkeit ist? und daß er dieser Unmöglichkeit wegen uns mit Strafen verfolge? Werden dadurch nicht alle Begriffe von Gott zerstört? Kann der Glaubende, kann der Christ einen solchen Gedanken bey sich unterhalten? und haben wir also nicht Grund, zu behaupten: daß, wenn Gott will und verlangt, daß wir jede Sünde meiden sollen, wir auch im Stande seyn müssen, sie zu vermeiden? Das Gegentheil würde mit seiner Weisheit und Gerechtigkeit streiten.

Aber auch unser eigenes Bewußtseyn sagt uns, daß wir einer solchen reinen Gesinnung empfänglich sind, daß sie uns eigen zu machen und ihren Besitz zu behaupten, keine Unmöglichkeit ist; und es scheint, daß wir nur durch eine unmerkliche Täuschung zur Behauptung des Gegentheils verleitet werden. — Denn obgleich kein Mensch gegen die Entstehung einer bösen Lust, gegen den Reitz zur Sünde, und überhaupt gegen die Versuchung gesichert ist; und obgleich dieser Kampf durch die ganze Zeit unsers Daseyns fortwähret: so fühlen wir doch keine Nothwendigkeit, die uns der Versuchung zu weichen und die Sünde zu begehen zwänge; so fühlen wir doch alle, bey jeder Versuchung, die Verpflichtung, und schon in dieser die Möglichkeit, sie zu besiegen, und der Sünde selbst auszuweichen. Bey dieser Beschaffenheit des Menschen bleibt zwar die Versuchung stets; aber

die Versuchung, wenn sie auch in unserm eigenen Herzen entspringt, ist nicht die Sünde selbst; und unsere reine Gesinnung zeigt sich eben in dem Kampfe gegen die Versuchung und in der Besiegung der bösen Lust. So konnte, zum Beyspiel, der Apostel Paulus, der die sündliche Begierde an sich empfand, der immer besorgt war, daß er ihr unterliegen möchte, ausrufen: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe der Sünde!" — Dies ist Gefühl der Verführbarkeit, nicht der Verführung.

Mit diesem Bewußtseyn vereinigt sich auch die Erfahrung. Sollten uns nicht Beyspiele solcher Menschen bekannt geworden seyn, welche ganz unfähig sind, irgend eine Sünde zu begehen; welche zwar sich irren, und aus Irrthum thun, was ihre erlangte bessere Einsicht mißbilligt? Aber eben diese bey besserer Einsicht erfolgende Reue ist der deutlichste Beweis, daß sie die Sünde nicht billigen, daß ihre Gesinnung rein war, obgleich ihr Verstand sich irrete.

Doch ich höre einen Einwurf. „Diese Strenge der Sittenlehre, sagt man, ist eine Uebertreibung. Sie ist die Ausgeburt ängstlicher, im Stillen nachdenkender, aber die Welt nicht kennender Frommen; sie ist etwas, das auf die wirkliche Welt gar keine Anwendung leidet. Die Menschen sün-

digen, auch bey dem besten Herzen, aus Irrthum, aus Unwissenheit und Uebereilung. Dies ist die Quelle ihrer Thorheiten und ihrer Verbrechen; von den Menschen eine reine Gesinnung zu fordern, das ist eine fromme Schwärmerey, die nur dazu dient, den Rechtschaffenen, aber Einfältigen, ängstlich, und den Klugen gegen alle Sittlichkeit, deren Forderungen er nicht erfüllen kann, gleichgültig zu machen. Die Welt irrt und fehlt. Dies ist ihr Loos gewesen von Anbeginn, und wird es bis an das Ende der Tage seyn. Laßt uns klug seyn, und die schädlichsten Sünden meiden; eine völlige Reinheit des Willens ist ein Unding."

Je scheinbarer dieses Urtheil ist, je lieber es von den Klugen, denen die Forderungen der Sittenlehre zu strenge sind, weil sie mit ihren Wünschen, Absichten und Planen streiten, gehört wird, je leichter der Eingang ist, den es findet, und je mehr es alle Sittlichkeit und wenigstens alle religiöse Tugend zerstört, um desto sorgfältiger verdient die Prüfung zu seyn, der wir es unterwerfen.

Zuerst, ist doch unleugbar, daß es auch Sünden giebt, welche ihren Grund nicht in einem Irrthum, und in der Unwissenheit, sondern in einem bösen Willen haben. Das leugnen zu wollen, hieße der Erfahrung, vielleicht dem eigenen Bewußtseyn, widersprechen. — Wenn es aber Sün-

den eines bösen Willens giebt, müssen nicht auch diese vorzüglich weggeschafft werden; sie, die unstreitig die unwürdigsten und strafbarsten sind; würde die Welt nicht um ein Großes gebessert seyn, wenn aus ihr alle die Sünden verbannt würden, welche aus einem bösen Willen entspringen?

Und, was das wichtigste ist, wird uns die richtigste Kenntniß des Rechts, der Pflicht und des Willens Gottes auch nur das Geringste nützen, wenn unser Wille böse ist, und böse bleibt? — Ja, wird man nur nach richtiger Kenntniß der Pflicht zu streben geneigt seyn, wenn man den Wunsch nicht hat, recht zu handeln, wenn uns die reine Gesinnung noch mangelt, die, um überall recht zu handeln, und auch aus Irrthum nicht unrecht zu thun, sich die richtigste Erkenntniß der Pflicht wünscht, und nach ihrem Besitz strebt? Werde ich auch nun mit Ernst zu wissen begehren, was der Wille Gottes ist, oder was Jesus uns vorgeschrieben hat, wenn ich nicht den Wunsch habe, mir die reine Gesinnung zu eigen zu machen, welche die Wirkung der Religion und des Christenthums in unserm Gemüthe seyn soll?

So, dünkt mich, ist klar, daß die Besserung des Menschen aus seinem Herzen den Ursprung nehmen muß; so, dünkt mich, ist klar, daß eine durchaus reine Gesinnung der höchste Wille Gottes an uns ist und bleibt, und daß man ungebessert bleibt,

wenn man nicht nach einer durchaus reinen Gesinnung strebt.

Je überzeugter ich, Meine Freunde, von der Wahrheit dieser Gedanken bin, und je mehr ich mich von ihrer Wichtigkeit durchdrungen fühle; um desto mehr wünsche ich, daß auch wir sie beherzigen und daß wir sie an dem heutigen Tage beherzigen mögen. Und daher sey mir erlaubt, noch einige Worte zur nähern Anwendung für uns hinzu zu setzen.

Auch an uns, wie wir nicht zweifeln können, wenn wir einige Religion haben, ergehet der Ausspruch: Ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig. — Erschrecket nicht vor dem Ausdrucke heilig. Weiset diese Forderung nicht durch die Antwort zurück: das ist für uns schwache Menschen unmöglich. Lasset uns nur diese Forderung näher erklären, und dieses Wort mit einem gewöhnlichern vertauschen: so werden wir fühlen, daß diese Forderung keine unmögliche ist, daß wir allerdings im Stande sind, sie zu erfüllen, daß wir vielleicht ihrer Erfüllung näher sind, als wir glauben, daß es nur eines ernstlichen Willens und einiger Aufmerksamkeit und Festigkeit bedarf, um sie ganz zu erfüllen.

Auch wir sollen heilig seyn, das heißt, auch wir sollen uns keine Gesinnungen erlauben, die un-

ser Gewissen, die die klare Vorschrift der Religion verdammt, und wir sollen uns nicht zu Handlungen verleiten lassen, die jene böse Gesinnung erzeugt.

Lasset uns nur untersuchen, was wir dabey thun können?

Verhüten, daß nicht eine böse Lust in uns entstehe, können wir nicht; denn sonst müßten wir die Sinnlichkeit und die Begierde selbst unterdrücken können; aber, daß wir eine in uns aufsteigende Lust nicht billigen, daß wir durch sie uns nicht zu der Handlung verleiten lassen, die eine Sünde seyn würde — das ist unsere Pflicht; und wer fühlt nicht, daß dieses eine sehr mögliche Pflicht ist? — Gott begehret von uns nicht, was wir zu leisten außer Stande sind; unsere eigene Erfahrung sagt uns, daß wir bösen Begierden oft widerstehen und die Lust durch die Kraft der Vernunft nicht selten unterdrücken; welches, wenn wir uns selbst fragen, wäre die Reizung, die Begierde, die wir zu beherrschen oder zu besiegen nicht im Stande wären? Und wie viele Menschen sind sich auch unter uns bewußt, daß sie sich keine erkannte böse Lust erlauben, daß sie mit deutlichem Bewußtseyn und Ueberlegung zu sündigen außer Stande sind? Wie viele sind vielleicht unter uns, die Gott für diese Gesinnung danken!

Aber nothwendig ist es, daß wir diesen Ge-

danken uns oft in die Seele rufen, den Gedanken: ich kann eine reine Gesinnung haben; daß wir den Vorsatz erneuen: ich will sie haben, diese Gesinnung; und daß wir mit diesem allgemeinen Vorsatze einige einzelne verbinden. Dahin gehören hauptsächlich folgende:

„Ich will keine Sünde für klein und unbedeutend halten! Denn klein und unbedeutend wäre eine Sünde, eine Uebertretung des Willens Gottes? Gott beurtheilt die Handlungen der Menschen nicht nach den Folgen, sondern nach der Gesinnung, aus der sie entspringen. Die kleinste in den Augen der Menschen ist vielleicht die größte nach dem Urtheil Gottes."

„Ich will über die Rechtmäßigkeit meiner Handlungen nicht das Lob oder den Spott der Menschen, sondern mein Gewissen und die klaren Aussprüche der Religion befragen. Mein Gewissen, das soll der innere Richter seyn, an den ich mich wende. Wenn ich dessen Ausspruche folge, wenn ich wirklich gewissenhaft bin: dann bin ich Gott angenehm; aber wann mich das Gewissen verdammt, so bin ich auch von Gott verdammt; so kann ich keine wahre Freudigkeit haben, so sehr mich auch die Welt preisen mag."

„Ich will das Böse überall und zu allen

Zeiten meiden, nicht blos, weil es mir schadet; denn die Lust könnte mich auch unter dem Schein des Nutzens verführen; sondern weil es böse ist, weil mein Gewissen es verdammt. — Zu welcher Zeit ich versucht werde, gesehen oder ungesehen von Menschen, will ich der Lust widerstehen, weil es eine böse Lust ist."

Dieser Vorsatz, das ist die Entschließung zu der reinen Gesinnung, zu der Heiligkeit, die Gott von uns fodert. Wer unter uns könnte diese Entschließung nicht fassen? wer wollte sie nicht fassen? wer hat sie in diesem Augenblicke nicht gefaßt? wer stimmt nicht mit mir in das Gelübde an den Allwissenden ein: Ich will, ja, ich will hinfort das Böse scheuen! ich will heilig seyn, weil Du es geboten hast, und weil ich fühle, daß ich es kann!

Gott, stärke, befestige Du uns alle in diesem Sinne durch deinen Geist!

Eilfte Predigt.

Wie wir uns, nach dem Beyspiele Jesu, auf eine würdige Art, besonders in den letzten Augenblicken unseres Lebens, zu dem Uebergang in den Himmel vorbereiten.

Am Himmelfarthstage.

Ueber

Mark. 16, 14 — 20.

Gott, der uns nicht blos für die Erde, sondern für den Himmel erschuf, der unsern Heiland zu den Wohnungen der Seligen erhob, und der auch uns in sein himmlisches Reich aufnehmen wird, wenn wir hier des Himmels würdig leben, sey auch jetzt mit seinem Geiste unter uns wirksam, und lasse unsere Andacht fruchtbar für gute Gesinnungen und Entschließungen seyn! Amen.

Unter den Wünschen, welche sich in der Brust des Menschen allgemein und mit großer Lebhaftigkeit regen, ist auch dieser: daß es uns nicht blos in dieser, sondern auch in der zukünftigen Welt wohl gehen möge. Sobald wenigstens der Mensch einige Ahndung von einem andern Leben hat, oder wenn er an der Gewißheit desselben nicht zweifelt: so kann er zwar aus Leichtsinn über die Art, wie er das künftige Leben für sich erfreulich mache, nachzudenken unterlassen, oder er kann aus Unwissenheit und Irrthum unrichtige Mittel wählen; aber den Wunsch selbst, daß es ihm in der andern Welt wohl gehe,

wird er zu unterdrücken nicht im Stande seyn. Daher die Allgemeinheit dieses Wunsches bey allen Völkern der Erde, die eine Vorstellung von einer Fortdauer nach dem Tode haben, und daher die verschiedenen Mittel, welche sie anzuwenden pflegen, sich diesen Zustand erfreulich zu machen. Ja, dieser Wunsch wird noch wichtiger, und gewinnt einen großen Einfluß auf unser gegenwärtiges Leben, wenn das künftige als Vergeltung des gegenwärtigen angesehen wird.

Auch bey uns Christen ist diese Beschäftigung mit der Zukunft von großer Wichtigkeit. Wir zweifeln an der Gewißheit des künftigen Lebens nicht; die Erwartung desselben wird uns nicht blos durch die Versicherung unsers Heilandes zweifellos, sondern selbst durch sein Schicksal anschaulich gemacht; auch wir betrachten das zukünftige Leben als Folge des gegenwärtigen; und die Belehrungen, wie wir uns des Himmels würdig machen, machen einen erheblichen Theil des christlichen Religionsunterrichtes aus.

Aber so ausführlich dieser Unterricht zu seyn pflegt; so richtig er der Hauptsache nach seyn mag: so pflegen doch, theils aus Leichtsinn, theils aus andern Ursachen, nicht selten die wahren Mittel, sich des Himmels würdig zu machen, übersehen, und mit manchen unrichtigen vertauscht zu werden, so, daß es wohl bisweilen der prüfenden Frage bedarf: ob wir auch die rechten Mittel dazu wählen? ob

wir insbesondere wohl thun, die Vorbereitung bis auf die letzten Tage unseres Lebens auszusetzen?

Nicht leicht hat mir zu einer solchen Betrachtung ein Tag uns mehr einzuladen geschienen, als derjenige, der der Aufnahme unsers Heilandes in den Zustand der Belohnung heilig ist.

An dem Beyspiele Desjenigen, der nach dem Urtheile Aller der ausgezeichnetesten Belohnung würdig war, und der sie, nach der Versicherung der heiligen Schrift, erhielt, können wir am schönsten lernen, was es eigentlich ist, das uns des Himmels und seiner Belohnungen würdig macht. Und welchem Feste könnte es wohl angemessener seyn, über die verkehrten Vorstellungen, die vielleicht hie und da herrschen, nachzudenken, sie in ihrer Blöße kennen zu lernen, und sie mit richtigen zu vertauschen? — Hierauf soll wenigstens der Inhalt meines weitern Vortrags gerichtet seyn.

Text,

Mark. 16, 14 — 20.

„Zuletzt, da die elf zu Tische saßen, offenbarte er sich und schalt ihren Unglauben und ihres Herzens Härtigkeit, daß sie nicht geglaubt hatten denen, die ihn gesehen hatten auferstanden; und sprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Creatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden.

Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, sind die: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden, auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden. Und der Herr, nachdem er mit ihnen geredet hatte, ward er aufgehoben gen Himmel, und sitzet zur rechten Hand Gottes. Sie aber giengen aus, und predigten an allen Orten; und der Herr wirkte mit ihnen, und bekräftigte das Wort durch mitfolgende Zeichen."

Dies ist die Erzählung von demjenigen, was Jesus in den letzten Augenblicken seines irdischen Lebens that; und es ist merkwürdig, daß er diese Augenblicke noch mit Anordnungen, die auf sein Werk und auf seinen Beruf in der Welt Beziehung hatten, ausfüllt; gleichsam, als hätte er seine irdische Laufbahn auf keine angemessenere Art endigen und nichts thun können, was sich an seinen Uebergang in den Himmel schicklicher anschließen könnte. Nach den letzten Aufträgen an seine Jünger wird er, nach der Erzählung unseres Evangelisten, unmittelbar in den Himmel aufgenommen. Diese Bemerkung kann zu manchen wichtigen Ueberlegungen die Veranlassung geben; besonders aber zu der Frage:

wie wir uns, nach dem Beyspiele unseres Heilandes, auf eine würdige Art, be-

sonders in den letzten Augenblicken des Lebens, zu dem Uebergang in den Himmel vorbereiten?

Ich will diese Frage, in dem Hauptttheile meines Vortrags, beantworten; und dann die wichtigsten Gedanken für uns als Grundsätze zusammen fassen.

Wenn von einer Vorbereitung auf den Himmel die Rede seyn soll: so setzt dieses schon voraus, daß wir an der Gewißheit der Sache selbst nicht zweifeln; sondern daß eine künftige Welt für uns entschieden sey. Dies gehört zu unserm Glauben, der bey jeder Vorbereitung voraus gesetzt wird; die Vorbereitung selbst bezieht sich auf unser Verhalten. Wenn das irdische Leben mit einer Reise, und der Himmel mit dem Orte, mit dem Lande, wohin wir zu gelangen wünschen, verglichen werden kann: so dürfen wir, wenn wir uns zu einer solchen Reise anschicken sollen, an dem Daseyn jenes Landes, und an der Möglichkeit, in dasselbe zu kommen, nicht zweifeln, oder beydes bestreiten; weil sonst die Vorbereitung, je mühsamer sie wäre, eine desto größere Thorheit seyn würde. Wer daher eine Untersuchung über die Frage anstellen will, wie er sich auf den Himmel vorbereite, der darf über seine Aufnahme in den Himmel und über die Unsterblichkeit der Seele nicht zweifelhaft seyn. Dieser Glaube muß der

Vorbereitung selbst vorhergehen. — So war es auch bey unserm Heilande, der über die Gewißheit eines andern Lebens nicht zweifelhaft war. Und daher ist auch einer der Haupttheile unseres christlichen Glaubens, daß ein künftiges Leben ist; daß uns der Uebergang in dasselbe gewiß bevorstehet.

Auch bezieht sich diese Vorbereitung nicht sowohl auf die Erforschung der nähern Beschaffenheit des künftigen Lebens, und auf gewisse Fragen, welche schwer zu beantworten sind, als auf die rechte Einrichtung unseres Verhaltens. — Wie das künftige Leben beschaffen seyn mag; welches der Ort unseres Aufenthalts; welches die Einrichtung unseres Körpers; welches die Art der Wirksamkeit unseres Geistes seyn wird; welches die Menschen, mit welchen wir in Verbindung stehen; welches die Beschäftigungen seyn werden, die wir zu treiben haben — dies und was dem ähnlich ist, das sind Sorgen, die wir der Weisheit und Güte Gottes überlassen mögen. Wie Gott hier in dieser Welt für uns so wählte, daß wir uns unserer menschlichen Natur und unserer Bestimmung freuen: so, und nicht anders, wird es auch in Absicht des künftigen Lebens seyn.

Auch kann die Vorbereitung nicht hauptsächlich oder allein darin bestehen, daß man die Seligkeit unablässig und ängstlich von Gott erflehe. Denn obgleich die Seligkeit ein Geschenk von Gott bleibt, wie unser ganzes Daseyn, so soll sie doch auch Be-

Lohnung für etwas, und zwar für unser hiesiges Verhalten seyn; dazu aber, um einer Belohnung werth zu seyn, kann das Gebet allein unmöglich das Mittel seyn! — Auch gründete unser Heiland seine Hoffnung, in den Himmel aufgenommen zu werden, nicht blos auf seine Wünsche, sondern auf das Werk, das er vollendet hatte. Und daher wird es hauptsächlich darauf ankommen, daß uns unser Herz und unser Leben des Himmels nicht unwürdig mache. Dies ist in unserer Gewalt; und dies ist es, worauf sich unsere Vorbereitung vorzüglich beziehen muß. Man kann überhaupt sagen, daß man ein so viel besserer Bürger des Himmels ist, ein je besserer Bürger der Erde man war; und daß die beste Vorbereitung auf die künftige Welt darin besteht: daß man ein würdiges Mitglied der gegenwärtigen sey.

Die Richtigkeit dieses Gedankens leuchtet von selbst ein, und wird durch folgende Gründe bestätigt.

Derjenige Mensch, welcher überhaupt kein gutes Mitglied der menschlichen Gesellschaft auf der Erde war, der seine Bestimmung hier verletzte, wie könnte er überhaupt des Daseyns werth seyn, in welchem Theile der Schöpfung er sich befinde? War er es auf der Erde nicht, ist es wahrscheinlich, daß er es im Himmel seyn werde?

Noch mehr. Wir sehen den künftigen Zustand in dem engsten Zusammenhange mit dem gegenwärtigen; wir betrachten das künftige Leben als die

Belohnung des jetzigen; ist es möglich, daß man eine Belohnung erhalte, wenn man sie nicht verdient? Kann es eine Vorbereitung auf die Zukunft heißen, wenn man nicht so gesinnt ist und so handelt, wie es der Zusammenhang zwischen Gegenwart und Zukunft erheischet?

Aber, dürfte man sagen, ich begreife, daß dies anders nicht seyn kann; aber um so mehr wünsche ich zu wissen: wenn man ein guter Bürger der Erde ist? — Die Antwort ist nicht schwer. Sie liegt in unserer Denkungsart und in unserer Handlungsweise.

Der ist sicherlich kein guter Mensch, der die Gesetze, welche jedem Menschen vorgeschrieben sind, nicht achtet, der in sich die bösesten Gesinnungen duldet; der weiß, daß er nicht thun soll, was unrecht ist, und es dennoch thut; der die Gebote Gottes kennt, und sie übertritt; der die Pflichten, die er seinem Gewissen, die er sich selbst, die er den Seinigen, seinen Freunden, seinen Mitbürgern, seinen Obern schuldig ist, weiß, und sie nicht achtet; der die Pflichten der Gerechtigkeit und der Liebe verletzt; dem die Gesinnungen der Nachsicht, der Barmherzigkeit, der verzeihenden Güte fremd sind. — Sein eigenes Gewissen muß einem solchen sagen, daß er kein guter Bürger der Erde ist; und wen sein eigenes Herz so verdammt, der kann auch keine Freudigkeit zu Gott haben am Tage der Vergeltung. — Das erste also, um ein würdiger Mensch

zu seyn, ist, daß man keine böse Gesinnung bey sich dulde, daß man sich ein reines Herz, das uns selbst nicht verdammt, zu verschaffen suche.

Diese gute Gesinnung wird uns nun auch antreiben, der Welt in den Verhältnissen nützlich zu seyn, welche uns die Vorsehung angewiesen hat. — Und je mehr wir dies sind, um desto würdigere Mitglieder des Himmels werden wir. Es ist das zu bekannt, als daß es eines weitern Erweises bedürfte, und ich setze nur dies Einzige hinzu: daß es hiebey nicht auf die Art der Geschäfte, die wir treiben, und die wir oft nicht selbst wählen, so wenig als auf den Erfolg, der nicht immer in unserer Gewalt ist, oder auf die Größe unseres Wirkungskreises ankommt, sondern auf unsere Redlichkeit und Treue.

Die Gaben und Talente, welche wir besitzen, sind ein Geschenk der Gottheit; und obgleich die Ausbildung derselben ein Theil unseres Geschäftes auf der Erde ist: so hängt doch selbst diese nicht immer und allein von unserer Willkühr ab. Die Verhältnisse, in denen wir stehen, der Stand, in welchem wir gebohren und für den wir erzogen sind, die Verbindungen, in die wir mit andern gesetzt werden, die Gelegenheiten, unsere Fähigkeiten zu benutzen und damit weit umher auf unsere Zeitgenossen und spät in die Nachwelt zu wirken — dies alles hängt mit von der Weisheit und Regierung

Gottes ab. — Aber daß ich von den Kräften, die mir Gott gab, einen guten Gebrauch mache, daß ich mit meinem Talente wuchere, daß ich so viel Gutes stifte in dem mir angewiesenen größern oder kleinern Kreise, als ich stiften kann — das ist in meiner Gewalt und meine Pflicht. — Und darnach wird sich meine Belohnung in dem Himmel richten. Daher vergleicht Paulus die Lehrer, und im Grunde alle Menschen, mit Verwaltern, an denen nur die Treue geschätzt wird. Daher vergleicht uns unser Heiland mit Knechten, die die Ankunft ihres Herrn erwarten, und die, ein Jeder, nachdem er seinen Auftrag treu ausgerichtet hat, ihren Lohn empfahen werden. — Wer also in seinen Verhältnissen mit seinen Kräften treu ist, der hat sich, weil er ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, weil er ein guter Bürger der Erde war, auch für den Himmel vorbereitet, und sich zu einem guten Bürger der künftigen Welt gebildet; der darf nicht zittern, wenn ihn sein Herr zur Rechenschaft fordert.

Ich kann dieses alles nicht besser erläutern, als durch das Beyspiel Jesu.

Ich nehme jetzt keine Rücksicht auf dasjenige, was seine höhere Natur genannt zu werden pflegt. Ich betrachte ihn blos als Mensch. Auch in unserm Evangelio ist von ihm nur als Menschen die Rede; denn nur als Mensch konnte er in den Himmel aufgenommen werden. Was war es also,

was ihn der Aufnahme in den Himmel und eines seligen Zustandes würdig machte? — Dies, daß er ein vorzüglicher Bürger der Erde, daß er würdig war, das Muster der Menschheit zu seyn; dies, daß er seinem Berufe bis in den Tod treu blieb; daß er das Werk, das ihm Gott aufgetragen hatte, so herrlich vollendete. Ihm war das allgemeine Gesetz des Rechts heilig. Er hatte das reinste, unschuldigste Herz. Er war auf das weiteste entfernt, etwas zu thun, was er als unrecht erkannte. In welcher Lage seines Lebens wir ihn betrachten, immer bleibt er das Muster eines vortrefflichen Menschen. In seinem Innern duldete er keine böse Gesinnung. Sein Herz stand der Theilnehmung und Liebe offen. Er durfte öffentlich fragen: wer kann mich einer Sünde zeihen? In seinem Munde ward nie ein Betrug erfunden. Gut zu seyn, und recht zu handeln, das war das einzige Gesetz seines Lebens, das er kannte.

Aber dabey war er auch mit seinen Talenten und Gaben so nützlich, als er seyn konnte. Sein Beruf, den er erwählt hatte, war der Beruf eines Lehrers, eines Verbesserers der öffentlichen Religion. Aber wie treu war er diesem Berufe! Wie widmete er sich ihm so ganz! Wie opferte er sich ihm auf! Und in diesem Berufe ermüdete er nicht. Er setzte diese Geschäftigkeit fort bis in die letzten Augenblicke seines irdischen Daseyns. Sein Leben war ihm kein zu hoher Preis dafür; und nachdem

er es wieder erhalten hatte, widmete er seinem Geschäfte auch noch die letzten Augenblicke.

So ward er der Belohnung in dem Himmel würdig; und darum hat ihn auch Gott, nach der Versicherung des Apostels, in den Himmel erhoben, und darum hat er ihm eine Würde gegeben, daß bey seinem Namen sich die Bewohner des Himmels und der Erde voll Ehrfurcht beugen.

Dies, Meine Freunde, ist nun auch unsere beste Vorbereitung auf den Himmel. Und es läßt sich daraus abnehmen, in wiefern diese Vorbereitung in die letzten Tage unseres Lebens verlegt werden darf; was von dieser letzten Vorbereitung eigentlich zu urtheilen ist, und welcher Werth ihr beygelegt werden kann.

Wenn das, was ich bisher gesagt habe, einige Richtigkeit hat, wenn es wahr ist, daß man um so vorbereiteter für den Himmel ist, ein je besserer Mensch, und ein je nützlicheres Mitglied der Gesellschaft man war: so ist von selbst klar: daß diese Vorbereitung unmöglich in die letzten Augenblicke des Lebens verlegt werden kann. — Denn das Herz wird nicht auf einmal gereinigt. Einer Gewohnheit entsagt man nicht in einem Augenblick. — Es kommt darauf an, daß man sein Werk, seinen Beruf getrieben habe. Aber wie will ich dieses ersetzen? Wenn ich es auch noch in den letzten Augenblicken meines Lebens thue, wie können diese Augenblicke das Verflossene gut ma-

chen? Es ist unmöglich. — Es ist von selbst klar: daß es außer einem reinen und guten Herzen, und außer einer nützlichen Anwendung unseres Lebens, keiner besondern Vorbereitung in den letzten Augenblicken unsers Lebens bedarf. — Wer sein Herz rein erhalten, wer unsträflich gelebt hat, und der Welt nützlich geworden ist, dessen ganzes Leben war eine Vorbereitung auf den Himmel. Er gleicht dem Manne, der immer auf dem ihm angewiesenen Platze, die Ankunft seines Aufsehers nicht scheuet; er gleicht dem Verwalter, der jeden Augenblick seine Rechnung abzulegen im Stande ist; der zu beyden keiner besondern Vorbereitung bedarf, weil er stets bey seiner Pflicht ist, und weil er der Ankunft seines Herrn ohne Furcht entgegen sieht; da sein ganzes Leben seine Vorbereitung war, wie bedürfte er noch der Vorbereitung weniger Augenblicke?

Nothwendig ist also eine solche besondere Vorbereitung nicht. — Auch wäre es traurig, wenn sie von einer solchen Nothwendigkeit wäre, da wir nicht immer die letzten Augenblicke unseres Lebens kennen; da oft die besten Menschen durch einen schnellen, unvorhergesehenen Tod von der Erde abgerufen werden. —

Auch finden wir nicht, daß unser Heiland seine letzten Augenblicke mit einer besondern Andacht ausgefüllt habe, da er vielmehr bis an das Ende seiner irdischen Laufbahn mit Anordnungen für seine Kirche auf der Erde beschäftigt war.

Ich muß endlich hinzusetzen, daß mit diesen letzten Vorbereitungen ein Mißbrauch getrieben wird, den nicht genug entgegengearbeitet werden kann. Dieser Mißbrauch entspringt aus dem Wahn: daß diese Uebungen der Andacht uns gleichsam den Himmel verdienen können, daß sie im Stande seyen, den Mangel eines guten Herzens und eines nützlichen Lebens zu ersetzen. Dieses sind eben so unrichtige als schädliche Grundsätze; es ist zweifelhaft, ob sie leichter widerlegt, oder in ihrer Schädlichkeit dargestellt werden können?

Schon an und für sich ist klar, daß es unmöglich so seyn könne, wenn man nur einigermaßen über die Folgen denkt, die daraus gezogen werden könnten, und welche mit einem Male die Bewerbung um ein gutes Herz und den Eifer, der Welt nützlich zu seyn, zerstören müssen.

Wenn eine oder einige einzelne Andachten, welche vielleicht noch dazu die Furcht erpreßt, den Mangel eines reinen Herzens ersetzen, und ein leichtsinniges, lasterhaftes Leben zu einem verdienstlichen und belohnungswürdigen umschaffen könnten: was hätte dann das Bestreben, ein guter Bürger der Erde zu seyn, in seinen Verhältnissen seine Pflicht, selbst mit Aufopferung, zu thun — für einen Werth? Wäre es dann nicht gleichgültig, wie

unser Leben beschaffen war, wenn wir nur in den letzten Augenblicken andächtig zu seyn nicht vergessen?. Gäbe nicht Gott selbst zu einer so frechen Denkart die Veranlassung, Gott, der doch Reinheit des Herzens und Erfüllung der Pflicht über alles schätzt? Würde nicht dadurch der Begriff von Gott, als einem heiligen und gerechten Wesen, und also alle Religiosität zerstört? — Verfolget diesen Gedanken, Meine Freunde, und je weiter ihr über denselben nachdenket, desto schädlicher werdet ihr ihn finden, desto mehr werdet ihr vor seinen Wirkungen erschrecken.

Es kommt dazu, daß diese Meynung auch dem Zwecke der so schätzbaren und nützlichen Andacht widerstreitet, indem sie nicht unmittelbar uns den Himmel erwerben, sondern vielmehr dazu dienen soll, unser Herz zu reinigen und uns zu der Erfüllung unserer Pflichten desto geschickter zu machen.

Unser Heiland war gewiß kein Verächter der Andacht, der Erhebung des Herzens zu Gott und des Gebets. — Aber wenn er betete, so war sein Gebet eine Lobpreisung Gottes für den Erfolg seines Werkes, so waren es Bitten, daß dieses gelingen möge, daß Gott ihm dazu den Muth, die Beharrlichkeit und die standhafte Ergebung schenken möge; so sollte das Gebet immer Stärkung für ihn zu desto treuerer Ausrichtung des ihm übertragenen Geschäftes seyn.

Und das ist auch die Absicht und der Nutzen jeder Andacht. — Wenn wir unsere Seele zu Gott im Gebete erheben: so geschieht es, um unser Herz zu reinigen, um uns in guten Vorsätzen zu stärken, um unsere Zufriedenheit und Ergebung durch Erinnerung an die göttliche Regierung zu vermehren, um Gott um Kräfte zur Vollbringung unseres Berufes zu flehen; wenn wir das Gedächtniß des Heilandes feyern, so geschieht es, außer der Dankbarkeit, die wir ihm darbringen, um uns zu einem ähnlichen Sinne zu ermuntern, um desto bessere Bürger der Erde, desto nützlichere Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden. — Dies ist der Zweck jeder Andacht; dies der Nutzen, den sie auch wirklich hat, wenn sie mit dem rechten Geiste verrichtet wird. — Aber es heißt den Werth der Andacht verkennen, und von ihr etwas erwarten, was sie zu leisten nicht im Stande ist, wenn man glaubt, daß sie uns die Seligkeit unmittelbar verschaffen, und daß sie uns, wenn gleich uns unser Herz und unser Leben verdammt, des Himmels würdig machen könne.

Allein so wenig eine besondere Vorbereitung auf den Uebergang in den Himmel in den letzten Augenblicken unseres Lebens von unumgänglicher Nothwendigkeit ist, oder so wenig uns eine solche Andacht den Himmel verdienen kann: so würde man doch sehr Unrecht haben, wenn man diese Andach-

ten selbst tadeln, oder ihnen allen Werth' absprechen wollte. Es ist ein groſser Unterschied, ob man die Andachten der Religion zur Stärkung seines Glaubens, seiner Geduld, seiner Ergebung gebraucht, oder ob man sie zur Sicherheit mißbraucht, indem man meynt, daß davon die Seligkeit abhange. Wenn man das letztere Vorurtheil als eines der gefährlichsten bestreiten muß, und zu bestreiten nie aufhören darf: so kann man die Uebungen der Andacht in jener Rücksicht nicht genugsam empfehlen, und es wäre vielleicht zu wünschen, daß davon ein noch häufigerer Gebrauch gemacht würde.

Es ist sehr natürlich, daß ich, wenn ich den Tod sich nähern sehe, mich mit der Ewigkeit beschäftige; es ist ganz natürlich, daß, wenn ich unter den Schmerzen einer Krankheit leide, ich mich mit den Gedanken an Den stärke, der unsern Körper empfänglich für Schmerzen bauete und unser Leben regiert; es ist von unglaublicher Wirkung, wenn der Leidende sich mit dem Beyspiele seines Heilandes durch den Genuß des heiligen Abendmahls stärkt, oder wenn der um die Seinigen Bekümmerte sich an die Vorsorge Gottes erinnert. Man müßte entweder die tröstende, stärkende Kraft der Religion nicht kennen, oder man müßte aus einer neidischen Gesinnung dem menschlichen Geschlechte ihren Trost nicht gönnen, wenn man den Nutzen

der Andacht in dieser Rücksicht bestreiten, oder den Gebrauch derselben selbst tadeln wollte.

Ich darf hinzusetzen: daß auch unser Heiland in solchen Augenblicken zu der Stärkung der Religion seine Zuflucht nahm.

Als ihm sein Leiden sehr schwer, sehr drückend ward, da betete er zu Gott: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ — Als er dem Augenblicke des Verscheidens nahe war, da stärkte er sich durch den Gedanken: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ — Und so können auch die letzten Augenblicke unseres Lebens den Empfindungen der Religion gewidmet seyn. Nur daß man dies nicht für Nothwendigkeit halte, nur daß man nicht wähne, daß diese letzte Andacht uns den Himmel verdiene.

Lasset uns nun aus dieser Betrachtung zwey Grundsätze ableiten, die wir uns für unser Verhalten einprägen wollen, und deren erneuete Erwägung den heutigen Tag eigentlich für uns nutzbar mache.

Wenn wir um so würdigere Mitglieder des Himmels seyn werden, je bessere Bürger der Erde

wir waren, und das heißt, je reiner unser Herz und je pflichtmäßiger und nützlicher unser Leben war: so ist eigentlich unser ganzes Leben eine Vorbereitung auf den Himmel; so müsse es Grundsatz für uns werden: immer zur Rechenschaft bereit zu seyn, und unser Leben so zu führen, daß wir, wie früh oder spät uns Gott abrufe, etwas Gutes in der Welt zurücklassen. — Blicke also Jeder auf sich, ob er in dieser Verfassung ist! Prüfe er sich aufrichtig vor Gott! Fasse er Vorsätze, die einer solchen Prüfung angemessen sind!

So wenig wir die Andacht und das Gebet als Mittel, uns die Seligkeit zu verdienen, ansehen wollen; so sehr wollen wir sie als Reinigungsmittel für unser Herz und als Stärkung unseres Muthes, unserer Ergebung und unserer Hoffnung hochachten, sie selbst dazu fleißig benutzen, und ihre Kraft auch bey unsern Freunden in den letzten Augenblicken ihres Lebens befördern.

Wer unter uns die Wirkung der Religion an seinem eigenen Herzen erfahren, oder ihre Kraft an Kranken und Sterbenden gesehen hat, der wird meinen Rath verstehen, der wird wissen, daß die Andacht, ob sie gleich die Seligkeit nicht verdienet, doch zur Reinigung und Stärkung des Gemüths von unaussprechlicher Wirkung ist.

Daß wir die Religion so benutzen, daß jeder unter uns ihre reinigende und stärkende Kraft erfahre, daß sie uns insbesondere in den letzten Augenblicken unsers Lebens ihren Dienst nicht versage, das ist mein Wunsch für uns alle; das gebe Gott durch seinen Geist! Amen.

Zwölfte Predigt.

Die große Veränderlichkeit der menschlichen Erkenntniß, auch in der Religion.

Am Pfingstfeste 1799.

Ueber

Joh. 14, 23 — 31.

Gott, der du einst die Apostel unsers Herrn, des Stifters der christlichen Kirche, erleuchtet, und durch den Geist der Wahrheit, den du ihnen sendetest, fähig gemacht hast, seine Lehre zu verkündigen, wir preisen dich an diesem festlichen Tage für diese Wirkung deiner Weltregierung und für den Besitz des Christenthums; und wir geloben dir, die uns mitgetheilte Wahrheit gewissenhaft zu benutzen! Segne für diesen Vorsatz auch unsere jetzige Andacht! Amen!

Die göttliche Vorsehung und Regierung, welche über die Welt und über uns Menschen wacht, schränkt sich nicht blos auf die Erhaltung unseres Lebens und auf die Gewährung unserer leiblichen Bedürfnisse ein; sondern sie erstreckt sich auch auf unsern Geist, auf die Kenntnisse und Einsichten, der er bedarf, und auf die Gesinnungen und Grundsätze, die ihn leiten sollen. Wie es dem einzelnen Menschen, den zusammenlebenden Familien, den

größern Gesellschaften und Staaten, und dem ganzen auf der weiten Erde verbreiteten Menschengeschlechte nicht an dem fehlen kanu, was das Leben erhält und erfreuet, wie aber der Anbau des Landes, und der daher entspringende Reichthum und Ueberfluß erst nach und nach, und in merklichen Zwischenräumen, zu erfolgen pflegt: so ist es auch in Absicht der Ausbildung unseres Verstandes, und der Künste und Wissenschaften, welche unser Leben verschönern und veredeln. Aus einzelnen Erfahrungen, aus wiederholten Versuchen, aus gewagten, durch neue Erfahrungen bestätigten, Schlüssen, bilden wir endlich große und zusammenhängende Wissenschaften, bey deren Anblick man erstaunt, wie ein so kleiner Anfang einen so großen Erfolg haben konnte, wie eine so wichtige, zusamimengesetzte Kunst aus so geringscheinenden Theilen hervorgehen konnte.

So wie es in allen Arten der menschlichen Kenntnisse und Wissenschaften ist; so ist es auch in Ansehung der Religion, und der Wissenschaft, welche sich auf Gott, auf unsere Bestimmung und auf unser Ihm wohlgefälliges Thun und Lassen bezieht.

Auch hier erhebt sich der Mensch von kleinen Anfängen zu großen Erfolgen, wenn er nur treu mit der erkannten Wahrheit umgeht, die von Gottes Vorsehung dargebotenen Gelegenheiten und Hülfsmittel gewissenhaft benutzt, nie vermessen am Ziele, welches kein Sterblicher erreicht, zu seyn wähnt,

sondern seine Einsicht einer steten Erweiterung und Berichtigung unterworfen glaubt.

Und was hier von einzelnen Menschen gilt, das gilt auch von ganzen Völkerschaften und Kirchen.

Wir, Meine Freunde, feyern heute dasjenige Fest, welches der Ausbreitung der christlichen Religion heilig ist. Wir freuen uns, in ihrem Besitze zu seyn; wir danken der Vorsehung dafür, wir ermuntern uns, sie gewissenhaft zu benutzen.

Auch in Absicht dieser Religion ist es der Bemerkung werth, aus welchem kleinen Anfange sie entsprang; wie gering die Einsicht derer, welche sie gründen sollten, war, und wie diese Männer, durch die Leitung der göttlichen Vorsehung, allmählich von einer Stufe der Erkenntniß zur andern erhoben wurden. Für uns ist diese Betrachtung, welche, nach Anleitung unseres heutigen Evangeliums, unser weiteres Nachdenken beschäftigen wird, in vieler Rücksicht lehrreich; besonders aber kann sie uns zur Bescheidenheit, zur Duldsamkeit und zur gewissenhaften Anwendung des uns verliehenen Grades der Erkenntniß ermuntern. Gott gebe, daß wir auch jetzt dazu erweckt werden!

Text,

Joh. 14, 23 — 31.

„Jesus antwortete und sprach zu ihm: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lie-

ben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bey ihm machen. Wer aber mich nicht liebet, der hält meine Worte nicht; und das Wort, das ihr höret, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat. Solches habe ich zu euch geredet, weil ich bey euch gewesen bin. Aber der Tröster, der heilige Geist, welchen mein Vater senden wird in meinem Namen, derselbige wirds euch alles lehren, und euch erinnern alles des, das ich euch gesagt habe. Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin, und komme wieder zu euch. Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich gesaget habe: ich gehe zum Vater; denn der Vater ist größer, denn ich. Und nun habe ichs euch gesaget, ehe denn es geschieht, auf daß, wenn es nun geschehen wird, daß ihrs glaubet. Ich werde fort mehr nicht viel mit euch reden: denn es kommt der Fürst dieser Welt, und hat nichts an mir. Aber auf daß die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und ich also thue, wie mir der Vater geboten hat: Stehet auf und lasset uns von hinnen gehen."

In dieser Unterredung Jesu mit seinen Jüngern, welche eine der letzten war, erscheinen diese noch sehr schwach an Erkenntniß, an Muth und Hoffnung. Aber unser Heiland, der sie und ihre Redlichkeit kannte, und die Begebenheiten vorhersah, die nun schnell auf einander folgen sollten, sah auch die große Veränderung, die eben so bald in ihren Kenntnissen, in ihren Hoffnungen und in ihren Ent-

schließungen vorgehen würde. — Er scheidet daher ruhig und voll Hoffnung von ihnen, unter der Versicherung: daß der Geist der Wahrheit, den ihnen Gott senden werde, sie über alles belehren, und ihnen das näher entwickeln werde, was er ihnen bisher, ohne immer von ihnen verstanden zu seyn, vorgetragen habe. Der Erfolg hat diese Versicherung bewährt; in der Kürze war jene Veränderung geschehen, und sie selbst, die Apostel, haben sich oft in der Folge des großen Wechsels, der in ihrer Erkenntniß vorgegangen war, erinnert und gefreuet. Dies soll mir Gelegenheit geben, uns an

die große Veränderlichkeit der menschlichen Erkenntniß, auch in der Religion,

zu erinnern.

Ich werde zuerst an dem Beyspiele der Apostel zeigen, wie groß diese Veränderung oft in kurzer Zeit zu seyn pflegt; und dann darauf aufmerksam machen, wie nützlich es ist, diese Veränderung zu beachten.

Daß sich unsere Kenntnisse ändern, ist eine bekannte Erfahrung. Man darf nur den Erwachsenen mit dem Kinde vergleichen; man darf nur sich selbst fragen, was man in seinen jüngern Jahren war. Und diese Veränderung zeigt sich in allen Theilen der menschlichen Wissenschaften, und in Absicht fast aller Urtheile und Meynungen; sie

erfolgt bald schneller, bald langsamer; und sie erstreckt sich auch auf unsere Ansicht und Beurtheilung der Religion. Bald finden wir gewisse Sätze, die wir ehedem für wahr hielten, nun unrichtig, oder unrichtig geglaubte, wahr; bald ändern wir in den Beweisen, und finden nicht mehr zureichend, was uns ehemals befriedigte; bald führen neue Entdeckungen in andern Wissenschaften, in der Natur, in der Geschichte, auch neue Schlüsse, oder neue Ansichten in der Religion herbey; bald verstehen wir einzelne Stellen der heiligen Schrift anders als ehemals; und so bleibt auch unsere Erkenntniß der Religion und der christlichen Religion einer öftern Veränderung unterworfen. Aber nicht leicht kann bey erwachsenen und ausgebildeten Männern in ihrer Religions-Erkenntniß eine größere Veränderung in so kurzer Zeit sich ereignen, als bey den Aposteln des Herrn. Diese Veränderung und ihre Stufen verdienen an dem heutigen Tage eine nähere Bemerkung.

Zuerst sahen sie in Jesu einen irdischen König, nach dem gemeinen Vorurtheile der Juden. Und, wenn sie auch glaubten, daß er daneben eine Veränderung in der Religion und den Sitten der Juden bewirken werde: so schien ihnen dieses doch mehr Nebensache, als Hauptzweck zu seyn. Immer waren sie daher voll von Erwartungen über das zu errichtende Reich; noch

auf der letzten Reise nach Jerusalem stritten sie um den ersten Rang und die höchsten Würden; und selbst bey der Trennung Jesu von ihnen konnten sie die Frage nicht zurück halten: wenn wirst du das Reich Israel wieder herstellen? — So fest waren sie überzeugt, daß Jesus ein irdischer König seyn müsse. — Aber wir wissen, wie in der Folge der Zeit diese Ansicht der Sache sich so ganz änderte, wie diese Hoffnung völlig verschwand, und wie eben diese Jünger in Jesu nur einen Lehrer, den Stifter und Herrn der Kirche, sahen.

Eben so war es in Absicht des Todes Jesu. — Daß Jesus sterben, daß er den Tod eines Missethäters dulden würde, — das war ein Gedanke, der nicht auf die entfernteste Art in ihre Seele kam, der mit ihren Erwartungen in vollkommenem Widerspruche stand. Wenn Jesus auch noch so deutlich auf sein endliches Schicksal hinwies, wenn er versicherte, daß er sterben und bald sterben würde: so verstanden sie ihn nicht; und als die unerwartete Begebenheit wirklich erfolgte, da entflohen sie, da verbargen sie sich in verschlossenen Häusern, da war ihr Muth und jede Hoffnung verschwunden. — Aber in der Folge, nachdem sich ihre Ansicht der Sache geändert hatte, da behaupteten eben diese Apostel, daß Jesus habe gekreutzigt und auferweckt werden müssen, da beweisen sie diese Begebenheiten, die ihnen vorher widersprechend

schienen, aus dem Alten Testamente. — So verschieden war ihr späteres Urtheil von dem frühern.

Auf eine ähnliche Art änderten sich auch ihre Hoffnungen in Absicht der Errichtung einer Kirche. — Als Jesus eingezogen und hingerichtet war, da waren sie nur erschrocken, da dachten sie nur auf die Rettung ihres eigenen Lebens, da fiel es ihnen nicht ein, daß sie, als Herolde des Gekreutzigten, ihm selbst in Jerusalem bald eine zahlreiche Gemeinde stiften würden. — Und kaum waren einige Wochen nach seiner Auferstehung verstrichen, kaum war der Tag der Pfingsten erfüllet, als sie sich schon verpflichtet hielten, den Hingerichteten öffentlich zu bekennen, ihn als den geistlichen Erretter darzustellen, und die versammlete Menge zur Taufe auf den Gekreutzigten aufzufodern. — So hatte sich in der Kürze ihre Ansicht der Sache und ihr Muth geändert.

Doch selbst darauf schränkt sich die Veränderung, welche in der Einsicht der Apostel vorgieng, nicht ein; sie bezog sich auch auf die Personen, welche in diese Kirche aufgenommen werden durften. Wenn sie auch gleich eingesehen hatten, daß Jesus, ein Lehrer, nicht ein König, daß er nicht der Stifter eines Reichs, sondern einer Kirche, sey: so glaubten sie doch, als gebohrne und in den Vorurtheilen ihrer Nation erzogene Juden, daß auch in diese neue Kirche nur reine Juden, nicht unreine Heiden, aufgenommen werden dürften. Und selbst

Petrus, Einer der ausgezeichnetesten Apostel, mußte erst durch ein wunderbares Traumgesicht von einem Vorurtheile geheilt werden, wovon er sogar am Tage der Pfingsten, da sich die Wirkung des Geistes der Wahrheit so sichtbar an ihnen äußerte, noch nicht frey geworden war. — Aber bald änderte sich ihre Einsicht so, daß sie selbst unter Heiden Apostel sendeten, und für diese die Beobachtung des Mosaischen Gesetzes nicht nothwendig erachteten.

Noch ein anderer Punkt, in welchem eine überaus auffallende Veränderung in der Einsicht aller Apostel vorgieng, ist endlich der merkwürdige Umstand, daß sie das Mosaische Gesetz, und die Beobachtung seiner Gebräuche, selbst für gebohrne Juden, wenn sie Christen wurden, nicht mehr nöthig hielten, und so gar auf dessen Abschaffung drangen. Wer hätte das glauben sollen, daß Männer, die eine solche Anhänglichkeit an ihre väterliche Religion, an den Tempel, an die Opfer und andere feyerliche Gebräuche hatten, daß Männer, welche Jeden für unrein und verflucht hielten, der diese Gebräuche nicht beobachtete, wer hätte es für möglich halten sollen, daß diese Männer selbst nicht nur für ihre Personen diesen Gebräuchen entsagen, sondern auch auf die förmliche Abschaffung derselben dringen würden? — Wie oft mögen sie sich dabey des Wortes Jesu erinnert haben: „der Sabbath ist des Menschen wegen da;" zu seinem

Vortheile wird er gefeyert, zu seinem Vortheile wird diese Feyer unterlassen.

So wie sich die Denkart aller Apostel auf eine so merkliche Art geändert hat; so war es auch mit Einzelnen unter ihnen in besondern Punkten.

Der auffallendste in dieser Rücksicht ist der Apostel Paulus. Erst ein Verfolger des Christenthums, dann ein Märtyrer dafür; erst ein Eiferer für das Judenthum, dann sein Zerstörer; und er selbst trägt kein Bedenken, diese Veränderung zu gestehen, und sich derselben zu freuen. Es ist mir große Barmherzigkeit wiederfahren, sagt er, sonst war ich ein Kind, jetzt bin ich ein Mann an Kenntnissen. Noch ist mir ein Beyspiel in der veränderten Denkart eines Apostels zu merkwürdig, als daß ich es mit Stillschweigen übergehen könnte. Es betrifft den Apostel Johannes, den Liebling Jesu selbst. Unter allen Aposteln ist keiner, der so oft das Gebot der Liebe wiederholt, der immer einschärft: Kindlein, liebt euch untereinander; und der so der Jünger der Liebe genannt zu werden pflegt. Und eben dieser Jünger glaubte noch in seinen frühern Jahren, daß er auf die Samariter, *) welche unsern Heiland, da er nach Jerusalem reisete, nicht beherbergen wollten, Feuer vom Himmel dürfe fallen lassen. — So ändern sich die

---

*) Luk. 9, 51 — 56.

Einsichten der Menschen; so änderten sich die Einsichten der Apostel; und so ändern sich auch die unsrigen.

Wozu soll uns diese Bemerkung dienen? Wozu nützt es, auf sich selbst in dieser Rücksicht aufmerksam zu seyn, und das Bewußtseyn davon bey sich lebendig zu erhalten? — Hievon im zweyten Theile.

Wenn man sich bewußt bleibt, wie veränderlich die menschliche Erkenntniß ist, und wie sich unsere eigene so oft geändert hat: so wird man in einer gewissen Bescheidenheit erhalten, die nicht vergißt, daß man selbst irren könne, und daß, auf andere zu hören, rathsam sey. — Es giebt nicht leicht Personen, welche sich selbst schädlicher, und andern widriger sind, als diejenigen, welche glauben, daß sie an der Grenze alles menschlichen Wissens sind, daß nur ihre Meynung die richtige sey, und welchen es daher von andern zu lernen gar nicht einfällt. —

Daß es Menschen dieser Art giebt, die, wenn sie ihre Untrüglichkeit auch nicht mit deutlichen Worten rühmen, doch in einzelnen Fällen so zu handeln pflegen, als wenn sie nicht irren könnten, und welche andern durch diese Einbildung beschwerlich genug werden, das ist leider bekannt genug. — Aber wenn die Frage entsteht, wie man sich von einem solchen Fehler heile, oder andere davon zurückbringe: so weiß ich keinen bessern Rath, als daß

wir selbst auf die Veränderungen, die von Zeit zu Zeit in unsern Urtheilen und Meynungen vorgegangen sind, aufmerksam werden. Dadurch werden wir für die Zukunft möglich finden, was in der Vergangenheit wirklich geschehen ist.

Ein anderer wichtiger Vortheil, welcher aus der Erinnerung an die Veränderlichkeit der menschlichen Einsicht entspringt, ist, daß man dadurch vor der Unduldsamkeit und vor der Verfolgung, welche besonders denen eigen zu seyn pflegt, welche sich in der Religion im Besitz der Wahrheit wähnen, bewahrt wird. — Wer sich im Besitze der Wahrheit glaubt, und seine Urtheile und Meynungen keiner Veränderung und Berichtigung fähig hält, der wird um so unduldsamer gegen Andere, welche er im Irrthum glaubt, je mehr er seine Wahrheit, nicht blos für Wahrheit, sondern für göttliche Wahrheit hält. — Ein solcher Mann ist nicht nur keiner Belehrung fähig, sondern er ist auch zur Verfolgung geneigt, weil er die Sache Gottes vertheidigen zu müssen glaubt. — Auf diese Vorstellungsart gründen sich alle die Verfolgungen, welche die Geschichte der christlichen Kirche entstellen, und welche so oft das Christenthum in einen nachtheiligen Ruf gesetzt haben. — Auf diese Einbildung gründen sich die Unternehmungen derjenigen, welche nicht nach richtiger Einsicht mehr zu streben Ursach zu haben glauben, sondern welche, weil sie sich schon im Besitz der reinen göttlichen Lehre

wähnen, nur darauf denken, wie sie ihre Meynung geltend machen und ausbreiten, und welche sich dann die unglimpflichsten Urtheile, und, sind sie im Besitz der Macht, selbst gewaltthätige Mittel gegen diejenigen erlauben, welche vielleicht die eifrigsten Freunde der Wahrheit sind, aber derselben Meynung zu seyn nicht von sich erhalten können. — Ich weiß solche Personen durch kein anderes Mittel zur Duldsamkeit und Schonung zu bewegen, als daß man sie an die Veränderlichkeit der menschlichen Einsichten, Meynungen und Urtheile erinnere; daß man sie zu untersuchen bitte, ob sie nicht ähnliche Veränderungen schon an sich selbst erfahren haben; daß man ihnen das Beyspiel der Apostel vorhalte, und sie auf den Gang der Vorsehung aufmerksam mache, welche die Menschen nicht auf einmahl, sondern nach und nach von einer Stufe der Erkenntniß zu einer höhern führt. — — O, gewiß, je mehr man die Veränderungen beachtet, die in unserer eigenen Erkenntniß, in unsern Meynungen und Urtheilen vorgegangen sind: um desto eher erlaubt man auch andern, anderer Meynung zu seyn; und je lebhafter man fühlt, wie wenig man sich selbst vorschreiben kann, stets und ohne Veränderung der heutigen Meynung zugethan zu bleiben: um desto weniger wirft man sich auch zum Gesetzgeber für andere und zum Beherrscher ihrer Meynungen auf; um desto ruhiger erwartet man die langsame und sichere

Wirkung der Wahrheit von ihr selbst und von der Darlegung der Gründe, die für sie streiten.

Auch hat eben diese Bemerkung einen vortheilhaften Einfluß auf die richtige Schätzung des wahren Werthes der Menschen. Je mehr man nehmlich findet, daß die Menschen, und daß wir selbst unsere Urtheile und Meynungen zu ändern genöthigt sind, um desto mehr wird man gewahr werden, daß der wahre Werth des Menschen weniger auf unsichern und veränderlichen Meynungen beruhe, als auf dem gewissenhaften Gebrauche, den er von den entschiedenen Theilen der menschlichen Kenntniß und der Religion macht.

Welche Einsicht jedesmahl die unsrige ist, das hängt größtentheils von Umständen ab, die nicht in unserer Gewalt sind, die wir nicht selbst herbeyführen oder ändern können; das hängt von den Lehrern, die uns unterrichteten, von den Büchern, die wir lasen, von den Umständen, die unser Nachdenken weckten, und von ähnlichen Ursachen ab. Die Kenntnisse selbst pflegen daher auch nicht unser größtes Verdienst zu seyn. — Aber was ganz von uns abhängt, das ist die Gesinnung, die wir mit unsern Kenntnissen verbinden, das ist der redliche, gewissenhafte, gemeinnützige Gebrauch, den wir davon machen. Daher sagt der Apostel Paulus, daß der Werth des Menschen hauptsächlich in diesem Gebrauche bestehe; und man ist sehr geneigt, dem

Nächsten seine Verschiedenheit der Meynung zu verzeihen, wenn man nur sieht, daß er ein gutes Herz besitzt, und daß er von seinen Kenntnissen einen gewissenhaften Gebrauch zu machen bemüht ist.

Und wenn man mit der Veränderlichkeit der menschlichen Erkenntniß bekannt ist, so darf man auch die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Menschen, die im Irrthume sind, noch zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Aber man wird diese Veränderung nicht durch Gewalt erzwingen, sondern von der Leitung der göttlichen Regierung und des Geistes der Wahrheit erwarten, der überall geschäftig ist, die Menschen zu erleuchten; und man wird auch durch diese ruhige Erwartung einen Beweis seines Gott ehrenden Vertrauens geben.

Wir, Meine Freunde, wollen Gott danken für den Grad der Erkenntniß, den er uns insbesondere in der Religion mitgetheilt hat. Er ist es doch, dem wir den Besitz des Christenthums verdanken; Er ist es, der auch uns in Zeiten und Gegenden leben läßt, wo das Licht der Religion leuchtet, welche ehemals an dem heutigen Tage zuerst öffentlich verkündigt zu werden anfieng. Dafür wollen wir Gott danken, und ihn bitten, daß er sie uns erhalte.

Aber wir wollen auch nicht vergessen, daß unsere Einsicht, besonders in die dunklen Theile derselben, sehr veränderlich ist. Dieses Bewußtseyn mag uns Bescheidenheit im eignen Ur-

theile, Aufmerksamkeit auf jede neue Belehrung, und Duldsamkeit in Absicht der Meynungen Anderer einflößen. Und eben dieses Bewußtseyn mag uns zum sorgfältigen Gebrauch der Hülfsmittel führen, wodurch die Kenntniß erweitert und berichtigt werden kann. — Am meisten aber wollen wir den Grad der Erkenntniß, den wir besitzen, zu nutzen und zu unserm und zu dem gemeinen Besten anzuwenden suchen. — Dann regiert uns der Geist der Wahrheit, der Bescheidenheit, der Duldsamkeit und der Liebe. Bey diesen Gesinnungen gehen wir friedfertig, unter verschiedenen Meynungen, durch dieses Leben, und dürfen uns hellern Aufschlüssen in der Ewigkeit entgegen freuen. Amen!

Dreyzehnte Predigt.

Die menschliche Erhaltung, das Werk vieler unter Gott vereinter Kräfte.

Am Erndtefeste.

Ueber

1 Korinth. 12, 6. 7.

Die Gnade Gottes, unsers gemeinschaftlichen Erhalters, sey mit uns. Amen!

Meine Christlichen Zuhörer!

Wenn es unter den Festen, welche in der christlichen Kirche gefeyert werden, eins giebt, an welchem Theil zu nehmen sich jedermann verbunden achten muß: so ist es gewiß das Fest, das wir heute begehen, das Fest der jährlichen Erndte. Denn da dieses Fest das Fest der Erhaltung der Lebendigen ist, und da wir alle, in welchem Verhältnisse wir stehen, und welche Geschäfte wir treiben, durch die Gaben der Natur ernährt werden, so ist keine Frage, ob Jemand sich der Fruchtbarkeit der Erde freuen möge? oder ob er sich dem Danke, der ihrem Urheber gebührt, entziehen dürfe?

Von jeher, selbst unter den minder gebildeten Völkern, waren daher auch die Zeiten der Ein-

sammlung der Früchte des Feldes, des Baumes, des Weinstocks, Zeiten der Freude und der gesellschaftlichen Fröhlichkeit; sie eröffneten oder schlossen sich mit gottesdienstlichen Feyerlichkeiten; und auch das christliche Jahr würde das erste, natürlichste und menschlichste aller Feste entbehren, wenn in dem Kreise seiner Feste das Fest der Erhaltung mangelte.

Aber obgleich fast alle Völker in der Feyer solcher Tage und in der Freude über den gesammelten Reichthum der Natur übereinkommen: so ist doch in der Art dieser Feyer eine große Verschiedenheit.

Wenn bey dem rohern, noch wenig zum religiösen Nachdenken gewöhnten, Menschen diese Feyer hauptsächlich in lauten Ausbrüchen der Freude über den Reichthum der Früchte, über die erneuerte Möglichkeit sinnlicher Genüsse, und in solchen selbst besteht, und höchstens mit dem Glauben an eine höhere Macht, und mit Lobgesängen verbunden ist: so ist dagegen die Feyer der christlichen Kirche von merklich anderer Art. — Bey uns schränkt sich die Theilnahme an diesem Feste nicht blos auf diejenigen ein, welche unmittelbar das Feld bauen, und seiner Früchte sich als ihres gesammelten Eigenthums erfreuen, und die Feyer selbst besteht nicht im Genusse sinnlicher Lustbarkeiten; sondern wir versammeln

uns an dem Orte, welcher dem Nachdenken über unsern Ursprung, über unsere Erhaltung und Bestimmung, welcher der Betrachtung und Anbetung des Herrn der Natur gewidmet ist; bey dieser Feyer ist blos unser denkender Geist thätig; und wir beten die Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers in Demuth und Unterwerfung an; wir ehren ihn durch Lobgesänge, welche nicht der Ausdruck wilder Fröhlichkeit, sondern des ruhig anbetenden Verstandes und eines gerührten Herzens sind; wir überlegen, welches der würdige Gebrauch unseres erhaltenen Lebens und der Gaben der Natur ist; und wir ermuntern uns zur Mildthätigkeit und zu Werken der Liebe. —

So mannichfaltig aber die Betrachtungen sind, welche sich uns an einem solchen Tage und an dem Orte, an welchem wir hier versammelt sind, darbieten: so hat mir doch eine der fruchtbarsten diejenige geschienen, welche sich mit der Art, wie uns Gott die Gaben der Natur zuführt, und mit der Menge der Kräfte und Mittelspersonen, welche dabey in Bewegung sind, beschäftigt. Da es der Macht Gottes nicht unmöglich scheint, uns unmittelbar durch sich selbst, und ohne Dazwischenkunft anderer Kräfte, zu erhalten: so hat seine Weisheit gewiß ihre erheblichen Ursachen, warum sie unser Leben von so vielen vereinigten Kräften abhängig gemacht hat. Vielleicht, daß

wir in unserer Erhaltung nicht blos unsere Abhängigkeit von dem Herrn der Natur, sondern auch von unsern Mitmenschen fühlen sollen; vielleicht, daß das Fest der Erndte nicht blos ein Fest des religiösen Danks, sondern auch der erneuerten und befestigten Menschenfreundschaft seyn soll. — Wenigstens will ich versuchen, uns das heutige Fest in diesem Lichte zu zeigen! Gott gebe, daß es nicht ohne Erfolg für unsere Dankbarkeit und Liebe geschehe!

Text,

1 Korinth. 12, 6. 7.

„Es sind mancherley Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket alles in allem."

Wenn dieser Ausspruch des Apostels, welchen er zunächst in Rücksicht auf die verschiedenen Gaben und Aemter in der christlichen Kirche that, bey irgend einer Gelegenheit eine Anwendung leidet, so ist es gewiß bey der Art, wie die Welt und wie das Lebendige erhalten wird. Es ist unglaublich, wie viele Kräfte in Bewegung sind, um dasjenige zu bewirken, was wir zu unserer Erhaltung bedürfen. Und am Ende, wenn wir noch so lange darüber nachgedacht haben, müssen wir doch in die Wahrheit einstimmen: Es ist ein Gott, von dem alles abhängig ist; ein Gott, der wirket alles

in allem. Dieser Gedanke dringt sich uns aber nicht blos als wahr auf, sondern er ist auch von großer Fruchtbarkeit für unsere Gesinnung, indem er uns nicht blos zur Anbetung Gottes, sondern auch zur Dankbarkeit gegen unsere Mitmenschen auffordert; und es ist, als wenn jeder Gedanke der Religion um so mehr zur Religion gehörte, wenn er nicht blos die Liebe gegen Gott, sondern auch die Liebe gegen die Menschen befördert. Ich will daher auch heute

unsere Erhaltung als das Werk vieler unter Gott vereinter Kräfte

vorstellen.

Wenn ich uns zuerst an diesen bekannten Gedanken selbst werde erinnert haben; so werde ich alsdann ausführlicher von den Folgen reden, welche daraus für unsere Gesinnung gegen Gott und Menschen hervorgehen.

Wir können die Kräfte, welche für unsere Erhaltung geschäftig sind, und welche das Fest der Erndte zu einem Feste der Freude für uns machen, um uns das Nachdenken darüber zu erleichtern, in eine doppelte Gattung abtheilen: in solche, welche der Mensch selbst in Bewegung zu setzen nicht im Stande ist, und in solche, wozu Er, wenn sie wohlthätig wirken sollen, beytragen muß. Aber

beyde Arten kommen in ihrem Ursprunge von Gott. Dies sind die drey Hauptgedanken, deren Erläuterung den ersten Theil unserer Betrachtung ausmachen wird.

Man kann es nicht unternehmen wollen, alle die Kräfte der Natur, welche für unsere Ernährung geschäftig sind, aufzusuchen. Dazu würde eine genauere Kenntniß der Schöpfung erfordert werden, als uns Menschen, auch bey dem angestrengtesten Fleiße in der Erforschung der Natur, bis jetzt verliehen ist. Aber für unsern Zweck, um unsere Abhängigkeit von einem höhern Wesen zu fühlen, ist es auch nur nöthig, einige der bekanntesten zu berühren. — Und hier erscheint uns zuerst die Fähigkeit, die Kraft jeder Frucht, sich unter gewissen Bedingungen und nach vorhandenen Gesetzen zu entwickeln, und sich in andern ihrer Gattung zu vervielfältigen. — Wir, wir Menschen bemerken diese Kraft, sie ist der Gegenstand unserer Bewunderung, so wie der Untersuchung unserer Gelehrten; wir alle erfahren ihre wohlthätige Wirkung, indem wir selbst nur durch sie ernährt und erhalten werden; aber kein Mensch, kein Weiser hat sie noch zureichend erklärt, geschweige, daß er selbst die Macht hätte, sie auszutheilen. Wenn eine Kraft, wenn eine Einrichtung der Natur, nach aller Geständniß und Gefühl, nicht von dem Menschen abhängt, so ist es die Kraft oder die Fähig-

keit jedes Geschöpfs, sich in andern seiner Gattung zu vervielfältigen. Und denkt sie Euch aus der Natur hinweg, diese Kraft, so ist das große Triebwerk der Natur gehemmt, und alles Lebendige erstorben.

Eine andere bekannte Kraft, welche für unsere Erhaltung nothwendig ist, und welche gleichfalls nicht von dem Menschen abhängt, ist das, was wir die Fruchtbarkeit der Erde nennen. — Wenn das Saamenkorn nicht in die Erde fällt, wenn es in ihrem mütterlichen Schooße sich nicht entwickelt: so ist es nicht im Stande, sich zu vervielfältigen und den Reichthum der Früchte zu geben, der die Lebendigen ernährt. Wir alle kennen diese Kraft der Erde, die wir Fruchtbarkeit nennen, wir alle genießen ihre wohlthätige Wirkung, wir bewundern sie oft, wir machen sie zum Gegenstand unserer Erforschung, wir sind selbst im Stande, durch Beobachtung und Fleiß etwas zu ihrer Vermehrung beyzutragen; aber noch kein Weiser hat sie auch nur ausreichend erklärt, geschweige, daß ein Mensch sie geben könnte. Und denken wir sie uns hinweg, diese Fruchtbarkeit, diese Fähigkeit der Erde, den Saamen in vielfacher Menge wieder zu geben: so wäre in kurzem die Erde das Grab aller Lebendigen.

Eine neue Art von Kräften, welche in Bewegung

gesetzt werden, und von Bedingungen, welche für das Gedeihen der Früchte eintreten müssen, und welche gleichfalls nicht in des Menschen Gewalt stehen, sind die Kräfte und Beschaffenheiten der Luft, des Wassers, der Wärme, und was wir die gedeihliche Witterung nennen. — So sehr wir ihren Einfluß und unsere Abhängigkeit von ihnen fühlen; so aufmerksam wir sind, ihre Natur zu erforschen und ihre wohlthätigen Wirkungen zu benutzen: so ist doch kein Mensch, der die Wolken sammlet, der den Stral der Sonne ruft, der die erwünschte Witterung sendet, ohne welche die Erde, unser fruchtbarer Wohnplatz, eine todte Wüste seyn würde.

Aber unsere Erhaltung, und schon eine einzelne Erndte, ist auch das Werk vieler vereinigten Kräfte, welche der Mensch in Bewegung setzt.

Wie vieler Menschen Fleiß und Verstand geschäftig seyn muß, ehe wir in Absicht unserer Erhaltung sicher seyn können; wie viele Künste in Bewegung gesetzt, wie viele Anstalten der Vorsicht und der Sicherheit getroffen werden müssen; wie viele Menschen, aus verschiedenen Zeitaltern, aus entfernten Gegenden, aus allen Ständen, an unserer Erhaltung, an der Gewinnung einer Erndte, an dem sichern Besitz und an dem bequemen, vortheilhaften Gebrauch der Früchte Antheil haben — das ist zum Theil bekannt und in die

Augen leuchtend; aber es verdient auch Gegenstand unseres besondern weitern Nachdenkens zu seyn, weil diese Ueberlegung von den fruchtbarsten Folgen für unsere Gesinnung seyn kann.

Aber alle diese Kräfte, der Menschen und der übrigen Natur, kommen in ihrem Ursprung von Gott. — Dies ist der dritte Gedanke, an den ich uns noch erinnern muß.

Wie wenig auch unsere eingeschränkten menschlichen Fähigkeiten zureichen mögen, das Daseyn, die Einrichtung, die Dauer der Welt und die Wirkungsart der einzelnen zu derselben gehörenden Kräfte zu begreifen und zu erklären: so wird doch so viel immer für den gemeinsamen Verstand der Menschen entschieden bleiben: daß darin die Spuren eines staunenswürdigen Verstandes, einer mit nichts ähnlichem zu vergleichenden Macht und einer wohlwollenden Gesinnung wahrzunehmen sind; und daß die beste und für die menschliche Vernunft befriedigendste Erklärungsart in dem Glauben an ein erstes, größtes Wesen, welches die Wilt gedacht und ihr Daseyn und ihre Einrichtung gewollt hat, bestehe. Ein anderes, als ein solches verständiges, wohlwollendes und mächtiges Wesen, als den Regierer der Welt denken zu wollen, das erlaubt uns unser eigener Verstand nicht; und die Welt ohne einen Führer und Regenten, Ordnung ohne Ord-

ner, Zweck und Mittel in weiser Verbindung ohne einen Verstand, der sie dachte und wählte, zu denken — das sind, wenigstens bey den Gesetzen, welchen der menschliche Verstand in seinen Wirkungen folgt, unmögliche Dinge. Denn woher, nach unserm Gefühl, die Zusammenstimmung der verschiedensten Kräfte, wenn nicht ein Verstand wäre, der ihre Zusammenstimmung denkt, wenn nicht ein Wille und eine Macht wäre, der sie alle gehorchten? Und so wird es wohl, wenigstens für uns, entschiedene Wahrheit bleiben, was der Apostel sagt: Es sind mancherley Kräfte, die zu unserer Erhaltung und Ernährung wirken, Kräfte der Natur und Kräfte der Menschen; aber es ist ein Gott, der alles in allem wirkt, der beyde gab und lenkt.

Doch die Behauptung, daß die Erhaltung der Lebendigen das Werk vieler unter Gott vereinigter Kräfte ist, ist nicht blos ein wahrer, dem menschlichen Verstande sich aufdringender Gedanke; sondern er ist auch, und das ist für uns an diesem Orte von besonderer Wichtigkeit, sehr fruchtbar für unsere Gesinnung gegen Gott und Menschen. Und hievon soll nun in dem zweyten Theile meines Vortrags die Rede seyn.

Ich rede zuerst von den Gesinnungen gegen Gott.

Wenn unsere Erhaltung das Werk des höchsten Verstandes und der wohlwollenden Macht ist, welche alle Kräfte der Natur nach ihrem Willen lenkt: so werden wir uns auch freuen, und uns dieser Empfindung gern überlassen, daß die Welt, und daß wir unter einem Wesen stehen, das so viele Vollkommenheiten in sich vereinigt. — Es ist unbegreiflich, wie man bey einiger Vorstellung von der Einsicht, der Weisheit, der Macht, dem Wohlwollen Gottes die Religion und die Beschäftigung mit ihr noch als etwas Beschwerliches und Lästiges ansehen, und dem Nachdenken über das höchste Wesen ausweichen kann, da sie gerade etwas so Großes und Unterhaltendes für unsern Geist ist, und uns den frohen Gedanken zuführt: Auch ich stehe unter diesem großen, weisen und allgütigen Wesen. — Je mehr der Mensch in die Einrichtung der Welt eindringt, je mehr er sich von jener Wahrheit, daß Verstand und Weisheit die Welt regieren, überzeugt, um desto lieber wird er sich auch mit der Betrachtung Gottes beschäftigen, und es sehr begreiflich finden, wie Viele der Edelsten Menschen, die sich am meisten durch Geist und Herz auszeichneten, auch die Stunden und Augenblicke unter die seligsten rechnen konnten, in welchen sich ihr Geist zu der Gottheit erhob, und in welchen sie sich den Gefühlen der Religion überließen.

In dieser Freude über Gott und in der Stim-

mung der Seele, nach welcher man sich zu ihm erhebt, und sich der Betrachtung seiner Eigenschaften und der Bewunderung seiner Wohlthaten gern überläßt, liegt nun auch schon die Dankbarkeit, oder der Grund dazu, welche ihm für die Erhaltung der Welt gebührt, und welche auch so natürlich in Gesänge und Gebet übergeht. — Denn ob Gott gleich durch unsern Dank nicht größer und durch unser Lob nicht seliger wird; und ob es also gleich in Absicht seiner etwas sehr Ueberflüßiges scheinen könnte, von Dank und Lob Gottes, als einer schuldigen Sache, zu reden: so ist es doch dem Menschen sehr natürlich, daß er die dankbaren Empfindungen, denen er sich nicht entziehen kann, in Worte und Gesang übergehen lasse; und ich überlasse gern Jedem unter uns selbst das Urtheil: ob es wahrscheinlich sey, daß derjenige ein lebhaftes Gefühl von der göttlichen Wohlthätigkeit und von seiner Abhängigkeit von Ihm habe, dessen Gefühl nicht auch bisweilen in Worte übergeht, oder der sich den Gelegenheiten, wo Gott in Gesängen und Gebet gelobt wird, entzieht. — Wer von der göttlichen Güte wirklich durchdrungen ist, der wird auch nicht ganz davon schweigen, und man kann daher die frohe Theilnahme an Gesang und Gebet als eine natürliche Wirkung der Ueberzeugung ansehen, daß unsere Erhaltung das Werk Gottes sey.

Und je lebendiger diese Ueberzeugung und je

größer die Vorstellung von der Weisheit und Güte Gottes ist, um desto weniger wird man sich auch dem Unmuthe und bangen Besorgnissen überlassen; sondern Gott, der alle Kräfte der Natur in seiner Gewalt hat, und sie nach seiner Weisheit lenkt, zutrauen, daß es ihm an Mitteln, die Lebendigen zu ernähren, nicht fehle. Wer daher sogleich sich ängstliche Klagen erlaubt, sobald die Umstände für den Reichthum der Erndte, oder für die leichte Ernährung, minder günstig scheinen, der verräth auch wenig Glauben an die göttliche Weisheit, und vergißt zu bald, daß alle Kräfte der Natur Ihm unterworfen sind, daß seiner Macht alles gehorchet, und daß wir von seiner Weisheit und seinem Wohlwollen stets das Beste erwarten können. — Eine neue Befestigung in diesem Glauben; ein ruhiges Unterwerfen unter den Willen der göttlichen Weisheit; Zufriedenheit mit dem, was da ist; willige Entbehrung des Ueberflusses, und ähnliche Gesinnungen — — das wird eine anderweite Stimmung der Seele seyn, die aus dem Gedanken, daß doch alle Kräfte der Natur einem Willen, dem Willen der höchsten Weisheit und Güte, unterworfen sind; besonders alsdann seyn, wenn vielleicht nicht alle unsere Wünsche erfüllt sind, oder manche andere Besorgnisse uns beunruhigen.

Aber, Meine Freunde, wenn die Erndte und unsere Erhaltung zwar das Werk Gottes ist, aber

auch mancher Kräfte, welche nur unter der Leitung Gottes wirken, und insbesondere des menschlichen Fleißes; und wenn durch diesen nicht nur die Früchte des Feldes gewonnen, sondern auch beschützt, und zu unserm Gebrauch bereitet werden: so entsteht daraus auch manche Gesinnung gegen unsere Mitmenschen; und man kann das Fest der Erndte nicht blos als ein Fest des religiösen Danks gegen Gott, sondern auch als ein Fest der erneuerten und befestigten Achtung und Freundschaft unter den Menschen betrachten. Die Sache scheint mir erheblich genug, um noch einer kurzen Erwähnung zu verdienen.

Hier bietet sich unserer Erinnerung zuerst die zahlreiche und ehrwürdige Classe von Menschen dar, welche sich unmittelbar mit der Bebauung des Feldes, mit der Vermehrung der Fruchtbarkeit der Erde und mit den Arbeiten der Erndte beschäftigen. Sie sind es recht eigentlich, denen wir die Erhaltung des Lebens verdanken; und wir können, ob sie gleich in der Regel den untersten Platz in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen, ihrem Stande unsere Achtung, ihrem Fleiße unsern Dank nicht versagen; und es ist billig, daß Jeglicher, zu welchem Range er gehöre, erkenne, und sich heute daran erinnere, daß der Landmann, daß der letzte Stand im Staate, ein Werkzeug seiner Erhaltung,

und also auch seiner Achtung, seiner Freundschaft, seiner Dankbarkeit werth ist.

Aber dieser Stand, ob er gleich heute sich unserer Erinnerung zunächst darbietet, erscheint doch nicht als der Einzige, der zu unserer Erhaltung beyträgt; sondern es darf auch das Verdienst derer nicht verkannt werden, welche beschäftigt sind, die gewonnenen Früchte zu unserer Speise, zu unserer Bekleidung, zu unserer Bequemlichkeit zu bereiten: die Künstler, welche dem Landmanne die Werkzeuge des Ackerbaues bereiten, welche durch die Besorgung seiner andern Bedürfnisse ihm die Zeit verschaffen, sich den Arbeiten des Feldes ungestört zu widmen; die Gelehrten, welche die Wissenschaft des Ackerbaues vervollkommnen, die Werkzeuge verbessern, und die Gesetze und Mittel der zu vermehrenden Fruchtbarkeit erforschen. So wenig auch die Beschäftigung dieser unmittelbar auf die Arbeiten des Feldes und auf die Gewinnung der Früchte der Erde gerichtet zu seyn pflegt; so würde doch ohne sie die Erde von wenigern Händen, mit größerer Beschwerde und mit geringerm Erfolge gebauet werden; und diese Classe von Menschen verdienen also an dem Feste der Erndte nicht weniger unsere dankbare Erinnerung. Denn auch sie gehören zu den Mittelspersonen, welche für unsere Erhaltung geschäftig sind; auch sie verdienen unsere Achtung, unsere Freundschaft, unsere Dankbarkeit.

Aber was hülfe dem Landmanne, was hülfe uns allen der gesammelte Vorrath von Früchten und der größte Ueberfluß von Mitteln der Erhaltung, wenn wir nicht auch des Besitzes sicher wären, und wenn also nicht auch Personen vorhanden wären, welche uns dieser Sorge überhöben? — Und daher verdienen auch ganz besonders, an einem solchen Feste, Obrigkeiten und Regenten unsere dankbare Erinnerung, welche uns bey dem Besitze unseres Eigenthums schützen; welche Vorkehrungen treffen, daß nicht Mangel und die Plage des Hungers einreiße; welche, durch Anstalten der Vorsicht, Gefahren von uns abhalten, oder sie mindern; welche uns durch Gerechtigkeit vor Gewaltthaten, welche durch weise Maßregeln vor auswärtigen Feinden schützen; welche Sicherheit im Innern, und Frieden unsern Gränzen erhalten. — O, ist ein Stand im Staate, der heute, der an einem solchen Feste der dankbaren Erinnerung des begüterten Landmanns und des wohlhabenden Städters werth ist, so ist es der Stand der Regierenden, der Stand, der unsern Vorrath und unsern Besitz sichert, der uns das Leben erst angenehm und genießbar macht.

Ich weiß nicht, ob ich zur nähern Anwendung einer Betrachtung, die sich so leicht von selbst anwendet, etwas hinzusetzen darf, als den Wunsch und die Aufforderung, daß das diesjährige Fest der Erndte, daß der heutige Tag auch für uns ein

Tag des erneuerten und befestigten Glaubens an Gott, und der erneuerten und befestigten Achtung und Freundschaft gegen alle Menschen sey.

Wir, Meine Freunde, wir werden es doch nicht läugnen wollen, daß Gott es ist, der uns ernährt; daß ein höchstes, weises, wohlwollendes Wesen ist, welches so viele Kräfte für unsere Erhaltung in Bewegung setzt? Kommen die Spuren seiner Weisheit, seiner Macht, seiner Güte uns nicht überall in der Natur entgegen? Bedarf es eines weitern Beweises für seine Wirksamkeit, als das Gefühl unserer Abhängigkeit und Schwäche, das wir in uns selbst umher tragen? — So soll denn auch heute, bey der Freude über die diesjährige Fruchtbarkeit der Erde, unser erster Blick gen Himmel gerichtet seyn. Wir wollen uns freuen, daß wir unter einem Wesen stehen, welches so viele Kräfte zu unserm Vortheil vereinigen kann; wir wollen gern unser frohes gerührtes Herz auch in dankbare Worte und in frohe Loblieder ausströmen lassen; wir wollen, zufrieden mit dem, was da ist, uns die Entbehrung manches Ueberflusses und die Versagung manches Wunsches gefallen lassen; wir wollen ihn, den Allweisen, durch Geduld und ruhige Unterwerfung ehren, und nicht zweifeln, daß Er sich auch des Armen und Dürftigen unter uns erbarmen werde, Er, der so mancherley Kräfte in seiner Gewalt hat, der so oft unsern Kleinmuth be-

schämt, und von dem David sagt: des Herrn Auge siehet auf die, die ihn fürchten, und die auf seine Güte hoffen, daß er ihr Leben errette vom Tode, und ernähre sie in der Theurung.

Aber möchten wir nun auch, durch Nachdenken über die Mittelspersonen, die zu unserer Erhaltung beytragen, das heutige Fest zur Erneuerung und Befestigung unserer Achtung und Freundschaft gegen unsere Mitmenschen anwenden, und das um so mehr, da in unserer Zeit die Liebe und das Zutrauen der Menschen gegen einander nicht wenig zu erkalten scheint.

Bedenket nur, wie viele Menschen auch zu unserer Erhaltung, nach der weisen Einrichtung Gottes, geschäftig sind! Mit Liebe und Achtung wollen wir an die zahlreiche Classe des Landes denken, welche unmittelbar für unsere Ernährung arbeitet; mit Liebe und Achtung wollen wir unsere Mitbürger umfassen, welche durch ihre Künste jenen die Möglichkeit geben, ihre Zeit und Kräfte auf die Gewinnung der Früchte der Erde und auf die Vermehrung ihrer Fruchtbarkeit zu wenden, oder welche die gewonnenen Früchte zu unserm Nutzen und zu unserer Bequemlichkeit anwenden. — Wir wollen insbesondere nicht ver-

gessen, wie so manche Erfindung in einer fernen Weltgegend, in einem frühen Zeitalter auch uns noch nützlich wird, und zu unserer Erhaltung dient; am meisten soll unser Herz von Dank und Achtung gegen diejenigen voll seyn, welche unter uns Gerechtigkeit erhalten und unsere Grenzen vor den Verwüstungen des Krieges sicherten.

Ja gewiß, Meine Freunde, das Menschengeschlecht ist die Familie eines Vaters, zusammengesetzt aus unzähligen Kindern, von verschiedenen Fähigkeiten, Geschäften, Verdiensten, deren jedes dem andern dienen muß, deren keines in der Kette des Ganzen entbehrt werden kann, und deren jedes dem andern mit Achtung und Liebe begegnen soll.

Es müsse daher auch heute der überlegte Vorsatz jedes Einzelnen unter uns seyn: Wohlwollen und Liebe soll in meinem Herzen gegen Jedermann wohnen; ich will mich nur als einen Theil des Ganzen betrachten; aber ich will auch Jeden, zu welchem Stande, zu welchem Lande er gehöre, in welchem Jahrhunderte er lebe, als einen gleichen Theil des Ganzen ehren, und nicht vergessen, daß jeder Mensch auch ein Werkzeug meiner Erhaltung ist.

Und wenn wir nun so unser Herz mit Liebe und Achtung gegen unsere Mitmenschen erwärmt, und dieses Fest zu einem Fest der erneuerten Menschenfreundschaft für uns gemacht haben — — dann müsse unser Blick zu Gott zurückkehren, und Dem die Anbetung bringen, der alles in allem ist. Amen!

Vierzehnte Predigt.

Die glückliche Eintracht zwischen Regenten und Unterthanen.

Am drey und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Ueber

Matth. 22, 15 — 22.

Es segne uns Gott! Und alle Welt fürchte Ihn!
Amen!

So groß und mannichfaltig die Dienste sind, welche wir Menschen der Religion verdanken; so weiß ich doch nicht, ob es einen größern und wichtigern giebt, als, daß sie uns Menschen näher mit einander verbindet, daß sie uns wechselseitiges Wohlwollen einflößet, und die Uebel und Plagen vermindert, welche die Menschen sich selbst bereiten.

Sobald der Mensch dahin gekommen ist, daß er die Welt und das menschliche Geschlecht im Lichte der Religion betrachtet, daß er die Menschen, wie weit sie auf der Erde zerstreut seyn mögen, als Kinder eines Vaters und als Glieder einer Familie betrachtet: so bemächtigt sich seiner eine Empfindung, nach welcher er alle Menschen als mit sich verwandt ansieht, und nach welcher er allen Mitgliedern seines Geschlechts wohl will. — Dieses

Wohlwollen ist die Frucht einer aufgeklärten Religion; und es äußert sich in den vortheilhaftesten Wirkungen.

Vermöge dieses Wohlwollens, welches sich auf alle Menschen erstreckt, sind wir nicht mehr gleichgültig gegen den Zustand auch der Entferntesten unserer Brüder; schon in der Beschreibung nehmen wir Theil an ihrer Erleuchtung oder Verblendung, an ihren Tugenden oder Lastern; wir sind, vermöge dieses Wohlwollens, nicht nur unfähig, ihnen Unglück und Verderben zu wünschen, sondern wir fühlen uns selbst geneigt, stünde es in unserer Gewalt, ihren Zustand zu verbessern.

So wie sich dieses Wohlwollen schon in der Gesinnung gegen alle Menschen zeigt, und uns vor jeder vorsätzlichen, mit Schadenfreude verknüpften, Ungerechtigkeit, auch gegen den Fremdesten, verwahrt: so äußert es seine wohlthätigen Wirkungen doch noch mehr unter den Menschen, welche die Vorsehung in eine nähere Verbindung gesetzt, und welche sie, sich wechselseitig zu beglücken, für einander bestimmt hat. — Hier zeigt es sich, zum Beyspiel, in den so süßen häuslichen Verhältnissen, wenn es die Verbindung der Eltern und Kinder, der Gatten und Geschwister, der Dienenden und der Gebietenden, heiligt. Hier zeigt es sich in den Ergießungen der Freundschaft, in der Mitfreude mit den Fröhlichen, in den Thränen, die das Mitleid weint.

Aber so groß die Wirkung des religiösen Wohlwollens in jedem Verhältnisse ist: so weiß ich doch nicht, ob dieser Geist des Wohlwollens irgendwo erwünscher und von größerem Nutzen ist, als wenn er bey denen angetroffen wird, welche die Vorsehung in das Verhältniß der Regenten und der Unterthanen gesetzt hat. — Wie viel dieser Geist des Wohlwollens in diesem Verhältnisse werth sey — das fühlt jedes theilnehmende Herz — das wird nicht deutlicher erkannt, als wenn wir uns von jener wohlwollenden Stimmung das schreckliche Gegentheil denken. Und gewiß, wenn die Vorsehung für irgend ein Geschenk unsern Dank verdient, so ist es für diese Eintracht zwischen Regenten und Unterthanen.

Auf diese Betrachtung leitet uns unser heutiges Evangelium; und wir wollen die Gelegenheit, uns in dieser Ueberzeugung zu befestigen, nicht vorbey lassen!

Text.

Matth. 22, 15 — 22.

„Da giengen die Pharisäer hin und hielten einen Rath, wie sie Jesum fingen in seiner Rede. Und sandten zu ihm ihre Jünger, sammt Herodis Dienern, und sprachen: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist, und lehrest den Weg Gottes recht, und du fragest nach Niemand; denn du achtest nicht das Ansehen der Menschen.

Darum sage uns, was dünket dich? Ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht? Da nun Jesus merkte ihre Schalkheit, sprach er: Ihr Heuchler, was versuchet ihr mich? Weiset mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Groschen dar. Und er sprach zu ihnen: Weß ist das Bild und die Ueberschrift? Sie sprachen zu ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Da sie das höreten, verwunderten sie sich; und ließen ihn und giengen davon."

Diese Erzählung und die Frage: ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe? erinnert uns an jene unglückliche Zwietracht, welche in der damaligen Zeit zwischen den Einwohnern des jüdischen Landes und seinem Regenten, dem römischen Kaiser, herrschte, und welche insonderheit durch unrichtige Religionsbegriffe vergrößert und unterhalten wurde — eine Zwietracht, welche endlich unter namenlosem Elende, das ein bürgerlicher Krieg über die Verblendeten häufte, dem jüdischen Reiche selbst ein Ende machte. — Aber eben diese Erzählung erinnert uns auch an den so viel glücklichern Zustand der Länder, in welchen zwischen Regenten und Unterthanen Eintracht und Wohlwollen herrscht, und in welchen diese erwünschte Stimmung durch Religion geheiligt und unterhalten wird. Da wir, bey einigem Wohlwollen, wünschen müssen, daß dieses der glückliche Fall aller Länder und Reiche seyn möge; und da er insbesondere — der Vorse-

hung sey Dank! — der unsrige ist: so will ich daher Gelegenheit nehmen,

von der glücklichen Eintracht zwischen Regenten und Unterthanen

zu reden.

Ich werde zuerst die Bedingungen angeben, unter welchen diese Eintracht Statt finden kann, und dann bemerken, wie sie sich zu äussern pflegt. — Beydes wird uns Stoff zu der fruchtbarsten Anwendung für uns darbieten.

Ich würde etwas sehr Ueberflüßiges thun, wenn ich von dem Werthe einer solchen Eintracht zwischen Regenten und Unterthanen reden wollte, die ich mit dem Beynahmen der glücklichen bezeichnete. Er wird nicht deutlicher erkannt, dieser Werth, als durch die Vorstellung des Gegentheils und durch die Geschichte, an die zu erinnern in der gegenwärtigen Zeit am wenigsten nöthig ist. Der allgemeine Wunsch ist vielmehr, daß diese Eintracht überall getroffen werde; und die allgemeine Frage ist nur, wie sie erhalten wird, worauf sie sich gründet, wo sie Statt finden kann, und Statt zu finden pflegt?

Wenn zwischen Regenten und Unterthanen jene glückliche Eintracht und Zufriedenheit herrschen soll, so wird zuerst voraus gesetzt: daß die Unterthanen über die Nothwendigkeit und Unentbehr-

lichkeit der Regierung unterrichtet seyen, daß sie sich zu diesem Grade der Einsicht durch Nachdenken, durch Unterricht und Erziehung erhoben haben; und daß die Regierung selbst eine gerechte und menschliche sey. — Beyde Bedingungen sind gleich nothwendig.

Wo man noch nicht weiß, daß die regierende Obrigkeit für jede Gesellschaft, zur Erhaltung der Ordnung und zur Beförderung des Wohlstandes, unentbehrlich ist; daß ohne sie keine Sicherheit der Personen und des Eigenthums, keine Unterstützung bey Gefahren und Unglücksfällen, keine gemeinschaftliche Erziehung und vielleicht keine Ausbildung der Künste und Wissenschaften, Statt finden würde; wo man sich noch nicht zu der Einsicht erhoben hat, daß der Regent der unentbehrlichste Mann im Staate und der größeste Wohlthäter der Gesellschaft selbst ist; wo der Gehorsam gegen die Gesetze und die Achtung gegen die Person des Regenten nicht durch diese Ueberlegung von selbst hervorgebracht wird, sondern durch Gewalt und Strafen erzwungen werden soll — da, Meine Freunde, kann die Eintracht und Zufriedenheit schwerlich sehr groß und dauerhaft seyn, weil die Unterthanen noch nicht erleuchtet genug sind, weil sie noch nicht die Einsicht besitzen, daß der Regent ihr größester Wohlthäter, daß, ihm zu gehorchen, ihr eigener Vortheil ist. — Die erste Bedingung also, welche, wenn zwischen Regenten und Unterthanen eine dauerhafte Zufrie-

denheit Statt finden soll, vorausgesetzt werden muß, ist: daß die Unterthanen unterrichtet und aufgeklärt genug sind, um den Werth einer gerechten Regierung mit den Gefahren eines gesetzlosen Zustandes zu vergleichen.

Aber eine zweyte nicht minder nothwendige ist: daß die Regierung selbst eine gerechte und menschliche sey, daß sie jedem Stande und jedem Einzelnen sein Recht wiederfahren lasse, und daß sie sich nicht durch gesetzwidrige Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten auszeichne. Denn meistentheils sind, der Natur der Sache und der Geschichte zufolge, Bedrückungen dieser Art die erste Veranlassung zur Stöhrung jener glücklichen Eintracht, und zu Auftritten, die für beyde Theile so verderblich zu seyn pflegen. Und gewiß, daß auch in Judäa, als in einem eroberten Lande, durch die Willkühr und Gewaltthätigkeit der oft wechselnden Statthalter, die Regierung selbst nicht wenig verhaßt war, und das Feuer der Zwietracht zu dem Kriege angefacht wurde, der mit tausendfachem Elende und mit der Zerstörung eines ganzen Reichs endigte. — Dieser Fall kann da nie eintreten, wo die Regierung durch den Geist der Gerechtigkeit und Menschlichkeit geleitet wird, und wo, durch die wohlthätigen Wirkungen davon, die Begriffe von dem hohen Werthe der Regierung in den Gemüthern der Unterthanen täglich befestiget werden. Man kann daher zuversichtlich annehmen, daß die zweyte noth-

wendige Bedingung zur Erhaltung und Befestigung jener glücklichen Eintracht, die Gerechtigkeit der Regierung sey.

Obgleich die Gerechtigkeit die größte Wohlthat ist, welche ein Regent seinem Volke erweisen kann, und welche es von ihm zu erwarten berechtiget ist; und obgleich diejenige Regierung der tiefsten und ununterbrochenen Verehrung gewiß seyn darf, welche den Weg strenger Gerechtigkeit gehet: so wird doch jene Verehrung noch mehr befestiget und erhöhet, und, ich möchte sagen, jene Achtung wird in Liebe und die Zufriedenheit in Freude verwandelt, wenn zu jener Gerechtigkeit noch Erweise des Wohlwollens, der Theilnahme und der großmüthigen Sorge für das gemeine Beste kommen.

Man achtet den Mann, der gerecht ist; aber man liebt denjenigen, der uns wohl will, der uns Beweise seiner Theilnahme und freundschaftlichen Gesinnung giebt. So verehrt man den Fürsten, der eine strenge, gleiche Gerechtigkeit übt; aber man vergöttert ihn, wenn Er, wie Gott, mit jener Gerechtigkeit Aeußerungen des Wohlwollens und der Liebe verbindet. Und daher wird die Achtung und das Wohlwollen gegen eine Regierung da groß und allgemein seyn, wo die Inhaber der Macht nicht blos gerecht, sondern auch gütig sind, wo sie, besorgt für das allgemeine Beste und für das Beste der Einzelnen, Beweise des Wohlwollens und der Menschenfreundschaft geben. So groß und unschätzbar das

Verdienst der Obrigkeit ist, welche Niemanden weder selbst Unrecht thut, noch von Andern thun lässet; von der der Unterdrückte gehört, der Gewaltthätige gestraft, und Jedem zu dem Rechte geholfen wird, das ihm gebührt: so würde es doch, wenn von den Regierenden weiter nichts zum Vortheil der Länder und Völker geschähe, oft sehr traurig in unsern Staaten aussehen. Da giebt es, außer der Gerechtigkeit, noch so manche große Gegenstände, die hauptsächlich nur unter der Aufsicht der Regierung gedeihen, und deren Beförderung jeder Regierung die innigste Achtung und Verehrung jedes verständigen Unterthanen sichern muß. Dahin gehört die Sorge für den Unterricht, die Erleichterung der Gewerbe, die Beförderung so mancher Bequemlichkeit, die Entfernung oder Minderung so mancher Unglücksfälle, die Unterstützung der Armen und Dürftigen, und wie die Erweise des Wohlwollens einer menschlichen Obrigkeit weiter heißen. Je mehr daher eine Regierung, außer jener Gerechtigkeit, auch noch darauf bedacht ist, daß das geistige und leibliche Wohl der Unterthanen befördert werde; daß Künste und Wissenschaften blühen; je mehr sie diese belohnt und ermuntert; je mehr sie die Gewerbe der Nothwendigkeit und der Bequemlichkeit erleichtert, und jede Anstalt unterstützt, die auf die Vermehrung des gemeinsamen Wohlstandes Beziehung hat; je mehr dafür Sorge getragen wird, daß die Armuth ernährt, die Jugend erzogen, die Wittwe

versorgt werde; je mehr bey einzelnen außerordentlichen Unglücksfällen, die entweder den größten Theil des Landes oder einzelne Personen treffen, die menschlichste Gesinnung gezeigt, und die mögliche Hülfe gern und mit Theilnahme geleistet wird: um desto größer ist gewiß auch die Verehrung einer solchen Regierung, um desto mehr geht die, sonst kältere, Hochachtung gegen Höhere, in warme theilnehmende Liebe gegen den Regenten selbst über, um desto weniger steht zu fürchten, daß die Eintracht unterbrochen und die öffentliche Ruhe gestört werde.

Vorzüglich aber wird jene erwünschte Eintracht von Dauer seyn, wenn das wechselseitige Verhältniß der Regenten und der Unterthanen durch Religion geheiligt wird.

Es ist überhaupt ein großer Gedanke, wenn man sich zu der Vorstellung erhebt: daß das ganze ungemessene Weltall durch einen Geist, durch einen Verstand und durch ein Wesen regiert wird, welches das vollkommenste ist, welches sich nur das Wohlseyn der Geschöpfe zum Ziele seiner Wirksamkeit setzt, und welches auch dem menschlichen Geschlechte, dessen Schöpfer es ist, die ewigen Gesetze des Rechts und der Ordnung vorgeschrieben hat. Dadurch, durch diesen Gedanken werden erst die einzelnen, sonst nicht zu übersehenden, Theile der Welt zu einem Ganzen vereinigt; dadurch, durch diesen Gedanken, wird die Besorgniß jeder Zerrüttung gehoben; und dadurch erhalten auch die Ein-

richtungen in der menschlichen Gesellschaft, welche auf unsere Natur gegründet, und von unserer Glückseligkeit unzertrennlich sind, die Heiligung der Religion, dadurch werden sie zu Anordnungen jenes höchsten Geistes selbst.

Aber welche Einrichtungen sind mehr auf unsere Natur und ihre Bedürfnisse gegründet; welche sind der menschlichen Gesellschaft unentbehrlicher, als die Regierungen? und wenn erscheinen Regenten und Unterthanen, Gebietende und Gehorchende, sich werther, als wenn sie ihr Verhältniß im Lichte der Religion denken! — Dann erscheinen die Regenten als Stellvertreter Gottes, die, in dem ihnen anvertraueten Reiche, die ewigen Gesetze des Rechts und der Tugend geltend erhalten; die dem menschlichen Geschlecht zu seiner Ausbildung und zum Genusse der ihm möglichen Glückseligkeit beförderlich seyn; die sich der Elenden, der Unterdrückten, der Verlassenen erbarmen; die Väter und Wohlthäter der Menschen zu werden trachten sollen, welche ihnen die Vorsehung als ihre Kinder angewiesen hat. Dann ehren in den Fürsten die Unterthanen ihre Väter, und die Fürsten lieben die Bewohner ihrer Länder als ihre Kinder; und so lange dieses Verhältniß zwischen beyden in diesem Lichte, in dem Lichte der Religion, betrachtet wird, so lange ist es nicht möglich, daß jene Eintracht unterbrochen werde, daß die wechselseitige Achtung und Liebe sich verliere.

Und diese glückliche Eintracht, diese wechselseitige Zufriedenheit und die tiefe Verehrung des Regenten zeigt sich dann auch in den angenehmsten Wirkungen auf eine sehr mannichfaltige Art. Ich will deren nur einige berühren.

Zuerst, wie könnte, bey einer solchen Stimmung der Gemüther, die öffentliche Ruhe und Ordnung je unterbrochen werden?

Wenn die Unterthanen die richtigen Begriffe von der Unentbehrlichkeit und Wohlthätigkeit einer geordneten Regierung haben; und wenn sie die Regierungen als eine Einrichtung ansehen, die von dem höchsten Verstande, die von Gott selbst, herrührt: wie könnten sie sich da zu einer Empörung und Gewaltthätigkeit gegen die Obrigkeit selbst geneigt fühlen? Wer gehorcht nicht gern Gesetzen, welche auf Gerechtigkeit und Wohlwollen ruhen, und welche mit Gewissenhaftigkeit gehandhabt werden? Und wenn auch bisweilen ein einzelner Mißvergnügter, aus Unverstand oder Leidenschaft, sich erheben sollte; wie bald wird sein Versuch durch die Stimme aller Einsichtsvollern und Bedachtsamern unterdrückt werden? — Und wie könnten auch Unterthanen, die ihren Fürsten lieben und hochachten, weil sie von der Gerechtigkeit und Güte seiner Denkart überzeugt sind, ihm durch Unterbrechung der Ordnung einen Schmerz verursachen wollen, der ihm um so empfind-

licher seyn müßte, je mehr er das Wohl seiner Unterthanen liebt, und je mehr er sich auch durch sein Wohlwollen und durch seine Güte ein Recht, nicht blos auf ihren Gehorsam, sondern auch auf ihre Liebe und Dankbarkeit, erworben hat?

Aber nicht blos der willige Gehorsam und die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung wird die glückliche Wirkung jener Eintracht und Zufriedenheit seyn; sondern die Verehrung der Unterthanen wird sich auch ferner in der bereitwilligsten Gegenliebe, in dem herzlichsten Vertrauen, und besonders in der Theilnahme an der Person des Regenten bey allem demjenigen äußern, was Ihm Freudiges oder Trauriges begegnet. — Ein gerechter, gütiger, herablassender Fürst ist seinem frohen Lande, was einer glücklichen Familie ihr gütiger, geliebter Vater ist. Wie das Haus, wie die Kinder, wie die Dienenden zittern, wenn der gütige, freundliche Vater und Herr in Gefahr kommt: so ist die Zeit der Krankheit eines solchen Fürsten die Zeit der allgemeinen Trauer; der Tag seiner Genesung ein allgemeines Fest der Freude. Und wenn Ihm, wenn seiner Familie die gütige Vorsehung etwas Freudiges begegnen lässet: so erschallt die Stimme der Freude überall; so beeifert sich jeder Stand und jeder Einzelne, die froheste Theilnahme an den Tag zu legen. Und diese bezeigte Theilnahme der Unterthanen, und die gütige, dank-

bare Art, mit welcher die Erweise derselben von dem Regenten angenommen werden, befestigen dann das wechselseitige Vertrauen und die öffentliche Zufriedenheit noch mehr.

Diese Theilnahme an dem Wohl des Regenten äußert sich dann auch bey Unterthanen, die Religion haben, in ihren öffentlichen gemeinsamen Andachten durch Gebet und Wünsche zu Gott, von dem uns, und auch den Regenten der Erde, alles Gute kommt. Daher insonderheit unter uns Christen die von den Aposteln selbst eingeführte Gewohnheit, daß bey unsern öffentlichen Versammlungen auch unserer Regenten gedacht, daß für ihre beglückte Regierung und für das Wohl ihrer Personen gebetet wird; und je größer die öffentliche Zufriedenheit, je inniger die Achtung und Liebe für die Person des Regenten selbst ist, um desto bereitwilliger und herzlicher wird auch jeder in diese öffentlichen Gebete einstimmen.

Dieses mag zureichend seyn, um uns an die mögliche Zufriedenheit zwischen Regenten und Unterthanen, und an die Art, wie sie sich zu äußern pflegt, erinnert zu haben. Aber ich würde glauben, diese Betrachtung nicht vollendet zu haben, wenn ich mir nicht noch eine kurze Anwendung auf uns erlaubte, zu der mich die gegenwärtige Zeit, die Stimmung unserer Gemüther, und vielleicht die

allgemeine Erwartung an dem heutigen Tage, aufzufordern scheint.

Wir, Meine Freunde, dürfen nicht fragen: ob unter uns die Bedingungen angetroffen werden, unter welchen jene erwünschte Eintracht zwischen Regenten und Unterthanen Statt finden kann; wir haben nur Ursache uns zu freuen, daß sie da ist, und daß wir davon noch so neue und so unverdächtige Beweise haben.

Aber diese Zufriedenheit und diese Freude über unsere Regierung ist auch nicht die Wirkung einer plötzlich entstandenen und vielleicht bald verschwundenen Empfindung; sondern sie ruhet auf den festesten Gründen, und sie rechtfertigt sich an dem kältesten Verstande um so mehr, je mehr wir über die ächten Gründe einer solchen Zufriedenheit nachdenken, und damit die Vorzüge unserer Verfassung und die Denkart und Handlungsweise unseres Regenten vergleichen.

Schenket mir dazu nur noch einige Augenblicke, und unterstützet mich durch euer treueres Gedächtniß.

Wenn die Zufriedenheit der Unterthanen da groß und allgemein seyn kann, wo die Regierung gerecht und jeder Gewaltthätigkeit feind ist: in

welchem Lande könnte, sollte diese Zufriedenheit grö-ßer seyn, als in dem Lande, dessen gepriesene, beneidete Einwohner wir sind? Denn hier kann man kühnlich fragen: wer ist der Unterdrückte, dessen Klage nicht gehört, dessen Sache nicht untersucht, dem das Recht nicht zu Theil wird, das ihm gebührt? Wer ist, der unserm Regenten den Geist der Gerechtigkeit abzusprechen wagt?

Aber so viel es ist, so habe ich doch noch wenig gesagt, wenn ich unserer Regierung blos den Geist der Gerechtigkeit zuerkannt habe; wie reich an Erweisen von Güte, von Wohlwollen, von väterlicher Sorgfalt sind die Länder, die unter der Aufsicht unseres gütigen, menschlichen Regenten stehen?

Ich darf nur einige derselben berühren, um uns an mehrere zu erinnern.

Die öffentlichen Abgaben — die so oft der Gegenstand der Klage der Unterthanen in andern Ländern, und vielleicht nicht ohne Grund, sind — wie wenig werden sie, bey dem so sichtbaren Wohlstande des bey weitem größern Theils unserer Mitbürger gefühlt! wie großmüthig sind sie — da friedlichere und glücklichere Zeiten als diejenigen waren, in denen sie erhöhet werden mußten, eintraten — wie großmüthig sind sie, aus eigener Bewegung,

vermindert worden! Und wenn jetzt das Unglück der Zeiten, und die Zwietracht auswärtiger Völker und Regenten, eine neue Erhöhung forderte — wie langsam schritt man zu dieser Vermehrung? welchen wichtigen Beytrag leistet unser wahrhaft großmüthiger Regent selbst? und wie gewissenhaft werden sie zu dem bestimmten Zwecke verwendet?

Betrachtet ferner den Flor der Künste und Wissenschaften, die Freyheit des Geistes, der wir genießen, und die Anstalten für die Erziehung der Jugend! — Ja, die Erziehung der Jugend — diese große Angelegenheit der Eltern — wo blüht sie mehr, als unter uns, als in dem Lande, dessen Fürst von dem Unterrichte und der frühen Gewöhnung die Brauchbarkeit und Tugend der Menschen ableitet; der die Sorge dafür als eine allgemeine Sorge des Landes ansieht; der Jeden schätzt, aufnimmt, ermuntert, belohnt, der dieses Geschäft mit Erfolg treibt, oder zu dessen Verbesserung beyträgt? Blicket um Euch her, Meine Freunde, und fraget, von welchem Striche unseres deutschen Vaterlandes wir in dieser Rücksicht übertroffen werden? Und Künste und Wissenschaften, die den Geist erleuchten, die das Herz veredeln, die Anmuth über das Leben verbreiten, wer schützt und ermuntert sie mehr, als unser erleuchteter Regent selbst? Und blühen sie unter uns nicht so, daß der Ruhm unse-

rer Stadt und unseres Landes auch in der Ferne nicht gering ist?

Und was ist das alles, möchte ich fragen, gegen die Denkmahle der Menschlichkeit, des Wohlwollens und der wahren Regententugend, die unser Fürst seinem Herzen gestiftet hat, wenn wir auf die Einrichtungen sehen, die Er zur Minderung des menschlichen Elendes, zur Unterstützung der Wittwen derer, welche dem Staate dienen, und zur Vertilgung des schädlichen Müßiggangs getroffen hat; wenn wir uns insbesondere erinnern, wie unter seiner Regierung der Grund zu Versorgungsanstalten für Arme gelegt worden, die das Muster für andere Länder noch bey der Nachwelt seyn werden?

Und zu welcher Verbesserung ist Er nicht geneigt, wenn die Gründe dafür klar und die Mittel in seiner Gewalt sind?

So groß, so mannichfaltig sind die Beweise der Vortrefflichkeit unserer Regierung, die noch leicht vermehrt werden könnten. Es sollte mir leid thun, wenn die Zeichen unserer Zufriedenheit und unseres Danks zweydeutig wären. Aber, zu unserer Ehre darf ich es sagen, das sind sie auch nicht.

Noch herrscht unter uns Ruhe und Ordnung;

noch gehorchen wir gern den Gesetzen, die auf Gerechtigkeit ruhen; und preisen wir uns glücklich, Einwohner eines Staates zu seyn, der, wenn von Wohlstand, Sittlichkeit und Aufklärung die Rede ist, unter den ersten in unserm deutschen Vaterlande genannt wird. Und ich darf daher gewiß in der Seele aller Verständigen und Nachdenkenden unter uns versichern, daß wir keine Veränderung wünschen, daß wir, auch unter den lockendsten Versuchungen, unsere Verfassung mit einer fremden zu vertauschen nicht geneigt sind, die vielleicht nur den Vorzug vor der Unsrigen haben dürfte, daß sie um so weniger leistet, je mehr sie verspricht.

Und so groß unsere Zufriedenheit im Allgemeinen ist, eben so herzlich ist unsere Theilnahme an demjenigen, was unserm geliebten und verehrten Regenten Freudiges oder Trauriges begegnet. — Auch dafür weiß ich ältere und neuere Beweise.

Noch war ich nicht euer Mitbürger, Meine Freunde, als vor einer Reihe von Jahren diese Stadt und dieses Land für das Leben unseres Regenten zitterte — aber oft schon hat mich die wiederholte Beschreibung der Theilnahme und Bekümmerniß während der Gefahr, aber auch des Ausbruchs der allgemeinen Freude, als die Gefahr verschwunden war, gerührt; die Beschreibung, wie die Tage der Krankheit, Tage der allgemeinen Trauer, und die Tage

der Genesung, Tage der frohesten und lautesten Freude waren. — Und daß sich diese Zufriedenheit und diese Theilnahme nicht vermindert habe, davon haben wir in diesen Tagen, bey der *) neuesten frohen Begebenheit unseres regierenden Hauses, die unzweydeutigsten Beweise in dem allgemeinen, herzlichen Eifer gesehen, mit welchem Jeder zur Verherrlichung dieser Tage beyzutragen strebte. Diese so bereitwillige, so wetteifernde Theilnahme, und die gütige Art, mit welcher sie erwiedert wurde — ich weiß nicht, ob sie den Regierenden oder den Regierten mehr zur Ehre gereicht; aber gewiß ist sie für den unpartheyischen Zuschauer ein Zeichen einer gerechten, menschlichen und wohlwollenden Regierung; so wie der erkenntlichsten, dankbaren Freude der Unterthanen.

Und wie gern werden wir nun auch, als Religiöse und als Christen, diese unsere Empfindung in Dank und Wünschen zu Gott ausdrücken, und wie könnten wir auch heute unsere Andacht würdiger als mit Gebet und Dank zu Gott schließen?

---

*) Bey der Vermählung des Erbprinzen mit der Prinzessin von Meklenburg-Schwerin, und deren Ankunft in Gotha.

Preiß und Anbetung sey dir, o Gott, der du die menschliche Welt durch weise und wohlwollende Regenten beglückest, daß auch wir unter der Zahl dieser Glücklichen sind. Bewahre du selbst, Allgütiger, das Leben, das theure Leben unseres Regenten, an das du so viele Segnungen für uns und unsere Kinder geknüpft hast. Wenn Er der gerechte Beschützer der Unterdrückten, der menschliche Wohlthäter und Versorger der Armen, der Wittwen und Waisen, der gütige Freund derer, die seine Hülfe suchen; wenn Er der wahre, zärtliche Vater unseres Landes ist: o! so segne Ihn dafür mit deinem besten Segen, und laß auch insbesondere die jetzt erhöheten Freuden seines Hauses ungetrübt und dauerhaft seyn! Erhalte die Herzogin, seine Gemahlin, die so gerne im Stillen mit bereitwilligem Herzen wohlthut; und erfreue auch Sie in den Kindern ihres Hauses und ihrer Verwandten. Beschütze unsern theuersten Erbprinzen, und erfreue Ihn durch das Wohlseyn derjenigen, die jetzt das schönste Glück seines Lebens ausmacht, und für deren Geburt der heutige Tag ein frohes Dankfest ist. Sie verlies Vater, Mutter, Geschwister! Du wirst Ihr dieses Opfer vergelten durch die treue Zärtlichkeit eines verehrten Gemahls; Sie wird auch hier Vater, Mutter, Verwandte, und ein dankbares, sie verehrendes und liebendes Volk finden. Segne den Prinzen, den

Bruder unsers geliebten Erbprinzen und empfange unsern Dank für das Wohlseyn seines verehrten Oheims! — Beschütze das Churfürstliche und Herzogliche Haus zu Sachsen und seine hohen Anverwandten, und laß es demselben bis an das Ende der Tage nicht an Regenten fehlen, die Muster für Andere sind. — Uns aber erhalte im tiefen Gefühl unseres Glücks, und bey der Eintracht, die die Ruhe der Staaten sichert, damit wir immer mit gleich frohem Dank und im kindlichen Vertrauen auf deine Vatergüte vor dir erscheinen können! Amen!

Funfzehnte Predigt.

Die Festigkeit bey unsern Unternehmungen.

Am vier und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Ueber

Matth. 9, 18—26.

In der Schloßkirche.

Mit frohem Herzen beten wir dich, Allgütiger, an, und danken dir, daß wir uns auch heute an diesem Orte unserer gemeinschaftlichen Andacht versammeln können. Erleuchte du unsern Verstand durch das Licht der Wahrheit, heilige unser Herz durch deinen Geist, und gieb, daß wir diese Stäte nicht verlassen, ohne in guten dir gefallenden Gesinnungen befestigt zu seyn. Amen!

Text,

Matth. 9, 18 — 26

„Da Jesus solches mit ihnen redete, siehe, da kam der Obersten einer, und fiel vor ihm nieder, und sprach: Herr, meine Tochter ist jetzt gestorben; aber komm und lege deine Hand auf sie, so wird sie lebendig. Und Jesus stand auf und folgete ihm nach, und seine Jünger. Und siehe, ein Weib, das zwölf Jahr den Blutgang gehabt, trat von hinten zu ihm, und rührete seines

Kleides Saum an. Denn sie sprach bey ihr selbst: Möchte ich nur sein Kleid anrühren, so würde ich gesund. Da wandte sich Jesus um, und sahe sie, und sprach: Sey getrost, meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen. Und das Weib ward gesund zu derselbigen Stunde. Und als er in des Obersten Haus kam, und sahe die Pfeifer und das Getümmel des Volks, sprach er zu ihnen: Weichet, denn das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft. Und sie verlachten ihn. Als aber das Volk ausgetrieben war, gieng er hinein, und ergriff sie bey der Hand; da stand das Mägdlein auf. Und dies Gerücht erschallte in dasselbige ganze Land."

Die Hauptperson, welche in dieser Erzählung handelt, und auf welche, bey der Begebenheit selbst, die Augen der Zuschauer am meisten gerichtet waren, und auf welche auch, bey dem Lesen dieser Geschichte, unsere Aufmerksamkeit bis an den Schluß gerichtet bleibt, ist unser Herr und Heiland Jesus Christus; und das Merkwürdigste in dieser Erzählung ist, was Er thut, und die Art, wie Er es thut.

Der Vorsteher einer Synagoge bittet ihn, in Gegenwart Vieler, seine eben gestorbene Tochter in das Leben zurück zu rufen. Jesus lehnt diese Bitte nicht ab; er verspricht ihre Gewährung; er folgt dem bekümmerten Vater in sein Haus. Das Mägdlein, sagt er, zum Erstaunen der Anwesenden, schläft, es ist nicht todt. Die Anwesenden spot-

ten sein und verlachen ihn. Aber er, ohne sich irren zu lassen und ohne unwillig zu werden, weiset das Volk zurück, geht in das Zimmer der Kranken, erweckt und stellt sie wieder her. So leistete Er, was er versprochen hatte; beschämt die Mißtrauischen und die Spötter; und sein Ruf ward desto größer und verbreiteter.

Dies ist das Bild eines festen, entschlossenen Mannes, der der Sache, welche er unternommen hat, gewiß ist, der, unabhängig von dem Mißtrauen und von dem Spotte Anderer, seinen Weg ruhig verfolgt, und zur Verwunderung der Zuschauer das wirklich ausführt, was er überlegt, sich vorgesetzt und zu leisten versprochen hatte. Auch in dieser Gemüthsstimmung und Handlungsweise verdient unser Heyland unser Muster zu seyn, und ich will daher Veranlassung nehmen, uns

die Festigkeit in unsern Unternehmungen

zu empfehlen.

Ich will dabey bemerken, wann diese Gesinnung statt finden kann und darf; wie sie sich äußert; und durch welche Mittel sie erlangt wird.

Unter den Eigenschaften, welche wir an andern zu loben, und wenn es Personen sind, welche auf einem großen Schauplatze und bey wichtigen Unternehmungen handeln, zu bewundern pfle-

gen, ist die Zuverlässigkeit, mit welcher gehandelt wird, und die Beharrlichkeit, mit welcher angefangene Unternehmungen ausgeführt werden, eine der erwünschtesten und gepriesensten. Schon in dem gewöhnlichen Leben ist es eine angenehme Sache, mit einem zuverlässigen Manne zu thun zu haben, mit einem Manne, der nicht unternimmt, was er nicht auszuführen gedenkt; und in wichtigern Angelegenheiten zieht die Festigkeit und Beharrlichkeit, mit der gefaßte Entschließungen verfolgt und angefangene Unternehmungen vollendet werden, die Aufmerksamkeit und Bewunderung um so mehr auf sich, je größer die bekämpften Schwierigkeiten waren, und je lauter das Mißtrauen in die Kräfte des Unternehmers sich äußerte. — Auf der andern Seite ist uns in dem gewöhnlichen Leben nichts widriger, als wenn ein gegebenes Wort nicht geachtet, eine gemachte Hoffnung nicht erfüllt, ein erregtes Vertrauen getäuscht wird. Und nicht leicht pflegt uns im Großen etwas mit mehr Bedauern und mit größerem Unwillen zu erfüllen, als wenn wir eine angefangene wichtige Unternehmung verlassen sehen; als die Unstetigkeit, mit der man Entschließungen eben so leicht vergißt, als man sie faßte. — Ja, wir selbst pflegen uns oft, bey unsern größern und kleinern Unternehmungen, mehr Festigkeit und Beharrlichkeit, und weniger Abhängigkeit von dem Urtheile, dem Zweifel oder Spotte Anderer zu wünschen.

Es ist daher die Frage wohl einer Ueberlegung werth: wenn und unter welchen Bedingungen eine solche Festigkeit Statt finden kann? und worauf sie sich gründet?

Das erste, was einer Entschließung, die wir mit Festigkeit auszuführen wünschen, zum Grunde liegen muß, ist: daß wir von der Rechtmäßigkeit und Nützlichkeit derselben überzeugt seyen, und daß uns unser Gewissen darüber keinen Zweifel mache. — Ohne diese Ueberzeugung ist die Beharrlichkeit nicht nur nicht wünschenswerth; sondern sie ist auch, wenn wir auf unser Bewußtseyn und auf die Erfahrung achten, fast nur in diesem Falle möglich. Denn wer wünschte mit Beharrlichkeit und ohne Reue auszuführen, über dessen Rechtmäßigkeit er zweifelhaft ist, und was vielleicht sein Gewissen mißbilligt? Aber es ist auch kaum möglich, daß wir hier mit Festigkeit handeln. Denn nichts macht uns wankender in unsern Entschließungen, als der Zweifel, ob wir auch recht handeln? oder, wo das Unrecht entschieden ist, das böse Gewissen. Der Bösewicht, der eine Frevelthat, vor der die Menschheit erschrickt, zu vollführen gedenkt, wankt, besonders wenn die Handlung Langsamkeit und Zeit erfordert, oft in seinem Entschlusse, weil ihm die Zuversicht eines guten Gewissens fehlt, und weil ihn die Furcht begleitet, die die natürliche Wirkung des bösen Gewissens ist. Und es gehört daher eine wiederholte

unnatürliche Verhärtung dazu, und es wird als eine seltene, Erstaunen erregende, Ausnahme betrachtet, wenn ein sehr böser Entschluß langsam, ohne Reue und mit Beharrlichkeit ausgeführt wurde. Denn Furcht und Zweifel sind die Begleiter der Bosheit; so wie Zuversicht und Muth die Gefährten des guten Gewissens sind. — — Aber auf der andern Seite hebt und begeistert uns nichts so sehr bey unsern Unternehmungen, als die Ueberzeugung von ihrer Rechtmäßigkeit und Nützlichkeit. Wenn wir uns sagen können, wie pflichtmäßig, wie gemeinnützig, wie menschenfreundlich ein gefaßter Vorsatz ist; wie dadurch das Glück eines Einzelnen, einer Familie, einer Stadt, eines Landes, eines Menschenalters und der Nachwelt befördert wird; je mehr wir bey eintretenden Schwierigkeiten, bey zu bekämpfenden Hindernissen und bey Aufopferungen, die wir einer Entschließung bringen müssen, auf so Etwas, besonders auf den gemeinen Nutzen, hinblicken können; je mehr wir selbst in solchen Augenblicken unsere Unternehmung billigen und nützlich finden; je mehr wir uns vielleicht zu sagen im Stande sind, daß es der Wille Gottes und unsere heilige Pflicht ist — — um desto leichter wird unser Muth sich erneuern, um desto mehr wird unsere Entschließung in feste und ausdauernde Beharrlichkeit übergehen. — Man kann daher mit Recht behaupten, daß Ueberzeugung von der G ü t e u n d N ü t z l i c h k e i t unserer Entschließung die erste und allge-

meinste Bedingung sey, unter welcher Beharrlichkeit und Ausdauern, auch gegen das Mißtrauen und den Spott Anderer, möglich und erwünscht ist.

Aber so erwünscht für die Festigkeit in unsern Unternehmungen die Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit und Nützlichkeit der Sache ist: so ist sie doch allein, diese Unerschütterlichkeit uns zu geben, nicht im Stande, wenn dazu nicht, zweytens, die Ueberzeugung von unsern Kräften und der leichten Ausführbarkeit der Sache selbst kommt. Denn wenn die Sache selbst nicht ausführbar seyn sollte, es sey, daß der Grund dieser Unausführbarkeit in dem Maße unserer Kräfte und Geschicklichkeiten liege, oder in äußern Umständen, die unsere Kräfte hemmen und beschränken: so sinkt unser Muth, und wir verlassen, was wir mit vieler Wärme beschlossen hatten. Wie wahr diese Bemerkung sey, das sagt uns unser eigenes Bewußtseyn und die Erfahrung. — Wenn ein Mensch sich zu einer rühmlichen Unternehmung entschließt, weil er von der Schönheit und Nützlichkeit derselben überzeugt ist, aber er findet dabey Schwierigkeiten, die er mit seinen Kräften nicht überwinden kann: so wird er in seinen Entschließungen wanken, und ein angefangenes Werk verlassen müssen, so sehr auch sein Herz und sein Gewissen es billigt; so sehr er auch zu seinem Vortheil, zum Vortheil seines Hauses, zum Vortheil seiner Mitbürger und seines Geschlechts es ausgeführt wünscht. Denn die Güte der Absicht allein giebt die

Beharrlichkeit nicht, wenn sich damit nicht auch ein gehöriges Maß der Kräfte und günstige Umstände vereinigen; und das Herz allein führt keine Unternehmung aus, wenn es der Verstand nicht leitet, und die nöthigen Mittel seine Wünsche unterstützen. — Dagegen kann in keinem Falle unsere Beharrlichkeit größer seyn, als wenn sich mit der Güte der Sache das Gefühl von der Leichtigkeit in der Ausführung paart; wenn diese Ausführung unsere Kräfte nicht übersteigt, sondern noch durch günstige Umstände erleichtert wird. So war es bey unserm Heylande. Er fühlte, wie erwünscht es sey, einem bekümmerten Vater die Tochter wieder zu geben; und weil er wußte, daß dies Unternehmen seine Kräfte nicht übersteige, so handelte er und führte es aus ohne Rücksicht auf die Einwendungen der Menge.

Irre ich also nicht, so wird, nach diesen Bemerkungen, unsere Festigkeit in einem doppelten Falle groß seyn können: einmal, wo wir eine rühmliche, von unserm eigenen Gewissen gebilligte Entschließung gefaßt haben; und zweytens, wenn die Ausführung unsere Kräfte nicht übersteigt, sondern selbst durch leicht zu benutzende Umstände begünstigt und erleichtert wird. Aber im Gegentheile wird da schwerlich eine ausdauernde Beharrlichkeit Statt finden können, wo unser Gewissen gegen die Rechtmäßigkeit der Sache Zweifel erhebt; oder wo wir unsere Kräfte und die uns hindernden Umstände nicht

berechneten. — Ein gutes Gewissen, Ueberlegung des Verstandes, ein menschenfreundliches Herz und berechnete Mittel — das sind die Gründe, auf welchen die Festigkeit, die sich nicht an fremde Urtheile kehrt, sondern ihren Weg bis an das Ende verfolgt, beruht.

Fragen wir nun, zweytens, wie sie sich äußert?

Die Festigkeit in unsern Unternehmungen zeigt sich dadurch, daß wir unsern Weg verfolgen, ohne zu ermüden, und ohne uns durch das Urtheil Anderer, durch ihre Einwendungen, durch ihr Mißtrauen, oder gar durch ihren Spott irre machen zu lassen. — Es ist leicht einzusehen, daß sie sich so äußern könne und so äußern müsse. Denn alle Einwürfe, welche uns gegen eine gefaßte Entschließung gemacht werden können, beziehen sich entweder auf die Unrechtmäßigkeit, Schädlichkeit oder Fruchtlosigkeit der Unternehmung, oder auf unsere zu geringen Kräfte und auf die Unmöglichkeit der Ausführung; entweder wird uns die Sache als unerlaubt oder überflüssig, oder als unmöglich vorgestellt; und diese Einwendungen äußern sich entweder auf eine ernsthafte Art in der Vorhaltung der Schwierigkeiten und durch erregtes Mißtrauen in unsere Kräfte, oder sie äußern sich auf eine leichtsinnige und spottende Art, indem sie uns als Thoren, die mehr versprechen, als sie leisten können, darstellen.

— Gegen alle diese Einwendungen ist der vernünftig feste Mann schon gewaffnet. — Ueber die Rechtmäßigkeit der Sache ist er mit sich einig; ihre Nützlichkeit hat ihn eben für die Ausführung erwärmt und begeistert. Seine Kräfte hat er sorgfältig erwogen, und sich dadurch im voraus vor der Lächerlichkeit, schwere Unternehmungen, deren Ausführung seine Fähigkeit übersteigt, verlassen zu müssen, gesichert; und daher ist er im Stande, seinen Gang ungestört fort zu gehen; und so führt er oft zur Bewunderung der Zuschauer aus, was beynahe eine Unmöglichkeit schien.

Hiermit ist nicht so viel gesagt, als achte der feste Mann nicht auf die Urtheile anderer, als höre er nur sich selbst, und als sey ihm jede gehörte Bedenklichkeit gleichgültig. Nichts weniger, als das. Bey einer solchen Stimmung würde er einen übermäßigen Eigendünkel oder einen tadelswürdigen Eigensinn verrathen, von welchen beyden Fehlern der Mann von wahrer Festigkeit gleichweit entfernt ist. Denn diese Festigkeit schließt die Aufmerksamkeit auf fremde Urtheile keinesweges aus; aber theils zieht sie dieselben schon in Erwägung, ehe sie zu handeln anfängt, theils weicht sie ihnen nicht eher, als bis ihr Gewicht so groß ist, daß ihre eigene Ueberzeugung sich ändern muß. — Wenn der Eigendünkel glaubt, daß niemand die Sache richtiger sehe, als er; wenn er sein Auge für das schärfste, sein Urtheil für das richtigste hält, weil

es das Seinige ist: so glaubt vielmehr der feste und beharrliche Mann, daß er deswegen seine Entschließung nicht ändern könne, weil er die Urtheile Anderer nicht treffend und richtig genug gefunden hat. Wenn daher die Festigkeit des Stolzen sich auf Mangel der Kenntniß und der Prüfung gründet, so beruht die Festigkeit des Vernünftigen auf richtiger Kenntniß und sorgfältiger Prüfung; wenn Jenes Festigkeit mit Verachtung Anderer verknüpft ist, so hat dieser durch sorgfältige Untersuchung den Zweifelnden seine Achtung bewiesen; und er würde der erste seyn, seine gefaßte Entschließung zu verlassen, wenn er an ihrer Rechtmäßigkeit zweifelhaft gemacht, oder von ihrer Unausführbarkeit überzeugt werden könnte. — Die wahre Festigkeit der Seele zeigt sich also nicht darin, daß sie nicht auf Gründe achtet, und daß sie es unter sich hält, ihnen zu weichen; sondern darin, daß sie ihre Entschlüsse nicht eher ändert, als bis sich die Ueberzeugung geändert hat; und diese ändert sich bey ihr um so seltener, weil der Mann von ernster und fester Denkart nicht eher zu handeln anfängt, als bis er von der Schönheit und Ausführbarkeit der Sache überzeugt ist.

Eine solche Festigkeit ist nun Jedermann zu wünschen; und es ist daher auch, drittens, die Frage nicht unwichtig: wie sie erlangt wird? — Und diese Frage läßt sich nun nach dem Vorher-

gehenden sehr leicht beantworten. Die darüber zu gebenden Regeln sind folgende:

Wer bey einem gefaßten Vorsatze bleiben und ihn mit Beharrlichkeit auszuführen wünscht, der überzeuge sich vorher von der Rechtmäßigkeit, Nützlichkeit und Gottgefälligkeit dessen, was er zu thun gedenkt; und er setze den Entschluß und den Anfang des Handelns so lange aus, bis jene Ueberzeugung vollendet ist. Dies wird in einzelnen Fällen unsern Entschließungen die nöthige Festigkeit geben; und wenn man sich gewöhnt, das in allen seinen Handlungen zu thun: um desto mehr wird sich eine gewisse Zuverlässigkeit und Festigkeit über unser ganzes Verhalten verbreiten; um desto seltener wird der Fall eintreten, daß uns eine angefangene Handlung gereue, daß man ein gegebenes Wort zurück nehme, daß man das erregte Vertrauen täusche; um desto ungehinderter wird man den betretenen Weg fortsetzen, und unser gutes Gewissen und unser froher Muth wird unsern Schritten Zuversicht und Sicherheit geben. — So wie diese Vorsicht, die Prüfung, ob unsere Handlungen rechtmäßig, der Welt nützlich und Gott gefällig sind, vorher zu vollenden, ehe man zu der Ausführung schreitet, Jedermann in allen Verhältnissen zu empfehlen ist: so ist sie doch besonders denjenigen zu wünschen, deren Handl ngen auf Mehrere, auf ein Land, auf ein ganzes Geschlecht einen ausgebreiteten und dauernden Einfluß haben. Hier ist nicht nur

zu wünschen, daß keine Unternehmung gewagt werde, deren Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit, deren Nützlichkeit oder Schädlichkeit noch zweifelhaft ist; sondern auch, daß in solchen Fällen, wo ohnehin die allgemeine Aufmerksamkeit erregt zu seyn pflegt, mit desto größerm Beyfalle, mit desto regerem Eifer und überhaupt mit so viel glücklicherm Erfolge gehandelt werde. Und das ist um so möglicher, je überzeugter man nicht nur von der Rechtmäßigkeit, sondern auch von der Nützlichkeit und Wohlthätigkeit einer Unternehmung ist. Wenn dann bey eintretenden Schwierigkeiten, bey zu bekämpfenden Hindernissen, bey dem Tadel und Spotte der Kleinmüthigen, der Neider und der Schadenfrohen, oft der Blick auf das Wohlthätige und Ersprießliche einer Unternehmung gerichtet wird: so begeistert er dann ein menschenfreundliches Herz, und treibt es an, seinen Weg bis an das Ziel zu vollenden, ohne auf die Urtheile der Mißtrauischen, der Neidischen oder der Spötter zu achten; und so wird etwas Wohlthätiges und unserm Geschlechte Heilsames zu Stande gebracht, was bey minderer Festigkeit eine Unmöglichkeit war.

Ein anderer Rath, für denjenigen, der in seinen Handlungen Festigkeit und Ausdauern zu zeigen wünscht, ist außer jener Ueberzeugung von der Nützlichkeit, zweytens, die Vorsicht: daß er nicht mehr auszuführen übernehme, als seine Kräfte und Umstände erlauben, oder daß

er sich nicht mehr zu versprechen gewöhne, als er wirklich zu leisten im Stande ist. — Ein Fehler, der Mehrern gemein ist, und der uns viele Gattungen von Unbeständigen zeigt.

So giebt es eine Gattung von Menschen, welche sich leicht für alles Neue, zumahl wenn es den Anschein von Nützlichkeit und Güte hat, gewinnen lassen, und welche bald zur Ausführung zu schreiten geneigt sind, ohne ihre Mittel und die in den Weg tretenden Schwierigkeiten sorgfältig genug berechnet zu haben; und welche nachher, ungeachtet der Güte der Sache und ihrer Absicht, dennoch zu ändern genöthigt sind. — Es giebt Andere, welche gleichfalls menschenfreundlich und wohlwollend, weichgesinnt und gütig, zu allem Hoffnung zu machen geneigt sind; und welche nachher aus Mangel berechneter Kräfte so oft in den Fall kommen, nicht erfüllen zu können, was sie versprechen; und welche dabey eine Unbeständigkeit zeigen, die ein nachtheiliges Licht auf ihre Denkart wirft, und welche sich in den Verdacht der Unzuverlässigkeit setzen, den sie leicht hätten vermeiden können. Solche Personen sind in der Regel gutmüthig und wohlwollend, sie werden leicht für das Gute erwärmt, sie wünschten jedes Wünsche befriedigt; aber ihr warmes Herz, vielleicht auch ihre Eitelkeit — denn wer ist, wenn wir unpartheyisch seyn wollen, von dem Einflusse solcher Neigungen ganz frey? — regiert und handelt da, wo, nach-

dem die Nützlichkeit erwogen und die Sache selbst beschlossen war, nur der ruhig überlegende Verstand die Ausführung berechnen und vollenden sollte. Und daher nicht selten die hinterher eintretende Nothwendigkeit, einzuschränken, abzuändern, unvollendet zu lassen, was in der besten Absicht, aber mit nicht genugsam berechneten Kräften unternommen war; daher die unangenehme Nothwendigkeit, ungethan zu lassen, wozu man Hoffnung gemacht hatte. — Es ist daher eine wichtige Regel der Klugheit, daß man sich durch die Güte der Sache allein nicht zu Unternehmungen leiten lasse, welche auch überlegte Kräfte erfordern, und daß man die Ausführbarkeit der Sache mit ihrer Nützlichkeit vergleiche, und nur nach genauer Prüfung beyder zur wirklichen Ausführung schreite.

Aber eine dritte, nicht minder nothwendige Regel für denjenigen, der in seinen Unternehmungen Festigkeit und Ausdauer zu zeigen wünscht, ist: daß Er, wenn sein Herz die Handlung nützlich, und sein Verstand sie ausführbar findet, und wenn er sich also entschlossen hat, nun auch, im Vertrauen auf seine Kräfte, alle seine Kräfte aufbiete, zu Stande zu bringen, was er beschlossen hat, und daß er dabey bis zur Vollendung beharre.

Es giebt Personen, die, so gutmüthig und überlegend sie sind, doch sich selbst und ihrem Ruhme dadurch am meisten schaden, daß sie, bey einem guten

Herzen, und einem glücklichen Verstande, zu sehr die Veränderung lieben, und von einem Gegenstande zu dem andern eilen; daß sie leicht und bey geringen Schwierigkeiten an dem Erfolge zweifeln, blos weil sie nicht ihre ganze Kraft anzuwenden gewohnt sind. Es ist unglaublich, wie viel ein Mensch, der nur nicht an seiner Kraft zweifelt, und der sie mit wirklicher Anstrengung benützt, zu leisten im Stande ist; aber wenn dies der Erfolg werden soll, so ist eine wichtige Regel, daß man sich nicht durch zu viel angefangene Unternehmungen zerstreue, und daß man nicht leicht zu andern übergehe, ehe die vorigen geendigt sind. Wer sich diesen Rath als Regel vorschreibt, wird weniger der Veränderlichkeit unterworfen seyn, seine Thätigkeit wird dadurch an fester Richtung gewinnen, und was an der Zahl der angefangenen Unternehmungen abgeht, das wird sich durch die Vollendung der Uebrigen reichlich ersetzen.

Und endlich, wer in seinen Unternehmungen Festigkeit und Beharrlichkeit zu zeigen wünscht, wer, bey einem wohlwollenden Herzen, gern etwas Erhebliches und Nützliches zu Stande zu bringen wünscht, der vereinige in seiner Seele, wenn er die Nützlichkeit eines Vorsatzes überlegt, die Mittel der Ausführung berechnet, und sich die Anstrengung der ihm verliehenen Kräfte zur Pflicht gemacht hat, Vertrauen auf Gott und auf die un-

sichtbare, aber gewisse, Hülfe der Vorsehung. Denn ein kräftigeres Mittel, uns beharrlich und ausdauernd zu machen, giebt es nicht, als Glauben an Gott und an die Hülfe der Vorsehung. Ich setze hierbey voraus, daß wir nichts unternehmen, als was wir in unserm Gewissen vor Gott geprüft und als gut und nützlich erfunden haben; ich setze ferner voraus, daß wir Gott nicht durch Unmöglichkeiten, die wir auszuführen wünschen, auf die Probe setzen und versuchen; ich setze endlich voraus, daß wir es an der Anstrengung unserer eigenen Kräfte nicht ermangeln lassen; aber dann, wenn unser Unternehmen recht und nützlich ist, wenn wir dabey nicht, gleich abergläubigen Schwärmern, auf Wunder warten; und wenn wir endlich die uns von Gott verliehenen Kräfte redlich gebrauchen, dann, unter dieser Voraussetzung, dürfen wir gewiß auf den segnenden Beystand der göttlichen Vorsehung rechnen, welche alles Gute in der Welt, doch in der Ordnung, welche sie vorgeschrieben hat, befördert wünscht. Und wie sehr ein solches gegründetes Vertrauen zu Gott stärke, welchen Muth und welche Beharrlichkeit es gewähre — o das, Meine Freunde, erfährt man am besten an sich selbst und durch die Bekenntnisse derer, welche durch dieses Vertrauen große und bleibende Werke zu Stande brachten, und ihre eigene Erwartung übertroffen sahen.

So werde es denn auch unser Grundsatz, und

er befestige sich heute aufs neue in unserer Seele: fest und beharrlich in demjenigen zu seyn, was wir mit unserm Gewissen und mit Gott unternommen haben! Und wie unser Heyland, wenn sein Gebet bey der Heilung eines Kranken erhört ward, und er durch Gottes Hülfe zu Stande brachte, was den Menschen erfreulich war, Gott die Ehre gab und ihm dankte: so wollen auch wir, wenn uns gelingt, was wir unternehmen, wenn wir etwas Gutes und Gemeinnützliches zu Stande bringen, Dem die Ehre geben, von dem wir so ganz abhängig sind, und ohne dessen Macht wir nichts vermögen. Amen!

Sechzehnte Predigt.

Ist der Krieg ein nothwendiges, von den Menschen nicht zu vermeidendes, Uebel?

Am fünf und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Ueber

Matth. 24, 15 — 28.

In der Schloßkirche.

Gott sey uns gnädig und segne uns! Er lasse sich die Absicht unserer Zusammenkunft wohlgefallen! Er gebe, daß sie nicht ohne Segen für unsere Gesinnung sey! Amen!

Text,

Matth. 24, 15 — 28.

„Wenn ihr nun sehen werdet den Greuel der Verwüstung, davon gesagt ist durch den Propheten Daniel, daß er stehe an der heiligen Stätte, (wer das lieset, der merke darauf!) alsdann fliehe auf die Berge, wer im jüdischen Lande ist. Und wer auf dem Dache ist, der steige nicht hernieder, etwas aus seinem Hause zu holen. Und wer auf dem Felde ist, der kehre nicht um, seine Kleider zu holen. Wehe aber den Schwangern und Säugern zu der Zeit. Bittet aber, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter oder am Sabbath. Denn es wird alsdann eine große Trübsal seyn, als nicht gewesen ist, von Anfang der Welt bisher, und als auch nicht werden wird. Und wo diese Tage nicht

würden verkürzet, so würde kein Mensch gerettet; aber um der Auserwählten willen werden diese Tage verkürzet. So alsdann Jemand zu euch wird sagen: Siehe, hier ist Christus, oder da: so sollt ihr es nicht glauben. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und große Zeichen und Wunder thun, daß verführet werden in den Irrthum (wo es möglich wäre) auch die Auserwählten. Siehe, ich habe es euch zuvor gesagt. Darum, wenn sie zu euch sagen werden: Siehe, er ist in der Wüste, so geht nicht hinaus. Siehe, er ist in der Kammer, so glaubet es nicht. Denn gleichwie der Blitz ausgehet vom Aufgang, und scheinet bis zum Niedergang; also wird auch seyn die Zukunft des Menschensohnes. Wo aber ein Aas ist, da sammeln sich die Adler."

Dies, Meine Freunde, ist die merkwürdige Vorhersagung Jesu von dem bekannten jüdischen Kriege, von der Belagerung und Eroberung der Hauptstadt eines einst blühenden Landes, und von der Vernichtung des israelitischen Reiches. — Er schildert die Gräßlichkeit des Krieges so wahr, daß wir diese Schilderung auch nach so vielen Jahrhunderten nicht ohne Theilnahme lesen, und das Elend so groß und so unvermeidlich, daß er seinen Freunden nur den Rath giebt, den man in der größesten und unvermeidlichsten Gefahr zu geben pflegt, den Rath, zu fliehen. Er versichert, daß wenn die göttliche Vorsehung nicht um der bessern Menschen willen die Dauer jenes Zustandes verkürzt werden lasse, so werde kein Mensch am Leben erhalten;

und er setzt endlich hinzu, daß das Elend noch durch außerordentliche und wundervolle Erwartungen, welchen freylich das menschliche Herz in großen Nöthen sich so leicht eröffnet, und durch gewinnsüchtige und schwärmerische Betrüger werde vergrößert werden, und beschwört seine Schüler, sich durch solche Betrüger nicht auch täuschen zu lassen.

Es ist alles geschehen, was unser Heiland vorher sagte. — Bald nach seinem Tode brach das Feuer des Kriegs, welches schon lange unter der Asche geglimmt und einzelne Funken empor gesprühet hatte, in eine helle, nicht mehr zu löschende Flamme aus; die belagerte Hauptstadt des Landes wurde, nach einer hartnäckigen Gegenwehr, und nach einem langwierigen Kampfe mit allen Arten des Elendes, mit Hunger und Krankheiten, erobert, der alte ehrwürdige Tempel verbrannt, die Einwohner als Gefangene weggeführt, und nun lag das ehemals volkreiche prächtige Jerusalem, mit seinem Heiligthume, als ein Greuel der Verwüstung da, gleich dem schauderhaften Aase, von dem der Raubvogel nur die ihm nicht zerstörbaren Reste zurück gelassen hat.

Es ist merkwürdig, daß diese Weissagung Jesu, die man durch die bereits eingetretenen Umstände so wahr finden mußte, auf die damaligen Zeitgenossen keinen Eindruck machte; aber traurig, angreifend, bis zu Thränen rührend ist es, daß die Wuth des Krieges, mit allen seinen Schrecklichkei-

ten, auch unter uns Christen noch nicht aufgehört hat, und daß es scheint, als sey jede Warnung, und der ganze, sonst so mächtig wirkende, Unterricht aus der Geschichte und aus Beyspielen, für unser verkehrtes und ausgeartetes Geschlecht verlohren. Denn noch wüthet in unserer Zeit der Krieg auf eine Art, bey der es zweifelhaft ist, ob der Jammer unserer Tage nicht den Jammer der ehemaligen Zeit übertreffe.

Aber, was hiebey das allertraurigste für ein theilnehmendes und nachdenkendes Gemüth ist, ist: daß uns bisweilen sogar die Hoffnung einer Veränderung in das Bessere benommen werden will, daß es unter allen Partheyen Menschen giebt, welche die Nützlichkeit und die nothwendige Fortdauer des Krieges vertheidigen, welche es mit zu der menschlichen Bestimmung zu rechnen scheinen, daß unter unserm Geschlecht der Krieg nie aufhöre, und welche dann von seinen Greueln mit einer Gleichgültigkeit reden, als redeten sie von einem furchtbaren aber nützlichen Gewitter. Ich muß gestehen, daß ich an dieser Behauptung aus Gründen der Religion sehr zweifelhaft bin; ich freue mich, es ist mein Trost, daß ich es seyn kann; und ich halte mich, als Erinnerer an die Belehrungen der Religion und an unsere Pflicht, verbunden, eine Behauptung zu zerstören, welche den Nachdenkenden an der Weisheit und Güte Gottes zweifelhaft machen, und den

Leichtsinnigen in seinem Verhalten nur irre führen müßte.

Ich will daher heute Gelegenheit nehmen, unsere Aufmerksamkeit auf die Frage zu lenken:

Ob der Krieg wirklich ein nothwendiges, von den Menschen nicht zu vermeidendes, Uebel ist?

Ich gedenke diese Frage in dem ersten Theile meines Vortrags zu verneinen; und in dem zweyten die Empfindungen und Entschließungen anzugeben, welche aus jener Verneinung, verbunden mit den bisher gewöhnlichen Ereignissen, für uns Einzelne hervorgehen.

Die Frage: ob der Krieg ein nothwendiges, nicht zu vermeidendes Uebel ist, läßt sich auf mehrere Arten untersuchen; aber welche wir wählen, so wird sich immer zeigen, daß er zu den vermeidlichen gehöre.

Wir Menschen pflegen überhaupt alle Uebel, welche wir in der Welt wahrnehmen, in eine doppelte Gattung abzutheilen, in solche, welche wir natürliche nennen, und in solche, welche wir von der Freyheit und Entschließung der Menschen ableiten. Die erstern sehen wir als unvermeidliche an, weil wir nicht Herren der Natur sind; die letztern als solche, welchen ausgewichen werden kann und soll. So nennen wir den Tod

ein natürliches Uebel, weil ihm auszuweichen nicht in unserer Gewalt steht. Ich will jetzt nicht untersuchen, in wiefern diese und ähnliche Einrichtungen und Ereignisse der Natur überhaupt den Nahmen der Uebel verdienen. Schon lange haben die Verständigern unter uns schicklicher und bescheidener gefunden, solche Beschaffenheiten und Ereignisse in der Natur, welche, so widrig sie auch für unsere Empfindung seyn mögen, doch in der Weisheit des Schöpfers ihren Grund haben, nicht mit jenen Nahmen zu benennen; und wir alle wissen, daß, wenn diese Benennung dennoch beybehalten wird, wir dabey nur unserer unmittelbaren menschlichen Empfindung folgen.

Aber eine andere Gattung der Uebel ist diejenige, welche von der Denkart, der Entschließung und den Sitten der Menschen abhängt. — Dahin gehört die Sünde und jede Art des Unrechts. Diese Uebel sind nicht nothwendige, eben weil sie von der Freyheit der Menschen abhängen; und es ist die Absicht der Religion und der Sittenlehre, diese Uebel zu vertilgen. Da nun die gewaltthätige Bekriegung der Menschen, und die Plagen, welche in ihrem Gefolge sind, von der Entschließung der Menschen abhängt: so erhellt von selbst, daß der Krieg nicht zu den nothwendigen und unvermeidlichen Uebeln gehöre, sondern zu denjenigen, welche, weil sie von der Freyheit und der Entschließung abhangen, eben dadurch nicht nothwendig sind.

So urtheilt unser Verstand, wenn wir die Sache im Allgemeinen betrachten. Aber die Frage: ob der Krieg ein nothwendiges, nicht zu vermeidendes Uebel unter den Menschen sey, kann auch noch auf einem andern Wege untersucht werden; und besonders läßt sie sich in einige verständlichere und zum Theil leichter zu beantwortende Fragen auflösen, nemlich in die Fragen: soll, kann, wird der Krieg nie unter den Menschen aufhören?

Um die erste dieser Fragen zu beantworten: ob der Krieg nie unter den Menschen aufhören soll, müssen wir dem Kriege selbst etwas näher treten, und einen Blick auf seine Quelle, auf seinen Zweck und auf die Art werfen, wie er seinen Zweck erreicht.

Der Krieg entsteht, wenn wir die Geschichte unseres Geschlechts fragen, gewöhnlich da, wenn entzweyte mächtige Partheyen, welche entweder keinen menschlichen Richter und Herrn über sich haben, oder ihren Richter nicht erkennen wollen, ihre Ansprüche mit Gewalt zu behaupten suchen, und nun ihr Recht nicht mehr durch Gründe der Vernunft, der ruhigen Ueberlegung und der Billigkeit geltend machen, sondern wenn sie dasselbe von der größern Macht und Stärke erwarten.

Sehen wir also auf den Zweck des Krieges, so ist er die Behauptung des Rechts, die Zurücktreibung der Gewaltthätigkeit, der gesicherte Besitz des Eigenthums, ein desto dauerhafterer Friede. — Dieser Zweck ist in sich nicht unerlaubt,

sondern rühmlich. Denn wie könnte es nicht erlaubt seyn, das Recht geltend machen zu wollen, das Unrecht zurückzutreiben, sein Eigenthum, seine Ehre zu vertheidigen, die Unschuld und den Schwächern zu schützen, Ordnung und Zucht herzustellen, und durch einen dauerhaften Frieden Ruhe, Wohlstand und Glückseligkeit desto fester zu gründen und desto allgemeiner zu verbreiten? — Dies ist der gewöhnliche Zweck selbst der grausamsten Kriege.

Aber so beyfallswürdig der Zweck des Krieges ist, so ist er doch zur Erreichung dieses Zwecks das unschicklichste Mittel, welches entweder zu brauchen nie nöthig seyn, oder welches doch nie gewählt werden sollte. — Denn einmahl erhebt der Krieg die streitenden Partheyen zu Richtern in ihrer eigenen Sache; welches doch in der menschlichen Welt nie der Fall seyn sollte. — Wenn ein Volk sich gegen das andere erhebt, von welchem es sich in seinen Rechten beeinträchtigt glaubt: so hält es nicht blos seine Ansprüche für gegründet und unwidersprechlich; sondern es sucht sich auch sogleich durch Gewalt in den Besitz seines Rechts zu setzen. Unter einzelnen Personen würde ein solches Verfahren, welches die Gesetze in jeder geordneten Gesellschaft verdammen, nur die Quelle neuer Zerrüttungen und das Zeichen zu vermehrten Gewaltthätigkeiten werden. Aber wird es unter größern und mächtigern Partheyen anders seyn? wird unter diesen erlaubt und unschädlich, was unter ein-

zelnen Menschen eine Zerstörung der Ordnung ist, und für eine Vernichtung der Bedingung gilt, unter welcher allein Menschen neben einander zu leben im Stande sind? Und ist daher nicht zu wünschen, daß dieser Fall nie eintrete?

Dazu kommt, daß bey manchen Kriegen sich der Unterthan gegen die Obrigkeit erhebt, und sich dadurch nicht nur zum Richter in seiner eigenen Sache, sondern sogar zum Richter über seinen Richter macht. — Man sieht, daß dieses widersprechende Begriffe sind, die die ruhig überlegende Vernunft unmöglich billigen kann, und daß, schon aus diesem Grunde, der Krieg als ein vernunftwidriges Mittel erscheint.

Aber noch mehr stellt er sich als ein solches dar, wenn man auf seine gewöhnlichen unmittelbaren Folgen sieht, und bedenkt, wie wenig er sich mit dem Wohl der bürgerlichen Gesellschaft und mit der Gerechtigkeit, die er doch befördern soll, verträgt.

Die Menschen haben sich deswegen in Gesellschaften vereinigt, um sich das Leben zu erhalten, zu erleichtern, um die Zahl der Glücklichen zu vermehren; sie bauen in dieser Absicht die Erde; sie ehren das Eigenthum; sie unterstützen die Schwachen; sie beschützen die Unschuld; sie achten das Verdienst; sie ermuntern sich zur Tugend; sie ehren die Gottheit und beten sie gemeinschaftlich an. Der Krieg thut von allem diesem das Gegentheil. Er

verwüstet die Erde; er vernichtet die Werke der Menschen; er drückt den Unschuldigen; er raubt das Eigenthum; er zerstört heilige Tempel und blühende Städte, und breitet überall den Greuel der Verwüstung aus. — — Und dieser Krieg sollte ein schickliches, ein nöthiges Mittel seyn, das Wohl der menschlichen Gesellschaft zu befördern?

Doch, ich weiß, was man zur Entschuldigung des Krieges sagt, und wie man ihn, zwar als ein trauriges, aber doch als ein bisweilen nothwendiges Mittel zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft und der Ordnung in ihr zu vertheidigen pflegt.

„Es ist wahr, sagt man, der Krieg, der die Menschen gegen einander bewaffnet, hat alle die Schrecklichkeiten, die ihr von ihm erzählt; er hat noch mehrere und gräßlichere, als ihr in der Beschreibung auszudrücken vermögt; — wir geben dieses alles zu. — Aber bisweilen wird er doch Wohlthat für die Menschen, und das besonders in dem Falle. Es ist mehr daran gelegen, daß die Rechte des Eigenthums anerkannt, und daß die Gesetze der Ordnung und der Unterwürfigkeit in Ansehen erhalten werden, als daß einige Unschuldige nicht zu Grunde gehen; — denn ohne Recht und Ordnung würde die menschliche Gesellschaft sich selbst zerstören — und es kann seyn, daß man bisweilen den Menschen nur dadurch, daß man gegen sie die Gesetze des Rechts, der Ordnung und

der Menschlichkeit aufhebt, den Werth dieser Gesetze fühlbar machen kann. In einem solchen Falle darf ein Theil der Erhaltung des Ganzen aufgeopfert, in einem solchen Falle dürfen Recht und Menschlichkeit auf einige Zeit aus den Augen gesetzt werden, damit sie nachher um so länger und für immer in Geltung erhalten werden. Der Krieg ist eines der heroischen Mittel, da man ein Glied, ein gesundes Glied, vom Leibe trennt, um die übrigen und das Leben selbst zu erhalten. — Und, setzt der Vertheidiger des Krieges hinzu, gesetzt, daß dieses Mittel immer ein gewaltsames bleibt, wessen ist die Schuld, daß es gebraucht werden muß? Desjenigen, der es anwendet, und dessen Zweck offenbar gut und heilsam ist? oder desjenigen, der durch seine Verkehrtheit und Unverbesserlichkeit, durch seine Taubheit gegen die Stimme der Gerechtigkeit, der Ordnung und der Menschlichkeit zu dem Gebrauche desselben nöthigt?" Dies ist es, was, nicht zur Rechtfertigung des Krieges, sondern zur Rechtfertigung derer gesagt zu werden pflegt, welche ihn führen.

Aber, wenn aus diesem Grunde auch diejenigen, welche dieses Mittel wider ihren Wunsch zu wählen sich gedrungen fühlen, gerechtfertigt sind, womit wollen wir diejenigen entschuldigen, die ihn veranlassen? Heißt das nicht die Schuld von einem Theile der Menschen auf einen andern, der immer schuldig bleibt, übertragen? Und da der Grund

immer in einer Verkehrtheit, nemlich in der Verkehrtheit derer liegt, welche ihn veranlassen: dürfen wir nun nicht wünschen, daß er von der Erde verschwinde; dürfen wir nicht die Frage aufwerfen: soll der Krieg nie aufhören? ist er wirklich, nach der Absicht Gottes und nach der Bestimmung des Menschen, ein nicht zu vermeidendes Uebel?

Ich sage: soll der Krieg nie aufhören? — Hierüber mag unser eigenes Gefühl und unser Gewissen entscheiden. Wenn der Krieg aus den Gewaltthätigkeiten der Menschen entspringt, und zwar aus den Gewaltthätigkeiten solcher, welche den Gründen der Vernunft, der Sittlichkeit und der Religion kein Gehör geben: so hieße jene Frage so viel als diese: sollen die Gewaltthätigkeiten auf der Erde nie aufhören? sollen die Menschen nie dahin kommen, daß sie auf die Stimme der Gerechtigkeit achten? sollen sie bey erfahrnen Beleidigungen nur Wuth und Rache schnauben? soll Keiner je etwas von seinem Rechte verlieren, und lieber eine Bedrückung ertragen wollen, als zu einem Mittel schreiten, das die wohlthätigsten Werke der Menschen vernichtet, das die Nichtschuldigen mit den Schuldigen vermischt, das den Greuel der Verwüstung überall verbreitet? — — Hierüber mag unser eigenes Gewissen entscheiden. Oder wäre Einer unter uns, der an einem Kriege Schuld seyn möchte? der sich's verzeihen könnte, wenn er es wäre? — Ist die Antwort, die wir auf diese Frage in unserm In-

nern hören, nicht Beweises genug, daß kein Mensch zu einem Kriege Gelegenheit geben, daß folglich der Krieg aufhören sollte? — Dies ist die Stimme unseres Gewissens; dies ist die Vorschrift der Religion; dies ist also die Stimme der Gottheit, und nicht eine täuschende, sondern eine solche, die Jeder in sich selbst hört, die so gewiß und so laut in ihm ertönt, als er weiß, daß er gerecht und menschlich seyn soll.

Aber, dürfte man fragen, es sey, daß der Krieg nicht unter den Menschen statt finden sollte; ist es auch möglich, daß er je aufhöre? Kann die Zeit eintreten, da seine Schrecklichkeiten nicht mehr auf der Erde wüthen?

Diese Frage ist schon mit der vorhergehenden beantwortet. — Was der Mensch thun soll, das muß er auch zu thun vermögen, das kann für ihn keine Unmöglichkeit seyn. Was das Gewissen, was die Religion zu thun oder zu unterlassen gebietet, das müssen wir auch zu thun oder zu unterlassen die Fähigkeit und die Kräfte haben. Denn sonst wäre Gott mit sich selbst im Widerspruche; sonst foderte Er, was zu leisten unmöglich ist; sonst gliche Er dem unweisen, thörichten Vater, der, ohne Kenntniß, oder ohne Billigkeit, von den Kräften des Kindes mehr fodert, als sie zu leisten vermögen.

Und sollte es denn, nach unserm eigenen Gefühl, dem Menschen so unmöglich seyn, Gewaltthätigkeiten zu meiden? der ruhigen Ueberlegung

und den Vorstellungen der Billigkeit Gehör zu geben? bisweilen von seinem Rechte nachzulassen, und vielmehr eine Beleidigung zu ertragen, als zu einem Mittel zu schreiten, das uns zum Richter in unserer eigenen Sache erhebt, bey dessen Gebrauche wir nicht nur in der Gefahr, sondern in der Nothwendigkeit sind, die Grenzen der Gerechtigkeit zu überschreiten, den Unschuldigen mit dem Schuldigen zu vermischen, und zu Verwüstungen und Greuelthaten die Veranlassung zu geben, die mit dem uns zugefügten Schaden in keinem Verhältnisse stehen? Sollte das eine Unmöglichkeit seyn? — Ja daran zweifeln, das hieße an der Weisheit und Gerechtigkeit Gottes zweifeln; das hieße in die Kräfte der menschlichen Natur ein Mißtrauen setzen, das sie nicht verdienen; das hieße eine Sittenlehre predigen, die mit sich selbst im Widerspruche ist, die auf der einen Seite verbietet, was sie auf der andern erlaubt.

Aber, wird der Krieg je aufhören? — Dies ist die dritte Frage, zu der wir von jener zweyten kommen. Dürfen wir hoffen, haben wir Gründe zu erwarten, daß einst noch das goldene, das wahrhaft christliche Zeitalter wirklich erscheine, wo Gewaltthätigkeiten und Verwüstungen dieser Art von der Erde verschwunden, wo die Wohnplätze der weiser gewordenen Menschen nur die Wohnungen der Eintracht, des Rechts und des Friedens seyn werden? — So anziehend solche Fragen

für den Menschen sind, der sich gern mit der fernen Zukunft beschäftigt, und mit Bildern und Hoffnungen unterhält, die seiner Einbildungskraft schmeicheln; so unmöglich ist es doch, diese Frage mit Sicherheit zu beantworten. — Die bisherige Geschichte, die Geschichte aller Zeiten, ist für die traurige Verneinung. Ich weiß nicht, von welcher Beschaffenheit die kommende Zukunft seyn wird, die in dieser Rücksicht ganz von der Freyheit der Menschen, von ihren Einsichten und von ihren Irrthümern, von ihrer Mäßigung und von ihren Leidenschaften, von ihrer Gerechtigkeit oder Gewaltthätigkeit, von ihrer Habsucht und von ihrem Ehrgeitz, von ihrem Gemeinsinn und von ihrer Liebe unter einander abhängt. — Nur das weiß ich, daß die Gegenwart und die nächste Zukunft diese Hoffnung nicht darbietet; nur das ist wahrscheinlich, daß das menschliche Geschlecht, daß selbst wir Christen, und unsere Nachkommen wie wir, noch lange in dieser Rücksicht fromme Wünsche hegen, und die Verwüstungen des Krieges und seine Greuel werden beseufzen müssen.

Das ist eine traurige Aussicht, denkt vielleicht Mancher unter uns, dessen Brust dabey ein unwillkührlicher Seufzer entsteigt. Und ich setze hinzu: desto trauriger, je wahrer.

Dessen ungeachtet dürfen wir, Meine Freunde, an dem menschlichen Geschlechte nicht verzweifeln, dessen ungeachtet ziemt es uns nicht, uns blos der

Klage, dem unthätigen Bedauern und der trostlosen Verzweiflung zu überlassen; sondern gleich dem Manne in einer großen Gefahr, aus der er sich doch retten, die er wenigstens vermindern muß, Entschließungen zu fassen und auszuführen, die unserer Ueberlegung, der Religion und unserer wohlwollenden Gesinnung würdig sind. Hievon noch einiges in dem zweyten Theile unserer Betrachtung.

Was sollen wir denken, welchen Empfindungen sollen wir uns überlassen, wenn wir sehen, daß der Krieg, den die Religion verbietet, den unser Herz verdammt, unter dem menschlichen Geschlechte noch immer fortwüthet, daß zu seiner Vertilgung von der Erde keine, wenigstens keine nahe, Hoffnung ist?

Hier ziemt es uns zunächst, wenn wir einige Religion haben und an eine weise Regierung der Welt glauben, unsern Blick gen Himmel zu richten, und die Leitung des menschlichen Geschlechts der göttlichen Vorsehung zu überlassen; und nicht zu zweifeln, daß sie dasselbe nach ihrer größern Weisheit und nach ihrer unveränderten Güte führen werde. — So groß unser Schmerz, so innig unser Bedauern ist: so soll unser Vertrauen zu Gott noch größer seyn! Es ist doch sichtbar, unser eigener Verstand sagt es, daß in der Welt ein großer Verstand regiert; wir können doch, bey so vielen Spuren der Güte, nicht leugnen, daß dieses höhere Wesen wohlwollend und menschenfreundlich ist; wir fühlen es

doch in unserm Innern, daß der Gott, der uns das Gewissen gab, der uns Recht und Unrecht unterscheiden lehrte, Gerechtigkeit und Tugend liebt; wir können doch nicht verkennen, daß es wahr ist, was der Psalmist sagt: Nur Thoren sprechen in ihren Herzen: es ist kein Gott; für uns hat doch die Lehre unseres Heilandes, daß dieser Gott unser Vater und die Liebe ist, noch nicht ihre Wahrheit verlohren; und für uns ziemt es sich also auch, wie unser Heiland that, zu sagen: Gott, nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe. Mein Vertrauen zu dir soll unwandelbar seyn.

So, Meine Freunde, gebührt es dem Menschen, wenn er einige Religion hat, unter innigem Bedauern der menschlichen Verblendung, doch von Gott die weisere Leitung des menschlichen Geschlechts zu hoffen, und in Demuth, schweigend, hoffend, anbetend die bessere Zukunft zu erwarten.

Aber dies ist nicht die einzige Entschließung, der wir uns zu überlassen haben; sondern, ob sie gleich die erste zu seyn verdient, so müsse sich daran doch eine zweyte schließen, die von nicht minderer, vielleicht von noch größerer Wichtigkeit ist. Da der Krieg zu den Uebeln, aber zu den vermeidlichen Uebeln in der Welt gehört, und da der Mensch durch seine Freyheit das Uebel in der Welt vergrößern und vermindern, und den Krieg gänzlich vernichten kann und soll: so wollen wir uns nur solche Gesinnungen und Handlungen

erlauben, wodurch dem Kriege unter uns vorgebeugt und das menschliche Elend gemindert wird.

Der Krieg wird erregt durch Handlungen der Gewaltthätigkeit und der Ungerechtigkeit, durch Mangel des Nachgebens und der Mäßigung; er wird verhütet, je mehr der Sinn für Gerechtigkeit und Menschenliebe sich verbreitet, je weniger man sich erlaubt, das Recht auf einem andern Wege, als auf dem Wege des Gesetzes und der ruhigen Ueberlegung zu suchen; je mehr der Einzelne sich gewöhnt, auch von seinem Rechte aus der Betrachtung etwas aufzuopfern, damit nicht ein größeres Uebel für die Gesellschaft entstehe; kurz, je mehr die Grundsätze des Rechts, der Billigkeit, der Nachsicht und der Menschenfreundschaft sich verbreiten. — In einer großen Gesellschaft trägt jeder Einzelne zum Besten des Ganzen bey, wenn er sich nur von der Ansteckung frey erhält, wenn er nur unter denen, die ihm nahe sind, die richtigen Grundsätze verbreitet; und so trägt auch jeder einzelne Mensch zur Erhaltung des Friedens und zur Verminderung der Verwüstungen des Krieges bey, wenn er nur bey sich kein Unrecht und keine Gewaltthätigkeit duldet, wenn er nur in seinem Hause und in seiner Nähe die Grundsätze des Friedens zu verbreiten, und den Abscheu gegen Gewaltthätigkeit und Krieg unter seinen Freunden und Nachbarn lebendig zu erhalten sucht.

Und in dieser Entschließung sollen wir uns auch nicht durch die Besorgniß irre machen lassen: daß wir ein zu kleiner unbedeutender Theil des Ganzen sind, dessen Bemühung keine Veränderung zu bewirken im Stande sey. — Denn im Grunde können wir die Folgen unserer Gesinnung und unserer einzelnen Handlungen in ihren Folgen nicht überschauen; und wenn einem großen Uebel gesteuert werden soll, so muß ein Jeder seinen Beitrag dazu für wichtig halten. — Ich weiß, zum Beyspiel, nicht, ob die Pest je von der Erde vertilgt werden wird; aber das weiß ich, daß, wenn es geschehen soll, jeder Einzelne sich und sein Haus vor der Ansteckung verwahren muß; und uns allen ist bekannt, daß sie durch diese Vorsicht und durch die Hülfe der Einzelnen aus unserm Welttheil verschwunden ist, und von demselben noch abgehalten wird.

Freylich können dazu Obrigkeiten und Regenten durch ihre Gesinnung und durch ihre Veranstaltung noch auf eine sichtbarere und entscheidendere Art beytragen, als der Einzelne! Und eben daher wollen wir Gott bitten, daß er ihnen die Ueberzeugung nicht fremd werden lasse, daß der Krieg zu den größesten, aber zu den vermeidlichen Uebeln gehöre, und daß er ihnen den Sinn der Gerechtigkeit, der Mäßigung und des Friedens einflöße. Eben daher wollen wir diejenigen als Wohlthäter des menschlichen Geschlechts ehren, die diesen Geist der Mäßigung zeigen, und durch ihn den

Frieden in ihrer Nähe erhalten. Und hier überlasse ich uns selbst, Meine Freunde, zu beurtheilen, welches unsere Verehrung und unsere Dankbarkeit gegen Denjenigen zu seyn verdient, in dessen Hand die Vorsehung den Frieden dieses Landes gelegt hat, welches, umringt von entzweyten Mächten, und täglich geschreckt durch die Nachrichten von den Schrecklichkeiten des Krieges, dennoch von seinen Verheerungen unberührt bleibt.

Ja, wenn es ein Verdienst um die Menschen giebt, ein Verdienst, nach welchem zu streben uns Gewissen und Religion auffodert, ein Verdienst, welches uns den Segen der Welt und Nachwelt sichert, so ist es das Verdienst: der Zwietracht und der Gewaltthätigkeit gesteuert, und die Grundsätze des Friedens und der Menschenfreundschaft auch nur auf einem Theile der Erde gepflanzt zu haben. — Heil dem Fürsten, Heil dem Menschen, der nach diesem Verdienste ringt. Amen!

Siebenzehnte Predigt.

Die Bereitschaft zur künftigen Rechenschaft.

Am sieben und zwanzigsten Sonntage n. Trinitatis.

Ueber

Matth. 25, 1 — 13.

In der Stadtkirche.

Gottes Geist, der ein Geist der Wahrheit und des Rechts ist, sey auch jetzt an unsern Gemüthern wirksam! Er gebe, daß wir die Wahrheit erkennen, aber auch darnach handeln! Amen!

Text,

Matth. 25, 1 — 13.

„Dann wird das Himmelreich gleich seyn zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und giengen aus dem Bräutigam entgegen. Aber fünf unter ihnen waren thöricht, und fünf waren klug. Die Thörichten nahmen ihre Lampen, aber sie nahmen nicht Oehl mit sich. Die Klugen aber nahmen Oehl in ihren Gefäßen, samt ihren Lampen. Da nun der Bräutigam verzog, wurden sie alle schläfrig, und entschliefen. Zur Mitternacht aber ward ein Geschrey: Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus ihm entgegen. Da standen diese Jungfrauen alle auf und schmückten ihre Lampen. Die Thörichten aber sprachen zu den Klugen: Gebt uns von euerm Oehl; denn unsere Lampen verlöschen. Da antworteten die Klugen und sprachen: Nicht also; auf daß nicht uns

und euch gebreche. Gehet aber hin zu den Krämern und kauft für euch selbst. Und da sie hingiengen zu kaufen, kam der Bräutigam; und welche bereit waren, giengen mit ihm hinein zur Hochzeit, und die Thür ward verschlossen. Zuletzt kamen auch die andern Jungfrauen und sprachen: Herr, Herr, thue uns auf. Er antwortete aber und sprach: Wahrlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht. Darum wachet; denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird."

Meine christlichen Zuhörer!

Dieses Gleichniß gehört unter diejenigen, von dem Evangelisten Matthäus aufbewahrten, Unterredungen Jesu mit seinen Jüngern, in welchen Er ihnen die erwartete Ankunft des Messias als gewiß, aber unvermuthet darstellt, um sie dadurch zu einer beständigen Wachsamkeit und Bereitschaft zu ermuntern. Schon hatte er ihnen in klaren Worten gesagt, daß diese Ankunft gewiß, aber ohne bestimmte Zeit sey; noch mehr hatte er es in mannigfaltigen Bildern gethan, wie ein Blitz; wie ein Dieb in der Nacht; wie ein Herr, der unvermuthet von einer weiten Reise zurück kommt; wie ein aufgehaltner Bräutigam, der, nach morgenländischer Sitte, von einem festlichen Zuge erwartet wurde; alles in der Absicht, um seine Schüler durch das Ungewisse des Augenblicks, die Ankunft erfolge früher oder später, in einer steten

Bereitschaft zum Empfange und zur Rechenschaft zu erhalten.

Sollten auch unsere Vorstellungen von dem Reiche des Messias heutiges Tages von den Erwartungen der ehemaligen jüdischen Welt und vielleicht selbst der Apostel einigermaßen verschieden seyn; so kommen wir doch alle, wenn wir einige Religion haben, in dem Glauben überein: daß wir Gott, unserm höchsten und allwissenden Gebieter, eine Rechenschaft für unser Leben und dessen Gebrauch schuldig sind; daß Er diese Rechenschaft, da er unser Gesetzgeber und Richter ist, gewiß fodern wird; daß, mit dem irdischen Tode, unser Leben und unsere Rechnung geschlossen ist; und daß, da der Tod, da unser Herr im Tode, oft unvermuthet, wie ein Blitz, wie ein Feind in der Nacht erscheint, und da alsdann alle Zubereitungen, welche nicht vorher getroffen sind, zu spät kommen, wir also, wie die Jünger Jesu, zu jener Rechenschaft stets bereit seyn sollen. — Dies ist der bekannte, aber fruchtbare Gedanke, mit welchem unsere Andacht sich jetzt weiter beschäftigen wird.

Ich werde dabey zuerst die Sache selbst und ihre Gründe erläutern, und dann von einigen der Mittel reden, durch welche diese Wahrheit für uns fruchtbar gemacht und die Bereitschaft zu jener Rechenschaft selbst erleichtert wird.

Daß wir Menschen Gott Rechenschaft schuldig sind von dem Gebrauche der uns verlie-

henen Kräfte, von der Art, wie wir in der Welt gelebt und wie wir die Vorschriften des Höchsten erfüllt oder übertreten haben, und daß diese Rechenschaft, und was die Folge davon seyn muß, vorzüglich nach dem Ende dieses Lebens Statt haben wird: das, Meine Freunde, sagt uns unsere vernünftige Ueberlegung und unser Gewissen, das war von jeher das Urtheil aller Völker, und das bestätigt auch unsere christliche Religion.

Schon die vernünftige Ueberlegung und unser eigenes Gewissen läßt uns an der Gewißheit der Sache nicht zweifeln. Mir wird sie auf folgende Art einleuchtend.

Wenn ich über mich selbst nachdenke, so finde ich, daß ich ein Wesen mit verschiedenen Fähigkeiten und Kräften, aber zu gleicher Zeit auch ein mit Freyheit begabtes Wesen bin, welches auf diese und auf die entgegengesetzte Art zu handeln im Stande ist; ich finde, daß ich, nach dem Urtheile meines Gewissens, recht oder unrecht thun, daß ich mir Verdienste um meine Mitmenschen erwerben, aber auch Verbrechen an ihnen begehen kann; ich finde ferner, daß das, was mein Gewissen als Unrecht verdammt, nie Recht werden kann, und daß ein begangenes Bubenstück nie eine rühmliche belohnenswerthe That wird; kurz, ich finde, daß hier ein ewiger, nicht zu ändernder Unterschied zwischen Tugend und Laster ist; und zu gleicher Zeit dringt sich mir, auf eine unwiderstehliche Art, der Ge-

danke auf, daß das Laster und das Verbrechen bestraft und die Tugend und das Verdienst belohnt zu werden verdient. Dies sind Begriffe und Vorstellungen, die ich aus meinem Innern nicht verbannen kann. Auch bin ich berechtigt zu glauben, daß dieses bey jedem Menschen so ist. Aber noch mehr. Ich finde sogar, daß meine eigene Vernunft, oder, wie wir mit einem bekanntern, und hier schicklichern, Worte sagen, mein Gewissen, jene Begriffe von Recht und Unrecht, von Lob und Tadel, von Belohnungswürdigkeit und Strafwürdigkeit auf mich selbst anwendet; und daß ich, nach seinem nicht zu ändernden oder abzuweisenden Urtheil, mich selbst, wenn ich, es sey aus Uebereilung oder mit Bewußtseyn, unrecht gehandelt habe, für strafwürdig erkennen muß. — Und diese Einrichtung des Gewissens finde ich bey allen Menschen gleich; und es ist ihnen nicht minder als mir unmöglich, daß sie den Bösewicht belohnungswürdig, oder den verdienten Rechtschaffenen strafwürdig finden sollten. Dies sind Begriffe und Urtheile, in denen wir alle übereinkommen.

Aber, so ausgemacht ein Unterschied zwischen Recht und Unrecht ist, und so laut die Stimme unsers Gewissens darüber spricht; eben so fühlbar und entschieden ist es auch: daß ich ein abhängiges Wesen bin, ein Wesen, das sich selbst nicht Rechenschaft geben kann, wie jene Begriffe von Recht und Unrecht, von Strafwürdigkeit und Beloh-

nungswürdigkeit, in mich gekommen sind; ich fühle nur, daß sie da sind, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt wirken, daß ich sie zu unterdrücken nicht vermag. Aber woher nun diese Begriffe, wenn ich über ihren Ursprung nachdenke? Sind wir im Stande, ihn von einer andern Ursache abzuleiten, als von jenem höhern Wesen, von dessen Macht und Weisheit wir die ganze Natur und auch uns abhängig erkennen? Sind aber diese Begriffe von Recht und Unrecht, von Verdienst und Belohnung, von Verbrechen und Strafe von Gott in unsere Natur gelegt: so erkenne ich auch zugleich in Ihm meinen Herrn und Richter; so fühle ich, daß ich ihm zur Rechenschaft für mein Verhalten verpflichtet, und daß ich selbst jener Rechenschaft auszuweichen nicht im Stande bin, weil er mich durch mein eigenes Gewissen stets, und, durch das Gewissen Anderer, sobald meine Handlungen mit ihren Gründen und Umständen bekannt werden, zur Verantwortung und zur Strafe zieht; oder mir in der eigenen Billigung meines Gewissens und in dem Lobe Anderer eine verdiente Belohnung zu Theil werden lässet.

Dies, Meine Freunde, sind Begriffe und Vorstellungen, welche wir zu ändern nicht vermögen; und auf diesen Begriffen ruht nun auch der Glaube an Gott, als unsern Richter, so unerschütterlich fest, so gewiß es ist, daß wir Recht und Unrecht

unterscheiden, und daß diese Fähigkeit von dem Urheber unserer Natur selbst herrührt.

In diesen Urtheilen haben auch von jeher alle Völker und Weisen zusammen gestimmt.

Wo wir auf der Erde hinblicken, auf die Mitwelt, in den entferntesten Gegenden, oder in die Vorwelt, bis in die frühesten Zeiten der Geschichte, wo wir forschen, unter gebildetern, Künste und Wissenschaften liebenden, oder unter rohern, auf einer niedrigen Stufe der Ausbildung stehenden, Nationen: überall werden wir diese Begriffe von Recht und Unrecht und den Glauben an eine belohnende und bestrafende Gottheit finden; zu einer neuen Bestätigung, daß dieser Glaube nicht zu den Vorurtheilen der Christen gehöret, sondern daß er von der menschlichen Natur unzertrennlich ist.

Natürlich aber ist es, diese Rechenschaft, und was damit von Belohnung und Bestrafung nothwendigerweise zusammen hängt, sich alsdann zu denken, wann dieses Leben geschlossen ist, und wann nun ein neuer Zustand für den, von dem Schauplatze dieser Erde abgetretenen, Menschen anhebt. Wenn diese Vorstellung auch nicht aus jenen Begriffen und aus der Natur der Sache selbst flösse; so würde uns schon der Umstand darauf leiten müssen: daß, ungeachtet jener in die menschliche Na-

tur gelegten Begriffe von Recht und Unrecht, von Belohnungswürdigkeit und Strafwürdigkeit, doch in dieser Welt nicht jede Sünde gestraft und nicht jedes Verdienst belohnt wird; daß es hier oft ein glückliches Laster und eine leidende Tugend giebt; und daß also der Urheber der menschlichen Natur des armen menschlichen Geschlechts gleichsam zu spotten schiene, wenn nicht eine Rechenschaft und ein darauf gegründeter Zustand der Vergeltung, der Belohnung und der Bestrafung, nach diesem Leben, wenn es ganz geendigt und die Rechnung des Menschen gleichsam unabänderlich geschlossen ist, erwartet werden dürfte. So gewiß daher Gott wahrhaft und gerecht ist; so gewiß er einen Unterschied zwischen Recht und Unrecht in unsere Seele gelegt hat, und so gewiß hier, der Erfahrung zufolge, die Tugend öfters leidet und das Laster öfters glücklich ist: so gewiß dürfen wir erwarten, daß nach dem Tode Rechenschaft und Vergeltung zukünftig ist.

Dies, Meine Freunde, sagt uns unser Nachdenken, oder die allgemeine natürliche Religion; dies war von jeher der Glaube der Völker, die sich Gerichte der Todten und Belohnungen und Bestrafungen in der Unterwelt dachten; und dies ist auch der Glaube der christlichen Religion und die Lehre Jesu und seiner Apostel. — Wenn diese über etwas entscheidend sprechen, so ist es über die künf-

tige Vergeltung, so ist es über die Erwartung, daß Gott einst Gericht halten und daß dann jeder den Lohn seiner Thaten, nach den Begriffen von Recht und Unrecht, empfangen wird.

Aber so entschieden die Sache selbst ist; eben so gewiß ist auch Manches in Absicht ihrer Beschaffenheit. Dahin gehört, zum Beyspiel, daß diese Rechenschaft die genaueste und richtigste seyn wird, indem sie dem Allwissenden, der unsere Handlungen und ihre Gründe, unser Aeußeres und unser Herz kennt, indem sie vor demjenigen abgelegt werden muß, vor dem alles klar und aufgedeckt ist, und bey dem kein Ansehn der Person gilt. Dahin gehöret ferner, daß alsdann, wann dieser Zeitpunkt eintritt, keine Aenderung in demjenigen, was wir gethan oder unterlassen, was wir verbrochen oder verdient haben, mehr statt findet; daß alsdann unser Leben einer vollendeten Geschichte oder einer geschlossenen Rechnung gleicht, in welcher keine Handlung ungeschehen wird und in welcher keine Zahl geändert werden darf.

Und endlich ist dieser Augenblick zwar in Absicht der Zeit, wann er erscheint, unbestimmt; aber daß er erscheint, ist so gewiß, so gewiß es ist, daß jeder Mensch stirbt, und daß ihn die Stunde des Todes oft unvermuthet übereilt.

Aus diesen Betrachtungen geht die natürliche, sich Jedem von selbst darbietende Folge hervor: daß wir uns in steter Bereitschaft zu einer Rechenschaft zu halten haben, die vor Gott, dem Allwissenden und Gerechten, von einem Leben abzulegen ist, dessen Theile sich nicht mehr ändern lassen, und zu der wir in jeder Stunde, ohne daß wir auszuweichen vermögen, aufgerufen werden können. Sollte die Frage nicht einer Untersuchung werth seyn, wie wir uns diese Sache, die vielleicht Manchem nicht wenig schwer scheinen dürfte, erleichtern, und wie wir den Gedanken daran, der auf die weise und vorsichtige Einrichtung unseres Lebens einen so großen Einfluß haben kann, für uns recht wirksam machen? Hiervon in dem zweyten Theile unserer Betrachtung.

Wenn eine Wahrheit bey uns wirksam seyn soll, so ist nothwendig, daß wir sie glauben; daß wir uns oft daran erinnern; und daß wir nicht unrichtige Vorstellungen von der Sache selbst bey uns unterhalten. So ist es auch mit der Lehre von der künftigen Rechenschaft. Wenn sie bey uns von Wirkung seyn soll, so dürfen wir sie selbst nicht bezweifeln, so müssen wir uns oft daran erinnern, und wir dürfen uns nicht durch eitele Hoffnungen täuschen. Fragen wir auch die Erfahrung, warum diese Wahrheit oft das nicht wirkt, was sie wirken könnte und sollte: so werden wir finden, daß der

natürliche Grund darin liegt, weil sie entweder nicht geglaubt, oder weil nicht daran gedacht wird, oder weil man sich verkehrte Vorstellungen von jener Rechenschaft macht. Im ersten Falle ist Unglaube, im zweyten Leichtsinn, im dritten Aberglaube oder Irrthum die Ursache. Und diese Ursachen leiten nun auch auf die Mittel dagegen.

Das erste Mittel nemlich, wodurch man diese Wahrheit bey sich wirksam macht, und sich die Bereitschaft zur Rechenschaft erleichtert, ist: daß man an der Sache selbst nicht zweifele, und sich nicht zu dem Unglauben verleiten lasse, daß überall an einer solchen Rechenschaft nichts wahres sey, daß sie zu den Einbildungen betrogener Menschen und zu den Vorurtheilen der Erziehung gehöre. — Wann ein solcher Zweifel uns beschleichen will, so halte man sich nur folgende Gedanken vor: „Es ist doch offenbar in einzelnen Fällen ein Unterschied zwischen Recht und Unrecht, zwischen Tugend und Laster; es ist doch nicht möglich, daß ich eine Grausamkeit, einen Diebstahl, eine leichtsinnige Vernachlässigung der Pflicht so billigen kann, wie eine menschenfreundliche Handlung, wie eine Aufopferung der Großmuth, wie die strenge Erfüllung des Rechts. Diesen Unterschied fühle ich in meinem Innern. — Ich weiß ferner, daß ich unter Gott stehe, daß Er der Regent der Welt ist, daß es vor ihm nicht gleichgültig seyn kann,

wie ich handele; ich kann mir nicht verbergen, daß er eben so allwissend, als gerecht ist, und daß ich also der strengsten Rechenschaft vor ihm nicht entgehen kann. Dies sagt mir mein Gewissen; dies sagt mir die Religion; dies bestätigt das Christenthum. — Wenn ich aber dieses nicht leugnen kann, sondern als unbestreitbare Wahrheit anerkennen muß: wie dürfte ich dem Spotte derer glauben, die in ihrem Leichtsinne so vieles bezweifeln, was ehrwürdige Wahrheit ist? — Zumahl da diese Ueberzeugung mein Gemüth in eine so ernsthafte Stimmung setzt, daß ich schon dadurch mich vor nicht wenigen Sünden gesichert und schon dadurch zu der Rechenschaft bereiter fühle, als bey der entgegengesetzten Denkart, die dieses alles verlacht und als Vorurtheil verspottet!" — Die öftere Wiederholung dieser Gedanken, und die Befestigung in dem Glauben an jene Wahrheit selbst, ist also das erste Mittel, ihre Wirksamkeit bey uns zu vermehren. Eben so schlimm, als der Unglaube, und oft noch schlimmer, sind manche Vorurtheile in der Religion, welche man sorgfältig wegräumen muß. Ist dies irgendwo der Fall, so ist er es hier. — Wenn die Frage aufgeworfen wird: warum viele Menschen so ruchlos leben, als glaubten sie kein Gericht und keine kommende Rechenschaft: so liegt der Grund nicht sowohl in einem Unglauben, welcher die Sache selbst bestreitet oder verlacht, als vielmehr in gewissen Vorurtheilen und

unrichtigen Meynungen, wodurch die Wirkung des Glaubens selbst aufgehalten oder vernichtet werden muß. — Und hier wirkt bey nicht wenigen Mitgliedern der Kirche besonders ein Vorurtheil, welches zwar oft genug bestritten worden ist, welches aber doch seine Wirksamkeit noch nicht ganz verloren hat, weil es der menschlichen Verkehrtheit und unsern Leidenschaften zu sehr schmeichelt. Es ist das bekannte Vorurtheil: daß bey der künftigen Rechenschaft es nicht sowohl auf unser ganzes Leben, als vielmehr hauptsächlich nur auf die letzten Augenblicke desselben ankomme; und daß Gott in dieser Rücksicht nicht ein strenger Richter, sondern ein verzeihender Vater sey. — Es ist unmöglich, etwas Neues oder etwas Stärkeres gegen diese verkehrtesten aller Vorurtheile zu sagen, als schon oft und von vielen darwider gesagt worden ist. Wir kennen die Gründe alle. Es bedarf ihrer Wiederholung nicht. Und ich begnüge mich daher an einigen Worten.

Es ist ganz unrichtig, daß es bey unserer künftigen Rechenschaft, und in Absicht unseres davon abhangenden Looses, nur auf die letzten Augenblicke des Lebens ankomme. — Die Rechenschaft wird ja nicht von einigen Augenblicken, nicht von einigen Stunden, Tagen oder Wochen gefodert; sondern von unserm Leben. Der wiederkehrende Herr fodert nicht blos Rechnung von dem letz-

ten Tage seiner Abwesenheit, er fodert sie von der ganzen Zeit seiner Abwesenheit. — Es ist auch nicht möglich, daß einige Augenblicke eine Reihe von Tagen oder Jahren ersetzen, daß sie den Fleiß der vorherigen Zeit vertreten, oder Unthaten und Verbrechen der Vergangenheit gut machen, da jeder Mensch in jedem Augenblicke seines Lebens gut gesinnt seyn und recht handeln soll. Eben so wenig haben wir Grund, zu erwarten, daß Wünsche, Reue und Thränen, welche die Furcht und die nun nahe Strafe erpreßt, statt Gesinnungen und Handlungen werden gelten können; indem wir nicht Rechenschaft geben sollen von Wünschen über das, was wir gethan haben möchten, sondern von den Gesinnungen, die wir wirklich hatten, und von den Handlungen, die wir wirklich verrichteten. Der Apostel Paulus sagt ausdrücklich: Es soll ein jeglicher empfahen nach seinen Werken, je nachdem er gehandelt hat bey dem Leben seines Leibes. — Dazu kommt endlich, daß, so gnädig Gott gegen den Schwachen ist, der, bey dem steten Eifer gut zu seyn, aus Uebereilung fehlt, und der seine begangenen Fehler einsieht und bereut, daß Gott eben so streng und gerecht gegen den frevelnden Verbrecher ist; und daß vor Ihm das Unrecht sich nie in Recht verwandeln, und daß die Belohnung des Guten so wenig die Belohnung des Bösen, als die Strafe des letztern die Strafe des Guten und Rechtschaffenen werden kann.

Aber nicht genug, daß wir die künftige Rechenschaft glauben, und daß wir davon die richtigen Begriffe haben; es ist auch nothwendig, daß wir diese Wahrheit nicht aus der Acht lassen. Und daher ist ein neues Mittel, sich die Bereitschaft zu jener Rechenschaft zu erleichtern: daß man sich die Möglichkeit, zu der Rechenschaft abgerufen zu werden, oft denke, und damit die Frage verbinde: wie, wenn ich jetzt abgefodert würde, wie würde ich bestehen?

Für den gesetzten Mann hat diese Ueberlegung nichts Erschreckendes. Denn dadurch, daß ich mir eine solche Frage vorlege, wird der Tod selbst so wenig beschleunigt, als die Ankunft eines abwesenden Herrn durch den Gedanken des Knechtes: wie, wenn mein Herr jetzt erschiene? Eine solche Frage leitet ihn nur zu vernünftigen Maßregeln; er entdeckt vielleicht dabey, was noch zu thun ist, was abgeändert, was vollendet werden muß. Und wann er diese Maßregeln getroffen hat, dann ist er um so ruhiger und unbesorgter, und selbst um so aufgelegter, der Gegenwart mit einem frohen und heitern Sinne zu genießen. — Weit gefehlt also, daß der Gedanke an die künftige Rechenschaft, und die Vorsicht, dazu bereit zu seyn, uns in dem Genusse des Lebens stören sollte, macht sie uns vielmehr desto geschickter dazu. Denn wer eine geheime Furcht, die er sich kaum selbst zu gestehen

wagt, in seinem Innern mit sich umher trägt, der ist gewiß weit weniger zum Genusse aufgelegt, als derjenige, der ohne Besorgnisse und Furcht sich jeder Freude mit freyer Seele überlassen kann. — Es ist daher unstreitig wahr, daß in der Sorge für Unschuld und Tugend, und in der Vorsicht, daß wir nichts zu fürchten haben mögen, und daß uns unser Herz nicht verdamme, auch die beste Sorge für den Genuß dieses Lebens liege.

Zuletzt kenne ich noch ein Mittel, wodurch besonders jener Gedanke in unserm Gedächtnisse erhalten und recht fruchtbar gemacht werden kann, ein Mittel, das ich vorzüglich an dieser Stätte und an dem heutigen Tage nicht unberührt lassen darf. Es ist die Theilnahme an unserm öffentlichen Gottesdienste, es ist die Benutzung unserer religiösen Andachten, welche recht eigentlich die Absicht haben, uns an jene Rechenschaft zu erinnern, und uns zu einem Verhalten zu führen, bey dem man sie in keinem Augenblicke fürchten darf. — Urtheilt selbst, wie geschickt sie dazu sind! Hier, an dieser heiligen Stätte, werden uns die Lehren der Religion selbst, von Gott, dem Richter, dem Belohner des Guten und dem Bestrafer des Bösen, so oft in das Gedächtniß gerufen, damit wir sie nie bezweifeln oder vergessen mögen. Hier werden wir belehrt, daß es kein Mittel giebt, die Allwissenheit Gottes zu täuschen oder seine Gerechtigkeit zu beste-

chen; daß der einzige Weg zu seinem Wohlgefallen Rechtthun und Liebe ist. Hier werden wir vor der Sünde und ihren Gefahren gewarnt; hier werden wir mit den Mitteln bekannt gemacht, ihr zu entgehen, und uns zu den entgegengesetzten Tugenden zu gewöhnen; hier werden wir überhaupt ermuntert, unser Leben weise und so einzurichten, daß die künftige Rechenschaft, wie unvermuthet sie gefodert werde, uns nicht furchtbar sey. — Ist es wahrscheinlich, daß die Theilnahme an solchen Andachten nicht zur mehrern Wirksamkeit jener Wahrheiten und zur Erleichterung der künftigen Rechenschaft beytrage?

Was ich jetzt im Allgemeinen gesagt habe, das werden nun auch wir, meine Freunde, das wird Jeder unter uns wahr finden müssen. Auch wir sind Gott zur Rechenschaft verbunden, so gewiß als ein Unterschied zwischen Recht und Unrecht in unserm Innern ist, so gewiß als wir Menschen sind, die mit Freyheit wählen können. Diese Rechenschaft sind wir Gott schuldig, von dem wir abhängen, dem Allwissenden und Gerechten, bey dem kein Ansehn der Person gilt; und wir haben sie abzulegen, nicht von den letzten Augenblicken unsers Lebens, sondern von allen Theilen desselben, nicht von einigen unserer Wünsche, sondern von unserer herrschenden Gesinnung und von unsern einzelnen Handlungen. Auch für

uns ist es ungewiß, wann unser Leben geschlossen seyn wird. — Aber, früher oder später, das ist gewiß, daß sichs endigt; und daß das Geschehene nicht ungeschehen werden kann.

Möchte diese Wahrheit auch bey uns die erwünschte Wirkung thun, und möchte insbesondere unser öffentlicher Gottesdienst, auch aus dem Grunde, weil er uns diesen Glauben in das Gedächtniß ruft, uns recht wichtig und werth seyn; möchten wir auch jetzt hierüber Vorsätze erneuern, die Gott wohlgefallen und verständiger Christen würdig sind! Zu dieser Ermahnung finde ich mich an dem heutigen Tag um so mehr veranlaßt, da wir mit demselben abermahls ein ganzes Jahr des kirchlichen Unterrichts endigen. An einem solchen Tage darf man wohl fragen: ob dadurch des Guten viel gestiftet wird? ob die christliche Welt so lebt, daß sie die künftige Rechenschaft nicht fürchten darf? — Nach den unter uns vorhandenen Einrichtungen sollte man nicht zweifeln, daß es wirklich so sey, und daß wenigstens jedes strafbare Verbrechen unter uns unerhört seyn müsse. Denn wir kennen Gott und unser Verhältniß zu ihm. Die künftige Rechenschaft gehört zu unserm christlichen Glauben; und bey unsern gemeinsamen Andachten ist es unmöglich, daß uns jene Wahrheiten aus dem Gedächtnisse kommen.

Aber, wie ist nun unsere wirkliche Beschaffenheit? Herrschen unter uns keine Sünden und keine Laster mehr? — Fragen wir nur die traurige, beschämende Erfahrung! Leben nicht Manche unter uns so, als wäre kein Gott, kein allwissender Zeuge unserer Handlungen, kein Gericht und keine Vergeltung? — Woher dieser Unglaube? oder dieser Leichtsinn? oder jene Vorurtheile, welche, trotz der göttlichen Allwissenheit und Gerechtigkeit, der Strafe der Sünde dennoch zu entgehen hoffen? — Kommt es nicht zum Theil daher, weil unsere öffentlichen Unterweisungen zu wenig geachtet, weil unsere gemeinsamen Versammlungen zu sehr vernachlässigt werden, weil wir uns zu selten an Gott und an die Ewigkeit erinnern lassen?

Beherzigt das, Meine Freunde, an dem heutigen Tage, und heiliget euch zu bessern Vorsätzen! Ja, wer unter uns an dem ewigen Unterschiede zwischen Tugend und Laster nicht zweifelt, wer diesen Unterschied in seinem Gewissen findet; wer unter uns nicht leugnet, daß er einen höhern Richter über sein Leben anerkennen müsse; und wer unter uns wünscht, daß dieser Glaube ihm und der Welt nie fremd werde: der erneuere auch jetzt den Vorsatz, nicht zu verlassen unsere Versammlungen, bey welchen er in diesem Glauben befestigt, und zur weisen Einrichtung des Le-

bens ermuntert wird. — Denn auch für uns schlägt die Stunde der Rechenschaft. Später oder früher, aber sie erscheint gewiß; so gewiß wir ein Gewissen haben; so gewiß wir sterblich sind! Möge sie uns nicht schrecklich seyn! Amen.

Achtzehnte Predigt.

Wozu soll uns die Bemerkung dienen, daß das Schicksal des Menschen nicht immer seinem Werthe entspricht?

Am dritten Sonntage des Advents, 1799.

Ueber

Matth. 11, 2 — 10.

Gottes Geist, der ein Geist der Wahrheit und des Rechts ist, sey auch jetzt in unsern Gemüthern wirksam! Er gebe, daß es wahr sey, woran wir erinnert werden, und daß diese Erinnerung nicht ohne Frucht für unsere Gesinnung bleibe! Amen.

Text,

Matth. 11, 2 — 10.

„Da Johannes im Gefängniß die Werke Christi hörete, sandte er seiner Jünger zween, und ließ ihm sagen: Bist du der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten? Jesus antwortete, und sprach zu ihnen: Gehet hin und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret: die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Todten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, der sich nicht an mir ärgert. Da die hingiengen, fieng Jesus an zu reden zu dem Volk von Johanne: Was seyd ihr hinaus

gegangen in die Wüste zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das der Wind hin und her wehet? Oder was seyd ihr hinaus gegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häusern. Oder was seyd ihr hinaus gegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Propheten sehen? Ja, ich sage euch, der auch mehr ist, denn ein Prophet. Denn dieser ists, von dem geschrieben stehet: Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten soll."

Johannes, mit dessen Lobe dieses Evangelium schließet, gilt für einen der merkwürdigsten und besten Menschen in der Jüdischen Geschichte. Das Zeugniß unseres Heilandes erhebt dieses Urtheil über allen Zweifel, und selbst sein königlicher Gegner, der ihn aus schwachem Nachgeben gegen seine erzürnte Gemahlin in das Gefängniß geworfen hatte, und aus noch schwächerem ihn enthaupten ließ, konnte ihm seine Achtung und sein Bedauern nicht versagen. Gewiß ein unverdächtiges Zeugniß für den Werth des Mannes! — Und was wir von ihm in der evangelischen Geschichte aufgezeichnet finden, beweiset, daß er ein Mann von richtigen Einsichten, von strengen Grundsätzen und von fester, unerschütterlicher Tugend war; ein Mann, ganz werth, nach seinen Einsichten, nach seiner Rechtschaffenheit, nach seiner reinen Sittenlehre und nach seinem schuld-

losen Wandel, der Vorläufer dessen zu seyn, der die christliche Religion und die christliche Kirche stiftete.

Aber dieser Mann von so entschiedenem Werthe war dabey sehr unglücklich; und sein Schicksal entsprach nicht seinem Verdienste. Seine Sittenlehre und der Muth, mit dem er sie anwandte, führte ihn in das Gefängniß, und ein fröhlicher Tag seines mächtig schwachen Herrn kostete ihm das Leben. So ist auch er ein Beyspiel zu der Bemerkung, daß das Schicksal des Menschen nicht immer seinem Werthe entspricht, daß die besten Menschen oft das traurigste Schicksal haben. — So bekannt diese Bemerkung ist, so sehr verdient sie unsere Beherzigung, weil sie einen großen, oft sehr nachtheiligen, Einfluß auf unsere Lebensgrundsätze, auf unsere Urtheile und selbst auf unsern Glauben zu haben pflegt. Ich will daher die Frage aufwerfen:

Wozu uns die Bemerkung dienen soll, daß das Schicksal des Menschen nicht immer seinem Werthe entspricht?

Ich will zuerst die Bemerkung selbst und ihre Wahrheit erläutern; und dann von dem Einflusse reden, den diese Bemerkung auf unsere Grundsätze, auf unsere Urtheile und auf unsern Glauben haben oder nicht haben darf.

Die Sache selbst, daß das Schicksal des Menschen nicht immer seinem Werthe entspricht, ist keinem Zweifel unterworfen. Schon unser gewöhnliches Urtheil: dieses hat er nicht verdient; das ist ein zu hartes Loos, das ihn trifft; oder: das ist mehr Glück als Verdienst, und ähnliche Redensarten, die sehr häufig gehört werden und nicht immer unrichtig sind — schon diese Urtheile und Redensarten, und das Bedauern, das innige Bedauern, das wir so Manchem schenken, von dem wir glauben, daß er ohne sein Verschulden unglücklich ist — dieses alles beweiset, wie oft die Sache in der Erfahrung vorkomme.

Aber auch eine nähere Entwickelung dessen, was wir das Schicksal eines Menschen und was wir seinen Werth nennen, verbunden mit einem Blicke in die wirkliche Welt, bestärkt uns in jenem Urtheile.

Ich darf eine so bekannte Sache nur durch einige Bemerkungen erläutern.

Bey dem Schicksale eines Menschen — da denken wir seinen äußerlichen Zustand; die Begebenheiten, die ihn treffen, und den ganzen Gang, den sein Leben vom Anbeginn bis zum Tode nimmt. Dahin rechnen wir also seine körperliche Gesundheit oder seine Kränklichkeit, seine Dürftigkeit und seine Armuth oder seinen Wohlstand und seinen Reichthum, die kürzere oder längere Dauer seines Lebens, seinen natürlichen oder gewaltsamen Tod;

den Stand, in welchem er gebohren oder in welchen er versetzt ward, die Erziehung, die er empfieng, den Unterricht, den er genoß, die Beyspiele, die er sah. Dahin gehören die Ereignisse der Natur, die ihn trafen, und die seinem äußerlichen Glücke entweder vortheilhaft oder nachtheilig waren; dahin gehört die Achtung und Erhebung, die er unter seinen Mitmenschen fand, oder die Gleichgültigkeit und Verfolgung, der er sich ausgesetzt sah; dahin gehören die Freuden oder der Schmerz des Hauses und der Familie — dies alles und so vieles andere, das seinen äußern Zustand betrifft, es sey verschuldet oder unverschuldet, verdient oder unverdient, pflegen wir das Schicksal des Menschen zu nennen.

Von diesem Schicksale ist nun der Werth des Menschen sehr verschieden. Wenn überhaupt die Frage aufgeworfen wird, worin der Werth des Menschen bestehe? so müssen wir denselben entkleiden von allem, was ihm zufällig ist, was an ihm so oder anders seyn kann. Der Werth eines Menschen richtet sich hauptsächlich nach seiner Gesinnung, nach seinen Grundsätzen, nach seiner Handlungsweise. Zwar haben auch Kenntnisse und Geschicklichkeiten auf den Werth des Menschen einen sehr großen Einfluß; besonders richtet sich danach die Brauchbarkeit und Nützlichkeit in manchen besondern Verhältnissen und Geschäften. Aber wenn unser Werth groß seyn soll, so muß dazu die Ge-

neigtheit kommen, von jenen Kenntnissen und Geschicklichkeiten nur den Gebrauch zu machen, den wir, nach unserm Gewissen, für den erlaubten und pflichtmäßigen erkennen. Je größer hier die Festigkeit unseres Gemüthes ist, je weniger wir uns selbst eine Ausnahme erlauben, je mehr andere darauf rechnen können, daß wir in dem Verhältnisse, in welchem wir stehen, unsere Pflicht thun werden, ohne Rücksicht auf Personen, ohne uns durch Furcht schrecken oder durch Hoffnung verführen zu lassen, je größer hierbey unsere Festigkeit und unsere Unerschütterlichkeit ist — kurz, je weniger wir von den Grundsätzen weichen, die wir einmal als die richtigen erkannt haben, um desto größer ist unser Werth. Wer daher nicht gleichgültig gegen Kenntnisse ist, die ihn der Welt brauchbar machen; wer dabey ein rechtschaffenes Herz besitzt, seine Nebenmenschen mit Wohlwollen umfaßt, und ihnen nach seinen Kräften und Kenntnissen nützlich zu werden strebt, der ist es, der einen vorzüglichen Werth hat. Denn Rechtschaffenheit, Kenntnisse und ein gutes, wohlwollendes Herz, das sind die Bestandtheile, die den Werth des Menschen ausmachen.

Wie richtig diese Begriffe sind, das erhellet nicht deutlicher als aus dem Gegentheil. So wie es unmöglich ist, daß wir dem Manne, der mit richtigen Einsichten eine unerschütterliche Festigkeit verbindet, den keine Furcht und keine Hoffnung wan-

kend macht, und der dabey eine wohlwollende, liebreiche Gesinnung zeigt, — wie es unmöglich ist, daß wir einem solchen Manne unsere Hochachtung und Bewunderung versagen, und seinen Werth verkennen; eben so unmöglich ist es, daß wir den Unwissenden, der nicht weiß, was seine Pflicht fodert, den Schwachen, der sich durch jedes Wort, durch jede Drohung beugen läßt, den Unempfindlichen und Harten, dem es gleichgültig ist, wie die Empfindungen seiner Mitmenschen sind, wenn nur er sich wohlbefindet, unserer Hochachtung werth achten, und gegen einen solchen Nichtswürdigen die Gesinnung hegen sollten, die nur dem Verdienste gebührt.

Aber so gewiß es ist, daß zwischen dem Schicksale und dem Werthe, zwischen den äußern Umständen und dem Verdienste eines Mannes ein grosser Unterschied zu seyn pflegt; eben so gewiß ist es auch, daß die äußern Umstände des Menschen nicht immer seinem Verdienste entsprechen, daß der beste und verdienteste Mensch oft sehr unglücklich, und der schlechteste und verworfenste oft sehr glücklich ist.

Ich enthalte mich, Beyspiele dieser Art anzuführen, da sie uns in der täglichen Erfahrung und in der Geschichte so häufig vorkommen; und ich schränke mich allenfalls auf diejenigen ein, welche uns unser Evangelium und die Geschichte unserer Religion darbieten.

Eben dieser Johannes, der so viel richtige Einsicht in das Wesen der Religion besaß, der eine so feste Unerschütterlichkeit des Charakters hatte, daß er das Unrecht tadelte, wo er es sah, auch an den Großen der Erde; der seine Zeitgenossen zu mehrerer Sittlichkeit zu führen die wohlwollende Absicht hatte — dieser Johannes war nicht nur von zeitlichen Glücksgütern entblößt, sondern seine Rechtschaffenheit führte ihn auch in das Gefängniß und zur Enthauptung. Welch ein Mißverhältniß zwischen dem Werth und dem Schicksal, zwischen dem, was ein Mensch verdient und was er wirklich erlebt! Und unser Heiland, den seine Einsichten noch über den Johannes erhoben, der die Religion der Rechtschaffenheit und der Liebe stiftete, hatte ein ähnliches Schicksal.

Aber auch heutiges Tages ist es nicht anders; und es fehlt in keinem Stande, in keinem Verhältnisse, in keinem Striche der Erde an Beyspielen, wie die unschuldige verdiente Tugend auf eine ausgezeichnete Art leidet und gemißhandelt wird, — und wie der verruchteste Bösewicht auf eine empörende Art glücklich ist und triumphirt.

Wozu soll uns eine Bemerkung dienen, die so wahr und doch so empörend ist? Der Eindruck, den sie auf die menschlichen Gemüther macht, und die Wirkung, die sie bey ihnen hervorbringt, ist sehr verschieden. Manchen scheint sie der unüberwindlichste Einwurf gegen die Gerechtigkeit der Vor-

sehung zu seyn; bey andern ist sie der unerschütterlichste Beweis für die Unsterblichkeit und ein künftiges Leben. Manche verwechseln bey der Beurtheilung ihrer Mitmenschen Glück und Werth, Unglück und Unwerth; sie halten den minder Glücklichen für nichtswürdig, und der äußere Glanz des wirklich Nichtswürdigen verbirgt ihnen seine innere Häßlichkeit. Und, was das traurigste ist, noch andere lassen sich vielleicht verleiten, bey diesem Gange der Dinge, einem bessern Schicksale und dem äußerlichen Glücke ihren Werth und ihre Tugend aufzuopfern.

Untersuchen wir in dem zweyten Theile unserer Betrachtung, wozu wir jene Bemerkung anwenden sollen?

Darf uns diese Bemerkung zum Unglauben und zur Bezweiflung der göttlichen Vorsehung verleiten? — Traurig wäre es, wenn dieses die richtige und nothwendige Folgerung aus jener Bemerkung wäre! Nein, Meine Freunde, ob es gleich wahr ist, daß hier in der Welt die Tugend und das Verdienst öfters leidet, und das Laster und die Nichtswürdigkeit öfters glücklich ist; ob es gleich wahr ist, daß das Schicksal der Menschen nicht immer ihrem Werthe entspricht: so müsse uns doch diese Bemerkung keinesweges zur Bezweiflung der Vorsehung und der Gerechtigkeit Gottes leiten, sondern unsere Hoffnung eines andern Zustandes nach dem Tode um so mehr begrün-

den. Die Ursachen, wenn wir auch nicht auf die heilige Schrift sehen, wenn wir nur unsern Verstand befragen, sind folgende:

Es ist doch unleugbar, Meine Freunde, daß in der Welt, daß in der Einrichtung der menschlichen Natur, daß in dem Gange der Begebenheiten zu viel Verstand, zu viel Folge und Zusammenhang ist, als daß wir glauben könnten, daß eine höhere verstandlose oder bösartige Macht mit uns ihr verwirrendes quälendes Spiel treibe. Und das müßte sie, wenn die Tugend, auch nur einmahl, ohne Ersatz unglücklich, und das Laster, auch nur einmahl, ohne Vergeltung glücklich seyn sollte. Ich kann nicht von mir erhalten, den Unterschied zwischen Recht und Unrecht für einen Betrug meiner Einbildungskraft zu halten; es ist mir unmöglich, beydes in einzelnen Fällen zu vermischen. Aber eben so unmöglich ist mir, zu urtheilen, daß der Rechthandelnde zu leiden und verfolgt zu werden, und der Bösewicht glücklich zu seyn verdiene; sondern wir alle stimmen darin überein, daß der Rechtschaffene und Verdienstvolle auch dessen, was wir ein gutes Schicksal uennen, würdig sey, und daß der Nichtswürdige und Böse auch das entgegengesetzte Schicksal verdiene. In diesen Begriffen sind wir so einig, als schwerlich in andern. Aber wenn dies so ist, und wenn wir dabey nicht leugnen können, daß diese Begriffe von dem Urheber unserer Natur und dem Schöpfer der Welt herrühren; wollen wir

dann nicht glauben, daß er selbst darnach handeln und die Welt nach jenen Begriffen regieren werde? Wäre er, ohne diese Voraussetzung, nicht im Widerspruche mit sich selbst? — Aber wenn dies nun wäre, sind wir dann nicht genöthigt anzunehmen, was auch sonst so viele Beweise bekräftigen: daß die Regierung Gottes über die Welt mit dem gegenwärtigen Leben nicht endet, und daß noch ein Zustand kommen müsse, in dem die Gerechtigkeit Gottes gerechtfertigt wird, und in dem jeder das Loos findet, das seine Thaten verdienten, in welchem sein Schicksal seinem Werthe vollkommen entspricht? — So urtheilt die Vernunft, so entscheidet die heilige Schrift; und hiermit stimmt unser natürliches unverdorbenes Gefühl überein, wenn wir die Sache in Beyspielen ansehen. Oder war Gefängniß und Enthauptung der letzte, nach dem Urtheile Gottes, verdiente Lohn der Rechtschaffenheit des Johannes? War die Kreuzigung das, was unsern Heiland mit Recht erwartete? — Empört dieser Gedanke nicht unser Gefühl? und müssen wir nicht um so mehr die Hoffnung ergreifen, welche uns auch andere Gründe darbieten, daß ein künftiger Zustand zu erwarten steht, daß Gottes Vorsehung sich nicht auf dieses Leben einschränkt? müssen wir nicht um so mehr glauben, daß es wahr ist, was die heilige Schrift sagt, daß sich diese Aufgabe dort lösen, daß uns dann im Lichte erscheinen wird, was wir hier im Dunkeln sahen? — Weit gefehlt also, daß uns

diese Erfahrung an Gott und Vorsehung zweifelhaft machen sollte, mag sie uns vielmehr in dem Glauben an die künftige Vergeltung bestärken.

So wenig uns die Bemerkung, daß das Schicksal des Menschen nicht immer seinem Werthe entspricht, an der Gerechtigkeit Gottes zweifelhaft machen soll, eben so wenig soll sie uns bey der Beurtheilung des Werthes unserer Mitmenschen irre führen.

Es ist leider! nur zu gewöhnlich, daß wir Menschen über den Werth und das Verdienst anderer nach ihrem Schicksal und nach ihren äußerlichen glänzenden oder dunkeln Umständen urtheilen, und darnach auch die Zeichen unserer Achtung oder unserer Gleichgültigkeit und Verachtung austheilen. Zwar ist es nicht mit Unrecht gewöhnlich, daß wir mit gewissen glänzenden Vorzügen auch äußere Ehrerbietung und die Zeichen der Hochachtung und Verehrung verknüpfen. Aber das ist es auch nicht, wovon ich hier rede. Jedermann weiß, daß jene äußerliche Ehrerbietung, die dem Stande widerfährt, sehr verschieden ist von der innern Hochachtung, die dem Menschen und dem Verdienste erwiesen wird, und daß jene Ehrerbietung oft mehr eine Erinnerung an das, was Personen jener Stände und Aemter zu verdienen suchen sollen, als wirkliche Dankbarkeit für bereits erworbene Verdienste ist. Aber das ist es auch nicht, wovon hier die Rede ist; sondern davon:

Es ist nur zu gewöhnlich, daß wir einen unglücklichen, verfolgten, gestraften Mann auch wirklich des Unglücks, der Verfolgung und der Strafe werth achten, daß wir uns dadurch über den wahren Werth des Menschen verblenden, und unser Urtheil über die Güte seiner Sache nach seinem Schicksale und nach ihrem Ausgange, nicht nach ihren Gründen und nach ihrer Beschaffenheit beurtheilen. Nicht so unser Heiland. Obgleich Johannes im Gefängniß saß; obgleich er, wie es scheint, unglücklich genug war, in seinem traurigen Zustand an Jesu selbst irre zu werden; obgleich er das Urtheil eines Hofes gegen sich hatte: so verkannte unser Heiland seinen Werth dennoch nicht, sondern versicherte: daß es wohl der Mühe werth gewesen sey, daß das Jüdische Volk, ihn zu suchen, in die Wüste gegangen sey, indem er mehr werth sey, als alle Propheten der Vorzeit.

So läßt der helle und unpartheyische Mann sein Urtheil nicht durch äußere Umstände leiten, sondern verkennt auch in dem Unglücklichen, Verfolgten das wahre Verdienst nicht, und unterscheidet sich auch dadurch von der blinden abhängigen Menge.

Aber der gefährlichste Abweg, auf welchen jene Bemerkung, daß das Schicksal des Menschen nicht immer seinem Werthe entspricht, daß die Tugend oft verfolgt wird, indeß das Laster glücklich ist, führen könnte, ist der, wenn man sich verleiten läßt, dem äußerlichen Glücke und einem

bessern Schicksale seine Pflicht und seinen Werth aufzuopfern. Ach! und leider ist dies ein nur zu gewöhnlicher Fall; ein Fall, der, wenn er auch bey ruhiger Ueberlegung der Sache nicht gebilligt wird, doch nur zu häufig in der Erfahrung vorkommt.

Wenn die Frage aufgeworfen wird: wornach soll der Mensch vorzüglich streben, nach Glück oder nach Werth? soll er, in bedenklichen Fällen, seinen Werth und seine Pflicht dem Glücke aufopfern? — so antwortet vielleicht der größte Theil: Es leidet keinen Zweifel, daß man vielmehr recht handeln, daß man lieber tugendhaft als glücklich zu seyn wünschen muß; wer wollte das Gegentheil behaupten? — Aber im Herzen denkt er vielleicht: das ist eine hohe, schwärmerische Sittenlehre, wer mag sie befolgen?

Ja, ich glaube, daß sie schwer zu befolgen ist, besonders dem, der sie ohne die Hülfe der Religion befolgen will.

Und doch so schwer sollte sie seyn? — Mich dünkt, es kommt hierbey nur auf frühe und feste Gewöhnung an. Es giebt doch gewisse Vorschriften der Sittenlehre, die wir ohne Bedenken beobachten, wenn ihre Uebertretung uns auch den größten Vortheil brächte, weil wir früh ge-

wöhnt worden sind, ihre Uebertretung für unrecht zu halten.

Jemanden das Seine zu nehmen, einen Raub, eine offenbare Unbarmherzigkeit zu begehen, das können vielleicht viele, auch abgesehen von dem Glauben an Gott, schon aus dem Grunde nicht von sich erhalten, weil sie es für unrecht halten, weil es ihr Gewissen untersagt. Sollte aber das, was in diesen Fällen möglich ist, bey andern Vorschriften der Sittenlehre und des Gewissens nicht auch der Fall seyn können? — O gewiß, wenn man sich nur an den Grundsatz gewöhnt, und ihn zu übertreten sich nicht erlaubt: ich darf nicht unrecht thun, weil es unrecht ist, und weil es mein Gewissen untersagt, gesetzt, daß ich auch darüber manchen Vortheil entbehren oder manchen Nachtheil erfahren sollte; zumahl, da ich über Schaden und Vortheil nicht entscheidend urtheilen kann. Denn auch oft bleibt der Vortheil, den ich von dem Verbrechen hoffte, aus; und der Nachtheil, den ich von der Tugend fürchtete, tritt nicht ein.

Solche Betrachtungen sind auch ohne Religion im Stande, uns der Tugend treu zu erhalten. Aber noch mehr vermag es die Religion. Dieser wird jede Aufopferung für die Tugend leicht.

Denn der Religiöse urtheilt so: ob ich so oder so handeln soll, das hängt nicht von meiner Willkühr ab, sondern von meinem Gewissen und von der Vorschrift dessen, von dem ich ganz abhängig bin. Seinen Willen zu thun, das ist meine Pflicht. Um die Folgen darf ich unbekümmert seyn. Ob ich dadurch reich oder arm, geachtet oder verfolgt werde, das ist zunächst nicht meine Sorge. Meine Sorge ist nur, daß ich nicht Unrecht handle. Das Uebrige wird die Gottheit fügen. Und ich habe ein zu großes Vertrauen zu ihrer Weisheit und Güte, als daß mich das je bekümmern sollte. Ich will nur meine Pflicht thun, den Erfolg überlasse ich ruhig der höhern Weisheit, die die Welt und auch mein Schicksal regiert. Das sind die Grundsätze des Religiösen, die ihn vor der Gefahr sichern, seine Tugend und Pflicht dem Glücke und den Umständen aufzuopfern. Möchten sie die Grundsätze aller Menschen, möchten sie auch die unsrigen seyn.

Auch wir, Meine Freunde, machen in unserm Kreise die Erfahrung, daß der Verdiente nicht immer der Glückliche ist, daß der Nichtswürdige oft ein Schicksal hat, über das wir uns wundern müssen.

Möge uns diese Bemerkung nie zweifel-

haft an der göttlichen Vorsehung machen, möge sie auch uns in der Hoffnung befestigen, daß ein künftiger Zustand zu erwarten ist, daß Gottes Gerechtigkeit sich verherrlichen und daß endlich jeder den verdienten Lohn für seine Thaten finden wird.

Möge auch uns diese Bemerkung nie zu der Verkehrtheit verleiten, den Werth eines Menschen nach seinem Glücke zu beurtheilen! möge sie uns vorsichtig in der Beurtheilung der Unglücklichen machen, weil wir so leicht in Gefahr sind, die leidende Unschuld durch ein hartes Urtheil zu kränken; und wer möchte eine solche Verschuldung auf sich laden? Und haben wir Vorzüge, o so müssen sie uns zur Bescheidenheit und zu der Prüfung auffordern, ob wir sie auch wirklich verdienen?

Am allermeisten aber, meine Freunde, wollen wir den Grundsatz der Klugen dieser Welt verabscheuen: daß man die Tugend dem Glücke, seine Rechtschaffenheit dem Schicksale und den Umständen aufopfern müsse. Wäre dieser Grundsatz wahr, dann mußte Johannes, damit er dem Gefängniß entgienge, statt des strengen Sittenlehrers, den höflichen Heuchler machen! Dann mußte unser Heiland, damit ihn die Kreuzigung nicht träfe, von Jerusalem fliehen und seine

Sache verlassen! Dann wäre die Tugend nicht mehr der zweifellose Ausspruch des Gewissens und die Vorschrift Gottes, sondern das Spiel äußerer Umstände. — Gewiß, ein Grundsatz, den nicht ein guter, sondern ein böser Geist uns eingeben kann; ein Grundsatz, vor dem Gott jedes menschliche Herz und auch das unsrige bewahren wolle! Amen.

Neunzehnte Predigt.

Empfindungen und Vorsätze einer Gemeine, welche sich freuet, noch im Besitze der christlichen Religion zu seyn.

Am ersten Weyhnachtsfeiertage. 1800.

Ueber

Luk. 2, 1 — 14.

Gott sey uns gnädig und segne uns! Er lasse sich die Feyer dieser festlichen Tage wohl gefallen! Er gebe, daß dadurch unsere religiösen Empfindungen belebt werden. Amen!

Meine christlichen Zuhörer.

Wenn wir uns, in diesen Tagen, der Geburt Jesu freuen, und Gott dafür unsern öffentlichen gemeinschaftlichen Dank darbringen: so geschieht dies in der Ueberzeugung, daß sein Leben eine große Wohlthat für das menschliche Geschlecht und für uns war, daß wir ohne diese Begebenheit einen Vortheil entbehren würden, dessen Genuß uns zum feyerlichen Dank gegen die Vorsehung auffordert. Aber wenn wir uns selbst die Frage vorlegen: aus welchem Grunde das Leben Jesu eine so große Wohlthat für die Menschen, die ihn kennen, ist, und worin der Vortheil besteht, der uns zu dankbaren Empfindungen an dem heutigen Tage auffordert; so werden wir uns leicht in der Antwort vereinigen:

weil er der Stifter einer beſſern, weit verbreiteten Religion ward; weil auch wir dieſe beſſere Religion kennen, und weil ſie diejenige iſt, die unter uns öffentlich bekannt wird.

Auf dieſe Art verwandelt ſich das Geburtsfeſt Jeſu in ein Dankfeſt für den Beſitz des Chriſtenthums; und es iſt klar, daß nur derjenige an dieſem Feſte und an unſerer Feyer Theil nehmen könne, der den Werth der chriſtlichen Religion kennt, und der davon ein ſo lebhaftes Gefühl hat, daß er, um der Vorſehung ſeinen Dank dafür darzubringen, an dieſer heiligen Stätte erſchienen iſt.

Ob ich nun gleich gern vorausſetze, daß wir alle, die wir hier gegenwärtig ſind, uns in dieſer erwünſchten Stimmung befinden; ob ich gleich gern glauben will, daß unter uns kein Leichtſinniger iſt, der ohne jene Ueberzeugung und Abſicht, gleichſam als ein Fremder, aus Neugierde oder aus andern Urſachen ſich hier eingefunden hat; und ob es alſo gleich ganz überflüſſig ſcheinen könnte, uns, um uns zum Dank gegen die Vorſehung und zur Freude über Jeſum vorzubereiten, vorher an die Vorzüge einer Religion, wie die unſrige, zu erinnern: ſo hat mir doch eben dieſes die ſchicklichſte Sache geſchienen, von der ich, wenigſtens zur Belebung unſerer Gedanken und Empfindungen, zu uns reden müßte, weil alsdann, nach einer ſolchen Erinnerung, unſere Freude deſto natürlicher, unſer Dank deſto herzlicher und unſere Entſchließung um

so reiner und fester seyn kann. — Gott gebe, daß dieses der Erfolg unserer Andacht sey!

Text,

Luk. 2, 1 — 14.

„Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augusto ausgieng, daß alle Welt geschätzet würde. Und diese Schatzung war die allererste, und geschahe zur Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war. Und Jedermann gieng, daß er sich schätzen ließe, ein Jeglicher in seine Stadt. Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das Jüdische Land, zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum, daß er von dem Hause und Geschlecht Davids war, auf daß er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe, die war schwanger. Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebähren sollte. Und sie gebahr ihren ersten Sohn, und wickelte ihn in Windeln, und legte ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bey den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Heerde. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie, und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk wiederfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland gebohren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen, ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer

Krippe liegen. Und alsbald war da bey dem Engel die Menge der himmlischen Heerschaaren, die lobten Gott und sprachen: Ehre sey Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.„

Dies ist die Erzählung von einigen Umständen der Geburt Jesu, an die wir uns in diesem Feste zu erinnern pflegen. Aber uns ist unser Heiland nicht sowohl wegen seiner Geburt, als vielmehr wegen der Verdienste, die er sich um die Welt erworben hat, und an denen auch wir Theil nehmen, merkwürdig. Und wir freuen uns insbesondere seiner Religion, die unter uns — Dank sey der Vorsehung! — noch gekannt und geschätzt wird. — Ich will daher

von den Empfindungen und Vorsätzen einer Gemeine reden, welche sich freuet, noch im Besitze der christlichen Religion zu seyn.

Ich werde zuerst an einige Gründe ihrer Freude erinnern; und dann auf die Empfindungen und Vorsätze hinweisen, welche die Wirkung dieser Freude zu seyn verdienen.

Sollten wirklich erhebliche Gründe vorhanden seyn, aus welchen eine christliche Gemeinde sich freuen kann, daß sie im Besitz dieser Religion ist? — Diese Gründe müssen aus der Beschaffenheit dieser

Religion hervorgehen; und die Vortrefflichkeit der christlichen Religion wird auf einem doppelten Wege erkannt, entweder aus der Vergleichung mit andern Religionen, besonders derjenigen, in deren Stelle sie getreten ist; oder aus den Wirkungen und Früchten, die sie hervorbringt. — Ich will über beyde Arten der Gründe einige Bemerkungen machen.

Die Vortrefflichkeit der christlichen Religion, und also auch die Gründe, aus welchen man sich freuet, in ihrem Besitze zu seyn, erhellet zunächst durch Vergleichung, besonders mit den Religionen, in deren Stelle sie getreten ist, oder die ihre Stelle unter uns einnehmen würden.

Ich bin nicht gemeynt, eine weitläuftige Vergleichung der christlichen Religion mit so manchen andern abergläubigen und abgöttischen, zum Vortheil jener und zum Nachtheil dieser, anzustellen; aber an Einiges, was selbst aus der heiligen Schrift uns allen bekannt ist, und was sich hauptsächlich auf die jüdische und heydnische Welt zur Zeit Jesu bezieht, werde ich nicht ohne Erfolg erinnern.

Es ist bekannt, daß die christliche Religion das Judenthum und Heidenthum, einem großen Theile nach, zerstört, und ihren Platz eingenommen hat. — Es ist daher die Frage: ob wir bey dieser Veränderung gewonnen oder verlohren haben? ob wir uns dessen zu freuen und der Vorsehung dafür zu danken haben?

Das Judenthum, auch in seinen reinsten Begriffen, getrennt von aller Ausartung und Abgötterey, war, wenn wir auch der Sittenlehre desselben eine Reinheit zugestehen, die sie doch offenbar in vielen Schriften des Alten Testaments und zur Zeit Jesu nicht hatte, wenigstens ein sehr beschwerlicher und kostbarer Gottesdienst, dessen pomphafte Gebräuche noch dazu den Geist nicht erleuchteten und das Herz nicht veredelten. Ein Tempel im ganzen Lande, mußte das Volk jährlich dahin auf eine beschwerliche Art wallfahrten! — Und dann welche ängstliche an Zeit und Ort gebundene Gebräuche! — Und dabey konnte man sehr streng in der Beobachtung aller Vorschriften des Gesetzes, und doch ein unredlicher und innerlich bösgesinnter Mensch seyn. Man konnte Gott versöhnen, und im Herzen Haß gegen seinen Bruder haben. Man konnte den Sabbath, durch Enthaltung von Arbeit, heiligen, und darüber einen Menschen zu Grunde gehen lassen. Man konnte, wenn man nur Opfer brachte, seine dürftigen Eltern darben lassen. — Wenn die christliche Religion auch wirklich nicht bessere Menschen machte, als die jüdische; so haben doch die Bekenner Jesu wenigstens den Vortheil vor dem Volke der Juden voraus, daß ihre Religion ihnen nicht eine Menge lästiger, kostbarer und unnützer Gebräuche auflegt, welche selbst den eifrigen Bekennern jener Religion kaum erträglich scheinen; und daß wir von dem Wahne befreyet sind,

als könne und müsse dadurch der Gottheit ein Dienst erwiesen werden. Wer einen Theil der Menschen von diesem Wahne befreyet, und ihnen eine Religion empfiehlt, die die Gottheit mit Geist und Herz anbeten lehrt, erwirbt sich kein geringes Verdienst; und welche Menschen den Vorzug haben, diese Veränderung zu wählen, die haben Ursach sich dieser Veränderung zu freuen.

So ist es, wenn wir die christliche Religion mit der mosaischen, in ihrer größten Reinheit, in Vergleichung setzen. Und nicht anders ist es, wenn wir die christliche Religion gegen das Heidenthum halten, welches sie verdrängt und wovon sie auch uns in unsern Vorfahren befreyet hat. Das Heydenthum, mit seiner Vielgötterey, ist von einer Beschaffenheit, daß, mich dünkt, gar nicht die Frage seyn kann: ob derjenige gewinnt, der von dem Heydenthume zu dem Christenthum übertritt.

Es ist doch weniger empörend, einen vollkommnen Geist anzubeten, welcher die Welt regiert und in Ordnung erhält, als eine Menge kleiner, unbedeutender, lächerlicher oder schändlicher Götter zu glauben. — Jener Glaube ist doch für die Sittlichkeit und Tugend weit unbedenklicher, als dieser. Und die Feste, Opfer, Geschenke, und was damit zusammenhängt, mit welchen jene Gottheiten verehrt werden sollen — sie sind doch wahrlich kein Vortheil für das arme geplagte menschliche Geschlecht! Und ich dächte, es litte schon aus diesem

Grunde keinen Zweifel, daß man sich zu freuen Ursach habe, wenn man die heydnische Religion mit der christlichen vertauschen kann.

Aber die Vortrefflichkeit dieser Religion erhellt auch, ohne Vergleichung, aus ihrer eigenen Beschaffenheit, und aus den Wirkungen, die sie für die Gesinnung, für die Tugend und Ruhe der Menschen hervorbringt.

Man kann die christliche Religion, wenn sie recht gekannt und gewissenhaft geübt wird, die Religion des Zutrauens zu Gott, die Religion der Rechtschaffenheit und die Religion der Menschenfreundschaft nennen. Denn dieses sind die Wirkungen, die sie unfehlbar hervorbringt.

Es ist doch sehr erwünscht für den Menschen, der so abhängig und oft darüber so unruhig ist, zu wissen und zu glauben, daß er im Grunde zwar von einem höhern Wesen, aber von einem solchen abhange, welches Macht, Weisheit und Güte in sich vereinigt, welches jedem lebenden Geschöpf wohl will, welches in seinen Gesinnungen am schicklichsten unter dem Bilde eines Vaters dargestellt wird; von einem Wesen, welchem die ganze Natur mit allen ihren Kräften gehorcht, welchem jede Ungerechtigkeit fremd ist, welches alle Begebenheiten der Welt kennt, verbindet, lenkt, und ohne dessen Kenntniß, Zulassung und Regierung auch den einzelnen Menschen nichts treffen kann. Weisheit, Gerechtigkeit, Güte regiert die Welt; kein Haus, kein

Reich wird mit der Ordnung regiert, wie das große Reich der Welt. — — Ich sage, diese Vorstellungen haben etwas so beruhigendes und erheiterndes, daß man demjenigen Glück wünschen muß, der sich von ihrer Wahrheit überzeugt, und sie daduch zu den seinigen gemacht hat. Und es bleibt nur der Wunsch übrig, daß er diese Begriffe fest halte, daß er sie oft in seine Seele rufe und auf sich und seinen Zustand anwende. — Aber jenes sind die Begriffe der christlichen Religion, und auch hiezu bietet sie die Gelegenheit dar.

Die christliche Religion ist ferner, nach einem ihrer Hauptzüge, die Religion der Rechtschaffenheit.

Wenn dem einzelnen Menschen etwas wünschenswerth seyn kann, so ist es gewiß dies, daß er sich zu dem Sinn erhebe und darinn befestigte, durchaus gut gesinnt zu seyn, und recht und gewissenhaft zu handeln; und dazu, denke ich, soll ihm die Religion behülflich seyn. Daß er sich keinen Betrug, keine Ungerechtigkeit, keine Härte erlaube, daß er seine Pflicht überall, auch ungesehen und unbelohnt von Menschen, thue, daß er überhaupt seine Ueberzeugung von Recht und Unrecht, oder sein Gewissen, zur Richtschnur seiner Handlungen mache, und daß er seine Kenntniß des Rechts und Unrechts von Irrthümern zu befreyen und immer mehr zu berichtigen suche — — das, dünkt mich, ist eine Eigenschaft, die jedem Menschen zu wün-

schen ist, und die ihm die Religion einflößen und befestigen soll.

Aber welche Religion kann dies mehr thun, als diejenige, welche alles für Sünde erklärt, was unser Gewissen zu thun verbietet; welche jede Art des Unrechts untersagt, welche nicht blos böse Handlungen, sondern auch jeden bösen Gedanken verdammt, und welche Reinheit des Herzens und der Gesinnung zur ersten und wesentlichsten Eigenschaft ihrer Bekenner macht? Welche Religion verdient mehr die Religion der Rechtschaffenheit und der Gewissenhaftigkeit zu heißen, als die christliche? Und sollte man nicht Ursache haben, demjenigen Glück zu wünschen, der diese Religion kennt, und der sich zu ihren öffentlichen Versammlungen hält, wo diese Gesinnungen erneuert und belebt werden?

Die christliche Religion ist endlich, und auch dies ist einer ihrer liebenswürdigsten Züge, die Religion der Menschenfreundschaft.

Wenn man über eine Eigenschaft der christlichen Religion einig ist, so ist es diese: daß sie die Menschen unter einander in Liebe verbindet — daß sie, wie bekannt, alle, als Kinder eines Vaters, als Glieder einer Familie betrachten lehrt — daß sie Wohlwollen, Barmherzigkeit und die Werke der Liebe gegen Jedermann, der uns nahe kommt, ohne Unterschied des Geschlechts, des Volkes, des Glaubens, gebietet — daß sie die aus diesen Belehrungen fließenden Handlungen zu der Bedingung des gött-

lichen Wohlgefallens und der künftigen Seligkeit macht, und daß sie uns die Gottheit selbst als das Muster in dieser Gesinnung vorhält.

Wenn man nun dem Menschen Glück wünschen muß, der eine freundliche, liebreiche, dienstfertige Gesinnung hat, der diese Gesinnung gegen Jedermann zeigt; wenn zu wünschen ist, daß sich jeder Mensch eine solche Gesinnung eigen mache und nach ihr handle: muß man dann nicht einer Gemeinde Glück wünschen, welche diese Religion kennt und schätzt, und welche sich bey ihren gottesdienstlichen Zusammenkünften, durch die Erinnerung an ihre Grundsätze und Lehren, in den Gesinnungen des Wohlwollens und der Menschenfreundschaft zu erhalten und zu stärken sucht?

Und das ist nun der glückliche Fall, in welchem sich die christlichen Gemeinden befinden; und der heutige Tag erinnert uns an diesen Vorzug. Und so komme ich von den Vorzügen der christlichen Religion zu den Empfindungen und Vorsätzen, welche aus jenem Besitze und aus der Erinnerung daran fließen.

Die erste und natürlichste Empfindung, die sich bey diesem Gedanken in unserer Seele erhebt, ist die Empfindung der Freude, und zwar einer Freude, wie sie vernünftiger und guter Menschen vorzüglich würdig ist. Es ist nehmlich nicht die Freude über ein kleines, unbedeutendes, sinnliches und vergängliches Gut; sondern es ist die Freude

über das Ernsthafteste, Wichtigste, Wohlthätigste, worüber sich verständige und gute Menschen zu freuen im Stande sind, es ist die Freude darüber: daß unter uns Zufriedenheit mit unserer menschlichen Bestimmung, Ruhe unter den Drangsalen des Lebens, stilles Vertrauen zu Gott herrschen kann; es ist die Freude über die leichtere Möglichkeit, daß Rechtschaffenheit und ein gewissenhafter Sinn unser und unserer Mitmenschen Eigenthum sey; es ist die Freude über die Aussicht: daß unter uns die Gesinnungen des Wohlwollens und der Menschenfreundschaft und die Werke der Liebe und Barmherzigkeit nie aussterben können. Giebt es unter allen Arten der Freude eine edlere, des Menschen würdigere und beseligendere Freude? Und das ist die Freude, die vorzüglich die unsere an dem heutigen Tage zu seyn verdient, eine Freude, durch die wir, wenn wir uns derselben im stillen Nachdenken überlassen haben, selbst besser werden. — Wer hat ein frommes, rechtschaffenes, menschenfreundliches Herz, und wollte nicht in diese Freude einstimmen?

Es ist natürlich, daß sich an diese Empfindung der Freude der Dank gegen die Vorsehung und die Achtung gegen den Mann anschließe, welcher die Welt mit jener Religion beseligte.

Wenn ich mir vorstelle, daß in der Welt,

daß unter uns eine Religion ist, welche die Menschen zufrieden, heilig, gerecht und menschenfreundlich machen kann, und wenn ich glaube, daß alles Große und Gute in der Welt unter der Leitung eines höhern Wesens steht: so erhebt sich unwillkührlich mein Herz zu Gott, und bringt dem die Empfindungen der Anbetung und des Danks dar, der diese Religion in der Welt entstehen ließ, und sie bis auf den heutigen Tag erhielt; der auch uns so glücklich seyn läßt, an dem Besitze dieser Religion Theil zu nehmen, und der auch unsere Zufriedenheit, unsere Hoffnungen, unsere Rechtschaffenheit und unsere liebreiche Gesinnung dadurch erhalten und belebt werden läßt! Wer unter uns glaubt an die Vorsehung, und vereinigt sich nicht zu diesem Dank?

Und mit welchen Empfindungen der Hochachtung, der Verehrung und Liebe finde ich mich gegen denjenigen erfüllt, der diese Religion des Zutrauens zu Gott, der Rechtschaffenheit und der Menschenfreundschaft stiftete, in der Welt einführte und ihr Märtyrer ward! O es bedarf alsdann, wenn ich mich solchen Betrachtungen überlasse, keiner Ermahnung zur Liebe und Verehrung gegen Jesum, indem ich unwillkührlich in Ihm einen der größten und edelsten Wohlthäter der Menschen sehe, und mich mit tiefer Achtung

und inniger Verehrung gegen Ihn durchdrungen fühle.

Dies, dünkt mich, sind Empfindungen, denen wir kaum ausweichen können, indem sie aus jenen so natürlichen Ueberlegungen auch eben so natürlich entspringen.

Aber diese Empfindungen werden noch erhöht, wenn wir damit die Ueberlegung verbinden, daß wir diese Religion noch besitzen, und wie und in welcher Gestalt wir sie besitzen.

Es sind bereits so viele Jahrhunderte verstrichen, seitdem ihr Stifter auf der Erde gelebt hat; und wir besitzen seine Religion noch! Wir, in einem Welttheile, weit entfernt von jenem, in welchem er lebte, und nachdem so manche Völker in der Nähe der Entstehung des Christenthums diese Religion wieder verlassen und mit einer andern vertauscht haben; und nachdem andere, in unserer Nähe, ihr wenigstens als der öffentlichen entsagt und sie mit mancherley Waffen bekriegt haben! So gleicht sie einem geretteten Gute, das uns um so werther geworden ist, und das wir um so theurer bewahren, je seltener das Glück ist, daß wir es empfinden, je größer die Gefahr war, es wieder zu verlieren, je heftiger der Sturm, aus dem wir es retteten.

Und wie ist sie uns erhalten, diese Religion? — Um so reiner, geläuterter, fruchtbarer. — Wie der Mensch durch Angriffe, durch Widerwärtigkeiten und Gefahren, in denen er sich aufrecht erhalten soll, seine Kräfte um so mehr brauchen lernt; wie er bey dieser Gelegenheit alles Unnütze, Lästige, Beschwerliche von sich wirft; wie er durch Prüfung im Leiden selbst besser, menschlicher, wohlwollender und dadurch ehrwürdiger wird: so ist es mit unserer christlichen Religion gegangen. Wir haben sie, wenn auch nicht aus den Händen der Feinde, doch nach dem Kampfe mit so manchem Feinde, um so reiner, ehrwürdiger und fruchtbarer erhalten; wir sind nun im Stande, sie um so mehr nach ihrem wahren Werthe zu schätzen und um so fruchtbarer anzuwenden. — Die Sache, von der ich hier rede, ist diese.

Auch die christliche Religion war, wie alles Gute unter den Händen der Menschen, auf mannigfaltige Art entstellt, unkenntlich gemacht und gemißbraucht worden. Der erfreuende Gedanke an das weise, heilige, allbelebende Wesen, der sich mit froher Empfindung aus dem menschlichen Herzen entwickelt, und das Herz zur Freude stimmt, war in einen schwerfälligen Glauben, dessen Worte kaum zu fassen und auszusprechen waren, und an deren jedem doch Seligkeit oder Verdammniß hieng, verwandelt,

— Die Lehre von den Verdiensten Jesu und seiner Erlösung war, anstatt die Religion der Rechtschaffenheit, der Gewissenhaftigkeit, der Heiligkeit und Unschuld zu unterstützen und die christliche Kirche in eine Gesellschaft solcher Mitglieder zu verwandeln, welche sich nur durch Fleiß in guten Werken auszeichneten — war in eine Anstalt verwandelt worden, die Menschen über ihre Sünden und Verbrechen zu trösten, und eine Zahl Lasterhafter, ohne Rechtschaffenheit, in den Himmel zu heben. — Und die Religion der Menschenfreundschaft, ach! war sie nicht in die Religion des Hasses, der Verfolgung, des Kriegs und der Martern verwandelt, und beynahe die Religion der Menschenfeindschaft geworden? — Mit blutendem Herzen wollen wir erkennen und nicht leugnen, daß es so war!

Dürfen wir uns wundern, wenn eine so ausgeartete Religion auch ihre Gegner und ihre Bestreiter fand? zumal wenn die Stimme der Lehrer bey solchen Verunstaltungen verstummte oder nicht gehört ward? Dürfen wir uns wundern, wenn ganze Völker ihr entsagten, und noch andere ihr wenigstens keine Herrschaft über andere Religionen gestatteten? Aber was hier geschah, diese Geschichte ist zu unserer Belehrung und Warnung, und selbst zu unserm Vortheil geschehen.

Aus den Angriffen und Vorwürfen der Gegner haben wir Belehrung geschöpft, wir haben eingesehen, daß die Religion, wenn sie ihre wohlthätige Wirkung thun soll, in ihrer begreiflichen Einfachheit erhalten werden muß, daß ihr großer Zweck: Beruhigung, Rechtschaffenheit und Menschenliebe, uns immer vor Augen schweben muß — daß in ihr nur das wichtig heißen kann, was auf jene großen Zwecke Beziehung hat und mit ihnen in näherer Verbindung steht, und daß die Bemühung, sie in ihrer Einfachheit und Fruchtbarkeit zu erhalten, nicht gehindert werden darf. Und so, dünkt mich, wird unter uns die christliche Religion jetzt selbst reiner, zweckmäßiger und fruchtbarer vorgetragen, als in manchen Zeiten der entwichenen Jahrhunderte! Und dies müsse für uns ein neuer Grund der Freude an diesem festlichen Tage seyn! Ja! freuen wollen wir uns und der Vorsehung danken, wann die christliche Religion rein und lauter, einfach und begreiflich vorgetragen wird, weil sie alsdann gewiß dem menschlichen Verstande ehrwürdig bleibt. — Freuen wollen wir uns und der Vorsehung danken, wann diese Religion auf eine fruchtbare Art, zur Erweckung froher und zufriedener Gesinnung, zur Beförderung der Gewissenhaftigkeit und Tugend, und zur Belebung der Gefühle der Menschenfreundschaft vorgetragen wird; weil sie alsdann gewiß dem Herzen der Menschen werth

bleiben muß. Und mit dieser Freude wollen wir den Vorsatz verbinden, darauf zu denken, daß diese Religion unter uns nicht blos wegen ihres Inhalts, sondern aus dem Grunde den Namen der Religion des Vertrauens, der Gewissenhaftigkeit nnd der Menschenfreundschaft verdiene, weil wir, ihre Bekenner, uns durch Vertrauen, durch Tugend und Menschenliebe auszeichnen! — Das gebe Gott! Amen.

Zwanzigste Predigt.

Daß in Sachen der Religion keine Gewalt gebraucht werden dürfe.

Am zweyten Weyhnachtsfeyertage, 1800.

Ueber

Matth. 23, 34 — 39.

Gott sey uns gnädig und segne uns! Er lasse auch durch unsere heutige Andacht, deren Absicht ihm nicht mißfallen kann, uns in richtigen Kenntnissen und in guten Entschließungen befestigt werden. Amen!

Wenn wir an dem gestrigen Tage Gott unsern Dank für die Geburt Jesu, des Stifters der christlichen Religion, dargebracht haben: so fodert uns der heutige, der dem Andenken des ersten christlichen Märtyrers geweihet ist, zur Dankbarkeit gegen die Vorsehung dafür auf, daß das Christenthum, trotz der Verfolgungen, die seine Bekenner erdulden mußten, und trotz der Bemühungen seiner Gegner, diese neuentstandene Religion zu unterdrücken, sich dennoch bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Zwar kann man überhaupt zweifelhaft seyn, ob, im Reiche des Glaubens und der Wahrheit, Verfolgungen Mittel der Ausrottung und Vernichtung, oder der Begründung und Fortpflanzung, sind? Aber, wenn auch dies letztere seyn sollte, wenn auch, schon der Natur der Sache nach, keine Wahrheit durch Gewalt unterdrückt werden könnte: so haben wir doch Ursache, Gott für diese Einrichtung zu danken, und seine Weisheit anzubeten, welche die Gegner der Wahrheit Mittel wählen läßt, durch die ihr Zweck um desto sicherer vereitelt wird, je gewisser sie denselben zu erreichen glauben.

Aber die Verfolgungen des Christenthums haben außerdem, daß sie ohne den davon erwarteten Erfolg geblieben sind, noch eine andere Seite, von der sie unsere Beherzigung verdienen, nemlich diese: daß sie nicht nur ein unwirksames, sondern auch, in so fern sie sich auf den religiösen Glauben — welchen zu gebieten oder zu bestrafen kein Mensch die Berechtigung hat — erstreckten, offenbar ein mit Ungerechtigkeit verknüpftes Mittel waren.

Um desto mehr muß es unsere Verwunderung erregen, daß diese Gewohnheit, über den Glauben und die Religion zu gebieten, und aus beyden eine Ursach der Verfolgung oder der Bestrafung zu machen, selbst unter uns Christen Eingang gefun-

den hat; und es hat mir geschienen, daß der heutige Tag und unser Evangelium, in welchem unser Heiland von den Verfolgungen spricht, die ihn und seine Jünger erwarteten, eine nicht vorbey zu lassende Gelegenheit darböten, uns in den richtigern Grundsätzen über diese Sache zu befestigen. — Gott lasse uns auch hier die Wahrheit erkennen!

Text,

Matth. 23, 34 — 39.

„Jesus sprach: Siehe ich sende zu euch Propheten und Weise und Schriftgelehrte; und derselbigen werdet ihr etliche tödten, und kreuzigen, und etliche werdet ihr geisseln in euern Schulen, und werdet sie verfolgen von einer Stadt zu der andern. Auf daß über euch komme alle das gerechte Blut, das vergossen ist auf Erden, von dem Blut an des gerechten Abels, bis aufs Blut Zacharias, Barachiä Sohn, welchen ihr getödtet habt, zwischen dem Tempel und Altar. Wahrlich, ich sage euch, daß solches alles wird über dies Geschlecht kommen. Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten, und steinigest, die zu dir gesandt sind: wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt. Siehe, euer Haus soll euch wüste gelassen werden. Denn ich sage euch: Ihr werdet mich von jetzt an nicht sehen, bis ihr sprechet: Gelobet sey, der da kommt im Namen des Herrn.“

Dieses Evangelium ist ein Theil einer längern Rede Jesu, welche hauptsächlich gegen die Mitglieder des hohen Rathes gerichtet war, und welche mit dem Vorwurfe, daß sie auch gegen Ihn, der doch blos die Absicht habe, sie zu belehren, Gewalt und Strafe brauchen, und daß sie, bey dieser Denkart, ihrem Verderben um so gewisser und schneller zueilen würden, endigt.

Und die Geschichte sagt, was sowohl das Schicksal Jesu und seiner Jünger, als der Stadt Jerusalem gewesen ist. Zwar befürchtet unser Heiland nicht, daß die Verfolgung die Wahrheit unterdrücken werde. Dazu kannte er die Kraft der Wahrheit zu gut. Sondern er betrachtet die Sache nur in Absicht der Ungerechtigkeit, der Strafwürdigkeit und der schädlichen Folgen.

Aber was hiebey besonders bemerkt zu werden verdient, ist: daß eben diese Schriftgelehrten und Pharisäer, welche die Verfolgung der Propheten an ihren Vorfahren so sehr mißbilligten, und welche sich rühmten, daß sie, wenn sie zur Zeit ihrer Väter gelebt hätten, keinen Theil an einem solchen Verhalten genommen haben würden — daß doch eben diese Personen gerade in demselben Geiste handelten, indem sie Jesum und seine Apostel tödteten. — Aber so sind wir Menschen. Die jüngere Welt tadelt

die Fehler der Vorfahren vielleicht in dem Augenblicke, in welchem sie im Begriff steht, dieselben auf eine etwas veränderte Art zu begehen. Denn wir bemerken oft nicht, daß wir gerade den Fehlern am nächsten sind, von welchen wir uns am entferntesten glauben. Besonders aber muß dieses der Fall in Absicht der Neigung, gewaltthätige Mittel in Sachen des Verstandes und der Religion anzuwenden, seyn; wie nicht nur das Beyspiel der Mitglieder des hohen Rathes zu Jerusalem zeigt, sondern auch, weil diese Sache so oft in der Geschichte der christlichen Kirche vorkommt. — Diese leichte Möglichkeit, einen Fehler zu wiederholen, der schon oft begangen worden, und der Hauptinhalt unsers Evangeliums, der die Verfolgung in Sachen der Religion tadelt, soll mir daher Gelegenheit geben, uns an eine bekannte, aber doch nicht oft genug zu beherzigende, Wahrheit zu erinnern:

daß in Sachen der Religion keine Gewalt gebraucht werden dürfe.

Ich will zuerst diesen Gedanken selbst erläutern und klar machen; und dann einige Grundsätze für uns daraus ableiten.

Das Wort Religion pflegt in einem sehr verschiedenen Sinne genommen zu werden. Aber

in welchem Sinne wir es nehmen mögen, so wird sich immer zeigen, daß für sie nur Belehrung, nie Gewalt, gebraucht werden dürfe. Unter der Religion verstehen wir entweder den Glauben, oder die Kenntniß und das Fürwahrhalten der Sätze, welche die Wissenschaft der Religion und des Christenthums ausmachen; oder wir verstehen unter der Religion die religiöse Gesinnung, welche deswegen so und nicht anders handelt, weil sie die Vorschrift Gottes als das höchste Gesetz ihrer Handlung ehrt; oder wir verstehen endlich unter Religion die Andacht, welche entweder religiöse Gesinnungen bey sich erweckt oder ausdrückt. — In welchem Sinne wir das Wort Religion nehmen mögen, immer wird sich zeigen, daß weder in Absicht des Glaubens, noch in Absicht der religiösen Gesinnung, noch in Absicht der Andacht etwas Gedeyhliches durch Gewalt erzwungen werden könne.

Ich sage zuerst, nicht in Absicht des Glaubens; und zwar weder um den Glauben hervorzubringen, noch um den Unglauben zu zerstören. — Der Glaube in der Religion umfaßt die Vorstellungen, welche der Mensch sich von Gott, seinen Eigenschaften, seinem Verhältnisse zu der Welt und zu uns macht. Diese Vorstellungen befinden sich in der Seele des Menschen, und hängen von der freyen Thätigkeit des Geistes nach den Gründen ab, die ihm dafür oder darwider vorgehalten werden.

Aber diese Vorstellungen können weder geboten noch verboten, weder durch Gewalt erzwungen noch durch Strafen erdrückt werden. Der eigene Wille des einzelnen Menschen selbst hat darüber keine Gewalt. Man hat daher schon längst anerkannt, daß in Sachen des Glaubens nur Darlegung der Gründe, keinesweges aber Macht und Gewalt, an ihrem Orte sey; daß durch Belohnung keine Meynung wahr, und durch Bestrafung keine Meynung falsch werde; und daß durch beyde Arten der Mittel wohl Heucheley und Verstellung, keinesweges aber Glaube und Ueberzeugung hervorgebracht werden können. — Und was hierin von der Wahrheit überhaupt und von den Lehrsätzen der allgemeinen und natürlichen Religion gilt, das gilt auch von den Lehrsätzen des christlichen Glaubens, welche aus der heiligen Schrift geschöpft werden. Auch hier kann die Einsicht in das, was Christus und seine Apostel gelehrt haben, nur durch Gründe der Auslegung und durch richtige Erklärung der heiligen Schrift, keinesweges aber durch Drohung und Strafe hervorgebracht werden. Daher finden wir auch nie, daß Christus den Glauben gebot, wohl aber, daß er seine Jünger oder seine Zuhörer von der Wahrheit desjenigen, was er lehrte, zu überzeugen suchte. Und wir müssen urtheilen, daß diejenigen, welche den vermeynten oder wirklichen wahren Glauben durch Gefängniß, Verweisung, Geld- und Todesstrafen zu befördern gesucht haben,

sich entweder in einem der größten und gemeinschädlichsten Irrthümer befanden; oder daß sie, vielleicht als sehr schlimme versteckte Bösewichter, andere Leidenschaften unter dem Vorwande des Eifers für Religion zu verbergen suchten. — Denn der Glaube, die Erkenntniß und die eigene Ueberzeugung können nicht durch Drohung und Strafe erzwungen, sie wollen durch begreifliche Gründe hervorgebracht werden.

Nicht anders ist es aber auch mit der religiösen Gesinnung und mit guten Handlungen, sofern ihnen die Eigenschaft frommer, religiöser Handlungen zukommen soll. — Wir schreiben demjenigen Religion zu, dem der Wille Gottes heilig ist, der etwas unterläßt, weil es Gott verboten hat, oder weil er glaubt, daß es Gott verboten hat, und der eine Handlung thut, weil sie Gott geboten hat, oder weil er glaubt, daß sie Gott geboten hat. — Zwar kann der Ungläubige oder Nichtreligiöse dieselbigen Handlungen unterlassen oder verrichten, welche der Religiöse unterläßt oder verrichtet — aber der Unterschied liegt in den Gründen, aus denen beyde handeln, und in der Gesinnung, welche sie dabey leitet. — Wenn z. B. der Religiöse sich wegen einer Beleidigung nicht rächt, so thut er es, weil Gott, weil das Christenthum die Rache untersagt hat — der Irreligiöse aber rächt sich vielleicht aus dem Grunde nicht, weil ihm

die Zeit nicht günstig scheint, weil er bey einer andern Gelegenheit seinen Zweck auf eine bessere Art zu erreichen glaubt. — Beyde, der Religiöse und der Irreligiöse, geben dem Armen eine Gabe. Der Religiöse, weil es der Wille Gottes ist, den Dürftigen zu erquicken — der Irreligiöse, um zu scheinen, was er nicht ist, um dem Vorwurf der Härte zu entgehen. Jener giebt gern, dieser mit Zwang. Wer ist hier im Stande, das Religiöse in der Gesinnung zu erzwingen, da diese Gesinnung etwas Innres ist, was unter keinem äußerlichen Zwange steht? Ich kann den Menschen über jene Gesinnung belehren, ich kann dadurch die Entschließung in ihr zu handeln hervorbringen; aber ich bin nicht im Stande, sie zu erzwingen. Zwar ist es möglich, daß, durch Strafen, Unterlassungen, oder daß, durch Belohnungen, Handlungen hervorgebracht werden; aber die Gesinnung — das ist eine Unmöglichkeit. Und doch besteht der Unterschied zwischen dem Religiösen und Irreligiösen nicht sowohl in den Handlungen selbst, als in den Gründen, aus welchen sie verrichtet oder unterlassen werden. Wenn aber diese Gesinnung das Religiöse ausmacht, und wenn diese Gesinnung nicht erzwungen werden kann: so ist auch klar, daß in Sachen der Religion, wann dieses Wort soviel als religiöse, gewissenhafte Gesinnung bedeuten soll, keine Gewalt gebraucht werden dürfe.

Aber vielleicht findet sie in Absicht der Andacht, besonders bey der äußerlichen und gemeinschaftlichen statt; vielleicht, daß sie hier mit mehrerm Erfolg und auf eine Gott wohlgefällige Art gebraucht werden kann?

Die Andacht ist eine Beschäftigung des Gemüths mit Gott; eine Erfüllung der Seele mit Gedanken und Empfindungen, die auf mein Verhältniß zu Ihm Beziehung haben; und die Andacht ist entweder eine gemeinschaftliche, oder eine einsame.

Ich bin andächtig, wenn ich z. B. mich der Betrachtung der Größe, der Wohlthätigkeit, der Heiligkeit Gottes überlasse; wenn ich die Empfindungen der Bewunderung, der Dankbarkeit, der Freude, des Vertrauens bey mir hervorrufe; wenn ich Vorsätze faße, die der Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes gemäß sind. — Aber wer ist im Stande, diese Empfindungen, die die Folge meines Glaubens sind, durch Gewalt, durch Strafe oder Belohnung, in mir hervorzubringen, da der Glaube selbst durch jene Mittel nicht hervorgebracht werden kann?

Oder die Andacht ist eine gemeinschaftliche. Ich begreife, daß ich durch Gewalt und Strafen genö-

thigt werden kann, an den Versammlungen zur Andacht Theil zu nehmen, und dabey mit meinem Körper gegenwärtig zu seyn; aber daß ich wahrhaft andächtig sey, daß ich mich den Empfindungen der Ehrfurcht, der Hoffnung überlasse, oder daß ich Vorsätze fasse, Gott gehorchen zu wollen, und was dem ähnlich ist — diese Andacht ist keine Gewalt bey mir hervorzubringen im Stande. — Daß ich die Andacht heuchele, daß ich mich mit Gott zu beschäftigen den Schein, die Mienen, die Gebehrden annehme, das kann bewirkt werden; aber daß ich wirklich andächtig sey, das ist keine Macht, weder im Himmel noch auf der Erde, zu bewirken im Stande — das bleibt die willkührlichste Aeußerung meiner freyen Seele.

Und daher finden wir auch in der heiligen Schrift, und besonders in dem Neuen Testamente nirgend geboten, daß der Glaube, daß die tugendhafte Gesinnung, daß die Andacht durch Strafen erzwungen oder befördert werden sollen; sondern das Mittel, das einzige in der ganzen Geisterwelt, und auch das einzige, welches das Neue Testament empfiehlt, ist Belehrung, Ermahnung.

So bekannt diese Wahrheiten sind; so reich sind sie an wichtigen Folgerungen, und so nützlich ist es, sie bisweilen, mit einiger Lebhaftigkeit, sich

in das Andenken zu bringen, um theils sich nie wieder zu einem Fehler reizen zu lassen, der so oft begangen worden, und den man vielleicht, bey eintretender Versuchung, doch wieder zu begehen geneigt ist, theils um einzusehen, wie sehr es die Pflicht Jedes Einzelnen ist, selbst dafür zu sorgen, daß er Religion habe, weil sie nur die Frucht seines eigenen Geistes ist.

Ich will von diesen Folgerungen in dem zweiten Theile unserer Betrachtung reden.

Die erste ist diese: Wenn die Religion nie durch Gewalt erzwungen werden kann oder darf — wenn dieser Zwang in sich unnatürlich, dem Wesen der Sache unangemessen, Gott mißfällig und in seinen Folgen gerade von der entgegengesetzten Wirkung zu seyn pflegt: so sollen wir auch in keinem Falle, es sey zur Hervorbringung des Glaubens, oder zur Erweckung religiöser Gesinnung, oder zur vermehrten Theilnahme an der gemeinschaftlichen Andacht, zum Gebrauch der Gewalt oder zu strengen Befehlen rathen, oder, wenn wir im Besitze der Macht sind, sie selbst anwenden. —

Zwar scheint das gegenwärtige Zeitalter in diesem Grundsatze ziemlich einig zu seyn — zwar

tadeln wir nicht selten unsere Vorfahren, wenn wir in der Geschichte lesen, wie der Glaube durch Befehle, durch Verweisung, durch Gefängniß, durch Todesstrafe hat erzwungen werden sollen; und urtheilen, daß wir, wenn wir zu unserer Väter Zeit gelebt hätten, ohne Theilnahme an jenen Thorheiten und Verbrechen geblieben wären. Denn es ist natürlich, daß die, über das Geschehene ruhig und in der Stille urtheilende, Nachwelt sich weiser dünke, als die im Handeln begriffene Vorwelt. Aber es ist die Frage: ob wir, unter veränderten Umständen und bey erregten Leidenschaften nicht auf eine ähnliche Art handeln würden, und ob wir uns nicht in dem Falle der Pharisäer befinden dürften, welche den hingerichteten Propheten Denkmäler erbaueten, und den Christen Gelegenheit gaben, das Grab Jesu und der Märtyrer seiner Religion zu schmücken? — Denn selten handeln wir nach reinen Grundsätzen; fast nie sind wir von Leidenschaft frey; und die Gefahr ist gewöhnlich am größesten, wenn wir uns am sichersten wähnen. Und daher wollen wir uns den Grundsatz: daß in Sachen der Religion nie Zwang und Gewalt statt finden könne, weder um den Unglauben zu zerstören, noch um die böse Gesinnung zu vernichten, noch um die Ehrfurcht gegen die Gottheit zu erzwingen, tief einprägen; damit wir uns nie, und unter keinen Umständen, zum Gegentheil, wozu oft Versuchung da ist,

verführen lassen. Wer diesen Grundsatz hat, der sehe zu, daß er ihn nie verlasse.

Eine zweyte wichtige Folgerung aus jener Wahrheit ist diese: Wenn die Religion in dem Menschen auf keine Weise erzwungen werden kann, wenn sie die selbstgetriebene Frucht des freyen Geistes ist, und wenn sie blos durch Nachdenken und Belehrung erzeugt werden kann: so sollten wir auch, um so mehr, Jeder aus eigener Entschließung, der Religion und der Andacht die Aufmerksamkeit widmen, die sie verdienen. Billig sollten wir auf die Art denken: „wenn ich nicht gezwungen werden kann, an Gott zu glauben, und wenn mir doch versichert wird, und ich selbst fühle, daß dieser Glaube weder zu meiner Zufriedenheit mit der Welt, noch zu meiner Zufriedenheit mit mir selbst entbehrt werden kann, weil er mein Gemüth heiligt, und mich über die Begebenheiten der Welt beruhigt — ich sage, wenn ich zu diesem Glauben nicht gezwungen werden kann, wenn keine äußerliche Gewalt ihn in mich zu bringen im Stande ist, wenn er blos die Frucht meines eigenen Nachdenkens bleibt: so will ich auch um so mehr über diese Sache, deren Wichtigkeit ich unmöglich verkennen kann, nachdenken, und die Mittel benutzen, durch welche ich darüber belehrt werden kann. Ich will also, um mich zu überzeugen, ob das Wesen, welches die Einrichtung der Welt

dachte und hervorbrachte, auch wirklich weise und verständig ist, um so fleißiger in die Natur blicken; ich will um so mehr auf das Gute und die Vorzüge achten, die ich an mir und in der Einrichtung meiner Natur erblicke, um zu sehen, ob ich Ihm wirklich zur Dankbarkeit verpflichtet bin; — und bin ich davon überzeugt, so will ich mich um so fleißiger der Betrachtung der Werke Gottes überlassen, um bey mir die Empfindungen der Bewunderung, der Ehrfurcht, des Danks zu wecken, die ihm nur gefallen, wenn sie das freywillige Opfer einer empfindenden gerührten Seele sind." — Und eben so in Absicht der Gewissenhaftigkeit und der religiösen Gesinnung. „Um zu empfinden, wie heilig und gerecht Gott ist, und um mich zur Gewissenhaftigkeit und religiösen Gesinnung in meinen Handlungen zu gewöhnen, — will ich auf mein Inneres und auf die Stimme meines Gewissens achten. Und weil ich zwar zu Handlungen, aber nicht zu Gesinnungen, gezwungen werden kann: so will ich um so sorgfältiger darauf denken, daß nicht nur meine Handlungen unsträflich, sondern daß auch die Gründe gut seyen, aus welchen ich handele, damit sie nicht blos von Menschen gebilligt werden, sondern auch demjenigen gefallen können, der das Herz prüfet!" —

„Und je weniger eine Andacht Gott gefallen kann, die nur eine erzwungene ist, oder vielmehr, je

mehr ich begreife, daß die Empfindungen und Vorsätze der Andacht nur die Frucht eigener Ueberlegung und Entschließung seyn können; um so mehr will ich aus eigener freyer Entschließung mein Gemüth der einsamen und der gemeinschaftlichen Beschäftigung mit Gott eröffnen, weil die Anbetung Gottes, es sey, um seiner Wohlthätigkeit zu danken, oder um mich zu heiligen Entschließungen zu stärken, nur das Werk meines eigenen Verstandes und meines eigenen freyen Herzens seyn kann."—

Das, dünkt mich, sollten die Folgen und Entschließungen aus der Ueberlegung seyn, daß die Religion, in keinem Sinne des Worts, erzwungen werden könne.

Und endlich, wenn die Religion, weder als Glaube, noch als Gesinnung, erzwungen, sondern nur durch Belehrung und Nachdenken hervorgebracht werden kann: so wollen wir — und diese Bemerkung führt mich zu unserm Feste zurück — um so mehr die Weisheit Jesu ehren, welche zur Beförderung des Glaubens und der Religiosität blos Belehrung, blos Ermahnung und Bitte, keinesweges aber Strafen und Gewalt angeordnet hat. — Daher sagt der Apostel ganz im Geiste seines Meisters: Wir sind nicht Herren eures Glau-

bens, wir sind Botschafter an Christi statt, wir bitten und ermahnen: lasset euch versöhnen mit Gott. Daher, wenn er bey seinen Lesern eine gute, gewissenhafte Gesinnung hervorbringen will, so ruft er ihnen zu: seyd heilig, wie Gott heilig ist. Und will er sie zur Andacht ermuntern, so ermahnt er sie: Singet, spielet dem Herrn in euerm Herzen! Dies sind ohnstreitig die einzig richtigen Mittel, welche allein Gott wohlgefallen, und bey deren Gebrauch man die Wirkung ruhig erwarten und der göttlichen Vorsehung den Erfolg überlassen kann.

So wollen denn auch wir, Meine Freunde, uns freuen, daß unsere Anbetung Gottes, daß unser Dank und unsere Tugend, nicht die Wirkung der Furcht und der Heucheley, sondern die Wirkung unsers freyen Geistes ist. Wie eine Wahrheit, die wir durch eignes Nachdenken gefunden haben, uns weit werther zu seyn pflegt, als ein Lehrsatz, den wir, ohne ihn zu begreifen, nur aus Furcht nicht bestreiten; und wie eine edle Handlung, welche die Folge des eigenen Entschlusses war, uns weit schätzbarer ist, als eine solche, die wir nur aus Furcht vor der Schande oder der Strafe nicht unterließen: so müsse auch unser religiöser Glaube uns um so werther seyn, weil er die Frucht eigner Ueberzeugung, und unsere Tugend, weil sie die Frucht eigener Entschließung ist. — Und unsere gemeinschaftliche

Andacht — sollten wir sie nicht um so mehr suchen, da durch sie jener Glaube gestärkt, das Herz veredelt, die Freude an Gott vergrößert und Religion, in jedem Sinne des Worts, unter uns befördert wird? — Gott aber, der Wahrheit und Tugend, der Religion und Gewissenhaftigkeit nicht von der Erde verschwinden ließ, schenke uns diesen Sinn durch seinen Geist. Amen!

Ein und zwanzigste Predigt.

Die Gefahr eines Staates, in welchem der Eid nicht geachtet wird.

Bey dem Regierungswechsel des Stadtrathes.

Ueber

Sachar. 8, 16. 17.

Es ist eine entschiedene, durch die Urtheile aller Verständigen und durch die Erfahrung vieler Jahrhunderte bestätigte Sache, daß, so wie das Wohlseyn des einzelnen Menschen von seinem Rechtthun abhängt, also auch das Wohl eines Staates auf den Sitten und Tugenden beruhe, welche in demselben herrschend sind. Wie der einzelne Mensch durch Laster seine innere Ruhe verliert, und sich vor sich selbst mit Schaam und Reue erfüllt fühlt; wie er durch Unmäßigkeit seine Kräfte, durch Verschwendung seinen Wohlstand, durch Ungerechtigkeit und Ränke seine Ehre zerstört, und sich so selbst zu Grunde richtet: so werden auch die Grundpfeiler eines Staates erschüttert, wenn böser Wille, wenn ausschweifende Sitten und die Grundsätze der Ungerechtigkeit sich der einzelnen Mitglieder, der verschiedenen Stände, der Unterthanen und der Regierenden bemächtigen.

Wir, meine Freunde, haben ein besonderes, und, wenn wir wollen, kräftig wirkendes Mittel,

dem Verfalle der Sitten, den Grundsätzen der Ungerechtigkeit und dem überhandnehmenden Laster vorzubeugen, und jede gute Gesinnung und jede öffentliche und häusliche Tugend unter uns lebendig zu erhalten, in der Religion, die wir bekennen, und in den öffentlichen Zusammenkünften, bey welchen wir an ihre Wahrheiten und Vorschriften erinnert werden.

Denn was ist Religion anders, als der Glaube an einen heiligen Regierer der Welt, der an Ordnung und Recht auch Wohlseyn und Zufriedenheit knüpft, und der die Blüthe der Staaten und die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft unmöglich von der Befolgung der Ungerechtigkeit und von der verbreiteten Lasterhaftigkeit, nach unserem eigenen Gefühl, abhängig machen kann? — Und was ist die christliche Religion anders, als der durch Christum bestätigte Glaube, daß es so in Zeit und Ewigkeit, für die ganze Dauer der menschlichen Welt, sey? Und woran werden wir, bey unsern gemeinsamen Zusammenkünften an diesem Orte, erinnert, als daran, daß es der Gute und Rechtschaffene in dem Reiche Gottes gut haben müsse, daß wir uns in diesem Glauben durch keine Ueberredung der Sinnlichkeit wankend machen lassen sollen, und daß wir uns, bey solchen erregten Zweifeln, im Vertrauen auf die unveränderliche Weisheit und Gerechtigkeit Gottes stärken, und in diesem Vertrauen der Tugend, auch gegen die Ver-

führung unserer Begierden, und gegen scheinbare Erfahrungen des Gegentheils treu bleiben sollen?

Es erregt daher die gegründete Hoffnung, daß die bürgerliche Ordnung und der öffentliche Wohlstand sich da nicht vermindern, sondern erhöhen werde, wo die Religion gekannt, das Christenthum geglaubt, und die öffentliche Erinnerung daran nicht geflohen, sondern gesucht wird; und ich freue mich daher, uns zu dieser Hoffnung Glück wünschen zu können, da wir uns mit den obrigkeitlichen Personen dieser Stadt heute in der Absicht versammlet haben, um uns von neuem an die Wahrheit zu erinnern, daß, nach der unabänderlichen Ordnung Gottes, Wohlstand und Ruhe von Recht und Tugend abhange, und um alsdann Entschließungen zu erneuern, die, nach einer solchen Erinnerung, sich dem überlegenden Menschen jedes Standes von selbst aufdringen.

Aber, so erfreuend dieser Anblick ist, und so groß die Hoffnungen sind, zu welchen er berechtiget, so wird doch das Auge des Patrioten nicht selten durch die Erscheinung so mancher Unsittlichkeit und so manches Lasters getrübt; und es würde insbesondere der traurigste Beweis von Gewissenlosigkeit und Irreligion, und das sichere Vorzeichen des Verfalls aller Sitten seyn, wenn vorzüglich ein Vorwurf, der unserm Zeitalter öfter als andern gemacht wird, auch uns treffen, und wenn eine Art des Verbrechens herrschend werden sollte, welches

Treue und Glauben, die ersten Bande der menschlichen Gesellschaft, vernichtet, welches die Ehre und das Eigenthum jedes Nachbars in Gefahr bringt, welches die Verwaltung der Gerechtigkeit erschweret und den Eifer des gewissenhaftesten Richters unwirksam macht, und welches nur mit einer gänzlichen Verleugnung aller Religion, oder wenigstens nur mit den unrichtigsten Begriffen von derselben vereinigt seyn kann — ich meyne den Leichtsinn bey eidlichen Versicherungen.

Mit diesem Worte habe ich gewiß schon die Aufmerksamkeit aller Ernsthaften und Wohlgesinnten erregt; und da auch nicht selten den Lehrern der Religion die Schuld von dem mehrern Leichtsinne in dieser wichtigen Sache beygemessen wird: so habe ich, wie Ihr sehet, mehr als eine Veranlassung, diese wichtige Sache an dem heutigen Tage zum hauptsächlichsten Gegenstande meines Vortrags zu wählen, und sie unserer ernsthaftesten Beherzigung zu empfehlen. Gott gebe, daß wir die Wahrheit hören und beherzigen.

Text,

Sachar. 8, 16. 17.

„Das ist es, das ihr thun sollt: Rede einer mit dem andern Wahrheit, und richtet recht, und schaffet Friede in euern Thoren, und denke keiner kein Arges in seinem Herzen wider seinen Nächsten, und liebet nicht falsche Eide. Denn solches alles hasse ich, spricht der Herr.“

Diese Worte des Propheten, und der Zusammenhang, aus welchem sie genommen sind, enthalten eine Bestätigung desjenigen, was vorhin gesagt worden.

Durch Verfall der Sitten und der Religion, durch Härte und Bedrückung der Mächtigern und durch Empörung des Volks war der jüdische Staat in einen Zustand der Ohnmacht versunken, bey welchem er von auswärtigen Feinden erobert werden konnte. Die Väter der Familien wurden in ein fremdes Land geführt, und erst nach einigen Menschenaltern erschien den Ueberbliebenen die Hoffnung, in das geliebte Vaterland zurück zu kehren, und den gesunkenen Staat von neuem zu gründen.

Die öffentlichen Lehrer der Nation, die Propheten, welche für Sitten und Recht in allen Ständen eiferten, erklärten nun, im Namen Gottes, was die Bürger des neuen Reichs zu thun und zu lassen hätten, wenn Jehovah sie segnen und das Land vor ähnlichen Unfällen bewahren sollte. Die vorhin gelesenen Worte sind ein Theil einer solchen Rede, und man sieht, welche Tugenden ihnen als Bedingung des göttlichen Wohlgefallens und der neuen Blüthe ihres Staates empfohlen werden. „Liebet Ehrlichkeit und Wahrheit, sagt der Prophet. Trachte Niemand, seinem Nächsten Schaden zu thun. In euren Gerichtshöfen herrsche Recht und Friede, und der Meineid sey unter Euch unerhört."

Man sieht von selbst, daß dieses die wichtig-

sten Bedingungen sind, unter welchen allein eine bürgerliche Gesellschaft bestehen und von der Vorsehung gesegnet werden kann. Aber ich würde die Gränzen meines Vortrags überschreiten, und ich würde selbst etwas überflüßiges zu thun glauben, wenn ich den Beweis davon an jeder einzelnen dieser Forderungen führen, und nicht vielmehr eine zu dieser Absicht ausheben wollte. Und da unter denselben auch der Enthaltung von falschen Versicherungen vor der Obrigkeit oder des Meineides gedacht ist, und da in unsern Tagen nicht selten das Urtheil gehört wird, daß die wahren Begriffe von der Heiligkeit des Eides sich verlieren, daß der in dieser Rücksicht zunehmende Leichtsinn ein Beweis des Verfalls der Sitten und der Religion sey, und daß die Nothwendigkeit alle Patrioten auffordere, auf Mittel zu denken, wie einem solchen Uebel gesteuert werden könne: so habe ich geglaubt, etwas nicht unzweckmäßiges zu thun, wenn ich unsere Aufmerksamkeit — die Aufmerksamkeit der Einwohner und der obrigkeitlichen Personen dieser Stadt, auf diese wichtige Sache lenkte. Ich will daher Gelegenheit nehmen,

von der Gefahr eines Staates zu reden, in welchem der Eid nicht geachtet wird.

In der ersten Hälfte meines Vortrags werde

ich die Gründe dieser Gefahr selbst darlegen; und in der zweyten von den Mitteln reden, durch welche einer solchen Gefahr vorgebeugt werden kann. Es erhellet von selbst, zu welcher fruchtbaren Anwendung eine solche Betrachtung uns führen kann.

Wenn unter uns Christen von eidlichen Betheurungen, welche wir für erlaubt und nothwendig halten, die Rede ist: so werden bekanntlich damit diejenigen gemeynt, welche, bey besondern wichtigen Veranlassungen, von unserer Obrigkeit gefodert werden; und der Eid ist bey uns Christen nichts anders, als eine Betheurung bey Gott, dem Allwissenden, daß unsere Aussage wahr sey, oder daß wir ein Versprechen halten wollen.

Der Eid ist also nicht eine der gewöhnlichen menschlichen Betheurungen, sondern eine solche, welche sich von allen andern dadurch unterscheiden soll, daß sie alle Möglichkeit des Betrugs ausschließet, und welche eben deswegen Gott zum Zeugen nimmt, der die Wahrheit kennt, und bey dem ein Irrthum oder ein Betrug unmöglich ist. Wer daher einen Eid leistet, der versichert, daß seine Betheurung unmöglich unwahr seyn könne, weil er Gott, den Allwissenden, zum Zeugen nehme, und weil er unmöglich gemeynt seyn könne, sich das Mißfallen und die Strafe Gottes, des Allmächtigen und Gerechten, durch den Mißbrauch seiner Allwissenheit, zuzuziehen. Hieraus erhellet: daß die Leistung unseres

feyerlichen Eides eine religiöse Handlung ist, welche den Glauben an folgende göttliche Eigenschaften voraussetzt: erstlich, den Glauben an Gottes Allwissenheit, nach welcher er genau weiß, ob wir die Wahrheit oder Unwahrheit reden; zweytens, den Glauben an Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit, nach welcher er die Unwahrheit und den Betrug mißbilligt und straft; und drittens, den Glauben an seine Allmacht und an unsere Abhängigkeit von ihm, bey welcher wir uns den Strafen unserer Verbrechen zu entziehen nicht in Stande sind.

Da wir jedem Mitgliede der christlichen Kirche diesen Glauben zutrauen, und da wir Niemanden für so verrucht zu halten uns erlauben dürfen, daß er der Allwissenheit, der Gerechtigkeit und Allmacht Gottes auf eine feyerliche Art spotte: so wird mit Recht unter uns der Eid als das Ende alles Haders, als das Letzte aller Mittel, die Wahrheit zu erforschen, oder die Treue des Menschen zu binden, über das es kein höheres giebt, betrachtet.

Zwar könnte man die Frage aufwerfen, und man hat sie aufgeworfen: ob, da der Eid doch nur eine, zwar mit Religion verbundene, aber doch immer nur eine Betheurung sey, deren Wahrheit auf der Redlichkeit desjenigen beruhe, der sie leistet: ob es nicht vielmehr rathsam sey, daß die Obrigkeit es bey der einfachen Versicherung, ohne religiöse Feyerlichkeit, bewenden lasse, indem der ehr-

liche Mann, auch ohne diese, die Wahrheit bezeugen oder sein Wort halten werde, und indem der Ruchlose und der Heuchler sich auch an die Erwähnung Gottes, seiner Allwissenheit und seiner Gerechtigkeit nicht kehre? — Ja, es hat sogar Christen gegeben, und giebt deren noch, welche die Leistung jedes Eides durch ausdrückliche Erklärungen unseres Heilandes für verboten achten, und welche die Befreyung von demselben bey der Obrigkeit zu erhalten suchen.

Aber man kann hierauf antworten, und die Kenner des menschlichen Herzens und der Erfahrung werden die Richtigkeit dieser Antwort nicht verkennen.

Es ist allerdings wahr, daß die eigentliche Betheurung, unter der Feyerlichkeit der Religion, wenn die Menschen alle unter allen Umständen gut und ehrlich handelten, eine ganz überflüssige Sache seyn würde; es ist wahr, daß zu wünschen ist, daß die eidliche Betheurung ganz möchte entbehret werden können; es ist endlich wahr, daß jeder Sittenlehrer, wie unser Heiland, erklären muß: daß unsere einfachen Versicherungen zur Entscheidung jeder Sache und zur Bindung unserer Treue zureichen sollten. Aber, da viele der Menschen nun einmal nicht so sind, wie sie seyn sollten, so muß, freylich ihrer Verkehrtheit wegen, von der Weisheit christlicher Obrigkeiten zu manchem Mittel geschritten werden, was eigentlich nicht nöthig seyn sollte. — Es gilt

hier, was unser Heiland bey einer andern Gelegenheit, in Absicht der Ehescheidungen, welche selbst im Mosaischen Gesetz nachgelassen waren, bemerkt. Moses, sagt er, hat zwar die Trennung der Ehen erlaubt, aber blos eurer Verkehrtheit, eurer Herzenshärtigkeit wegen; nicht, weil solche Trennungen in sich recht und wünschenswerh sind, sondern zur Vermeidung größerer Uebel. Gottes Absicht widerstreitet es ganz, daß Mann und Frau sich trennen; und ich, als Sitten- und Religionslehrer, ich muß euch sagen: ihr solltet euch gar nicht scheiden. Eben so in Absicht des Eides. Eigentlich, so muß jeder Sittenlehrer und jeder Religionslehrer sagen, eigentlich sollte überhaupt kein Eid nöthig seyn; eigentlich sollte jede ernsthafte Betheurung der eidlichen gleich gelten; aber weil die verkehrten Menschen oft unter feyerlichen Umständen, und aus Furcht vor Gott, thun, was sie aus eigener ruhiger Entschließung, was sie aus Liebe des Rechts und aus Liebe zu Gott nicht thun; ist es dann nicht Pflicht einer weisen Obrigkeit, auch jene Mittel zur Erforschung der Wahrheit, zur Errettung der Unschuld, oder zur Bindung der Treue und der Gewissenhaftigkeit der Menschen nicht unversucht zu lassen?

So hat die Gerechtigkeit, und die Beförderung des allgemeinen Bestens, die Einführung eidlicher Aussagen und feyerlicher Verpflichtungen rathsam gemacht. Und warum sollte auch der ehrliche

Mann, der den Pflichten seines Amtes ein Genüge zu thun entschlossen ist, diese aufrichtige Entschließung nicht unter der Erinnerung an die Allwissenheit Gottes, der sein Herz kennt und der darin nichts siehet, als was sein Mund spricht, erklären wollen? Oder warum sollte der gewissenhafte Mann, wenn die weise christliche Obrigkeit es verlangt, bedenklich finden, seine Aussage, die doch der Wahrheit gemäß ist, unter der Versicherung zu wiederholen, daß er sich, bey derselben, an Gott, an seine Allwissenheit und an seine Gerechtigkeit erinnere?

Doch ich kehre von dieser Abschweifung über die Erlaubtheit und Weisheit des Eides zu der Hauptsache selbst zurück. Der Eid ist also eine feyerliche Versicherung der Wahrheit bey unserm Gewissen, bey unserer menschlichen Ehre und bey der Allwissenheit Gottes. Aber wenn er das ist, so erhellet nun auch die Schändlichkeit des Meineides, und die Gefahr der Gesellschaft, in welcher derselbe, und der Grundsatz, nach welchem dabey gehandelt wird, gewöhnlich wird. Dieser Leichtsinn ist zunächst ein trauriger Beweis des Verfalls der Sitten, der herrschend gewordenen Gewissenlosigkeit und der verlohrnen Ehrliebe.

Wenn es überhaupt schändlich ist, die Unwahrheit als Wahrheit zu betheuern; wenn man sich doch in seinem Innern schämen muß, so oft man sich eines Betrugs bewußt wird; wenn es ein Zeichen kei-

ner geringen Ausartung ist, wenn diese Schaam sich allmählich mindert: so urtheile man, wie ausgeartet, wie unter seine Würde herabgesunken, wie jeder Regung des Gewissens und des Ehrgefühls ein Mensch unfähig seyn müsse, der, mit kaltblütiger Ueberlegung, nicht aus Uebereilung, sondern nach wohl bedachter Erinnerung, nicht im Finstern, sondern bey einer feyerlichen Gelegenheit, unter dem Auge der Obrigkeit, unter Zeugen, die vielleicht das Gegentheil seiner Aussage wissen und ihn daran erinnern, — ich sage, man urtheile, wie ausgeartet, wie unter die menschliche Würde herabgesunken, wie jeder Regung des Ehrgefühls und des Gewissens der Mensch unfähig geworden seyn müsse, der, unter jenen Umständen, die Unwahrheit, als Wahrheit, ohne Schaam und ohne Reue betheuert.

Noch mehr. Es ist dies zugleich ein Beweis, daß auch die Religion auf ihn keine Wirkung mehr thue; indem er vielmehr das Heiligste, was die Menschen kennen, zum Dienste der Unwahrheit und des Betrugs mißbraucht. Nicht der Gedanke an Gott, seinen Schöpfer, seinen Erhalter und Wohlthäter; nicht die Erinnerung an den Heiligen, der ihm das Gewissen, das sich jetzt in seinem Innern regt und ihm die Strafe Gottes ankündigt, gab, oder an die Allmacht dessen, der ihm das Leben giebt und nimmt, ist im Stande, ihn zu erschüttern. — Hört ein solcher Mensch nicht auf werth

zu seyn, daß er ein Mitglied der Gesellschaft bleibe, er, der alles thut, die Bande und Rechte der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, aufzulösen und zu zerstören? — Denn gesetzt, daß nun alle auf eine ähnliche Art dächten und handelten; gesetzt, daß alle diese Grundsätze der Gewissenlosigkeit, der Irreligion und des Betrugs befolgten, bestände dann nicht der Staat aus einer Zahl von auserlesenen Bösewichtern, denen nichts heilig, nichts unverletzlich wäre, deren Jeder den Andern durch alle Mittel des Betrugs zu betrügen suchte? — Wer wünschte Mitglied einer solchen Gesellschaft zu seyn? Um welchen Preiß wollten wir es werden?

Um desto mehr dringt sich nun die Frage auf: wie verhütet man, daß eine solche Gleichgültigkeit in Ansehung des Eides nicht einreiße? durch welche Mittel mindert man die Gefahr, oder arbeitet ihr schon von fernher entgegen? Es ist nicht schwer, Mittel dieser Art zu finden. Es kommt nur dabey auf ihre überdachte und ununterbrochene Anwendung, auf unsern guten Willen und auf unsere Beharrlichkeit an.

Wenn in einer bürgerlichen Gesellschaft verhütet werden soll, daß unter den Mitgliedern derselben nicht eine Gleichgültigkeit gegen eidliche Betheurungen einreiße: so liegt das erste Mittel in der frühzeitigen Erweckung des Gewissens und des Ehrgefühls der künftigen Mitbürger. — Wenn der Eid, zu welchem Jemand aufgefordert

wird, eine Aufforderung zur Versicherung der Wahrheit bey seinem Gewissen und bey seiner menschlichen Ehre ist; und wenn Jedermann, dessen Gefühl von Recht und Unrecht, und dessen Urtheil über die Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit seiner eigenen Handlungen nicht ganz abgestumpft ist, sich in seinem Gewissen verpflichtet fühlt, die Wahrheit zu sagen und mit seinen Versicherungen nicht zu täuschen: so wird es, für unsern Zweck, hauptsächlich darauf ankommen, daß das Gewissen und das Ehrgefühl der Menschen, welches doch Lüge und Betrug in jeder menschlichen Brust verdammt, frühzeitig geweckt und immer lebendig erhalten werde. O die menschliche Natur, glaubt es sicherlich, ist so verderbt nicht. Es liegt der Saame zu allem Guten und Bösen in ihr. Unterricht und Erziehung thun hier Wunder. Unterricht, bey welchem die Begriffe von Recht und Unrecht sorgfältig entwickelt und dem jugendlichen Verstande begreiflich gemacht werden. Eine Erziehung, welche uns früh den Grundsatz einprägt: daß Rechtthun mehr ist, als Reichthum; daß Unrecht und Betrug schändlicher als Armuth ist — — Sollte ein Mensch, dem diese Grundsätze früh eingeprägt, dem sie oft in das Gedächtniß gerufen, dem sie, in Beispielen und unter Erregung seines sittlichen Gefühls, anschaulich gemacht wurden — ist es wahrscheinlich, daß ein so Unterrichteter und Erzogener sich je

in seinem künftigen Leben einen wissentlichen Betrug und einen Meineid erlaube?

Doch ich rechne auf dieses Mittel nicht allein und nicht bey allen, sondern ich empfehle darneben eine frühe Gewöhnung zur Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit, selbst bey begangenen Fehlern, durch milde, freundliche Behandlung, wodurch jede Versteckheit, jede Furcht, die Wahrheit zu gestehen, entfernt wird. Durch eine solche Behandlung werden Menschen erzogen, welchen die Betheurung einer Unwahrheit eine Unmöglichkeit ist. Glaubt es sicherlich, Meine Freunde, die Tugenden sind das Werk der frühen Gewöhnung; die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit nicht minder. Aber, um sich zu dieser Tugend zu gewöhnen, muß man sie nicht fürchten dürfen. Wenn ein Kind, das seinen Fehler aufrichtig gesteht, dennoch mit Härte gestraft wird, so wird es versteckt, sucht die Wahrheit zu verbergen, denkt auf Ränke und liebt den Betrug, der es allein vor der Strafe sichert. Aber wenn ihr seine Aufrichtigkeit ehrt, und um dieser Aufrichtigkeit willen ihm euer Wohlwollen bezeugt: so wird es sich zur Aufrichtigkeit gewöhnen und sie sein ganzes Leben hindurch, auch in andern Verhältnissen, nicht verleugnen. — Aber dagegen glaubt auch sicherlich, die harte, unfreundliche Art, wie manche Kinder in der Jugend behandelt werden, macht sie heimlich und versteckt, die Furcht vor dem Jähzorn der Aufseher und Wärter lehrt sie auf

Ränke und Betrug sinnen; und ist es ihnen ein Mal oder mehrere Male gelungen, den gefürchteten Mißhandlungen durch Betrug und Lüge zu entgehen: dann werden sie diese liebgewonnenen Künste mit in ihr bürgerliches Leben hinüber nehmen; dann werden sie, wie in der Jugend ihre Eltern und Aufseher, so in der Folge ihre Nachbarn, ihre Mitbürger, ihre Obrigkeit betrügen, und, bey andern unglücklichen Umständen, vielleicht ausgezeichnete Böswichter und ruchlose Meineidige werden. — Ueberlegt, Meine Freunde, ob ich unrecht habe, und ob nicht die geflissentliche Gewöhnung der Kinder zur Aufrichtigkeit und Wahrheit durch Milde und Nachsicht mit zu den Mitteln gehöre, mehr Ehrlichkeit, Wahrheit und Gewissenhaftigkeit in das bürgerliche Leben zu bringen, und ob diese Tugend nicht unter den Tugenden der Jugend unsere besondere Aufmerksamkeit verdiene?

Neben der Erregung des sittlichen Gefühls und neben der Gewöhnung zur Aufrichtigkeit und Offenheit dürfte ferner frühe und lebendige Empfindung von Religion und richtigere Begriffe von Gott das wirksamste Mittel zur Verhütung eines so unnatürlichen und gefährlichen Leichtsinns seyn.

Ich habe vorhin bemerkt, daß der Eid, als religiöse Handlung, auf dem Glauben an der Allwissenheit und an der Gerechtigkeit Gottes beruhe. Auch zweifeln die wenigsten Menschen an

diesen Eigenschaften Gottes; aber dessen ungeachtet hoffen sie, der Strafe, um welcher willen allein sie den Meineid scheuen, bald zu entgehen; und da sie das Böse überhaupt blos aus Furcht vor der sie bedrohenden Strafe unterlassen, so werden sie auch dasselbe zu scheuen aufhören, so bald die Furcht vor der Strafe verschwunden ist. Aber diese Hoffnung, der Strafe zu entgehn, bietet sich ihnen bald durch manche unrichtige oder unrichtig verstandene Religionsbegriffe dar. Sie stellen sich nemlich diese göttlichen Strafen als außerordentliche Wirkungen des Zornes Gottes vor. Aber von Jugend auf sind ihnen Mittel bekannt geworden, den Strafen Gottes zu entgehen. Sie flehen Gott um Vergebung; sie berufen sich auf das Verdienst Jesu; sie thun Buße, und bitten Gott ihr begangenes Unrecht ab; sie suchen ihn zu erweichen, daß er sich ihr Unglück jammern lasse; und nun glauben sie ihren Zweck erreicht und Erlassung der Strafe erlangt zu haben. — Dies ist der Grund, warum die Androhung der göttlichen Strafen so oft ohne Wirkuug bleibt; und warum es nothwendig ist, theils die Menschen zu gewöhnen, daß sie nicht sowohl aus Furcht der Strafe, als vielmehr aus Liebe des Guten, das Böse unterlassen; theils daß man weniger auf die äußerlichen zufälligen Folgen, die auch nicht eintreten können, als auf die nothwendigen Strafen der Sünde selbst, weniger auf Hölle und Verdammniß, von denen der Mensch sich

leicht befreyen zu können hofft, als auf die Strafen des Gewissens, denen man nicht entgehen kann, und auf die Unwürdigkeit und Schändlichkeit der Sache, die uns immer gegenwärtig bleibt, und die wir nicht ableugnen können, aufmerksam mache.

Und wenn denn endlich ja durch den Eindruck außerordentlicher Strafen gewirkt werden soll: so sey dann die Strafe desjenigen, der des Meineides überführt wird, außerordentlich und unerläßlich.

Ich weiß nicht, Meine Zuhörer, in wie fern der Vorwurf eines zu großen Leichtsinns in Absicht eidlicher Betheurungen uns und unsere Stadt treffen kann; aber der Ueberlegung jeder obrigkeitlichen Person, jedes unserer Mitbürger, jedes Erziehers und aller Eltern ist es gewiß werth, darauf zu denken, wie der Gefahr, wie der Möglichkeit, daß eine solche Gleichgültigkeit einreiße, vorgebeugt werde. Und daher sey mir erlaubt, noch ein Wort zur nähern Beherzigung für uns zu sagen.

Vor allen andern wende ich mich mit meinen Bitten und Wünschen an Euch, Ihr Eltern und Erzieher, Ihr Väter, Mütter, Lehrer! Wollet ihr, daß eure Kinder und Zöglinge, die ihr doch für die Tugend und zu guten Bürgern erziehen sollt, euch wirklich gerathen, wollt ihr sie vor einem Verbrechen bewahren, das sie unwerth macht, Mitglieder einer Gesellschaft zu seyn, in der sie dereinst, nach euern Wünschen, einen ehrenvollen, nicht einen mit Schande gebrandmarkten Platz einnehmen sol-

len: so erweckt frühzeitig ihr sittliches Gefühl, ihre Gewissenhaftigkeit, ihre vernünftige Ehrliebe. Wie ihr selbst Recht und Unrecht, das Edle und Niedrige in den menschlichen Gesinnungen und Handlungen auf eine feine Art zu unterscheiden im Stande seyn werdet: so machet sie auf diese Unterschiede aufmerksam, und übet sie fleißig, schon in der zarten Jugend, in der Beurtheilung dessen, was Recht und Unrecht, was Schön und Häßlich ist, was Ehre oder Schande bringt. Durch eine solche frühe Uebung wird ihr sittliches Gefühl, das in jedem Menschen ist, nicht nur erweckt und berichtiget, sondern auch gestärkt. Dieses Urtheil ihres Gewissens leitet sie dann richtig, und macht, daß sie bey jeder zweydeutigen Handlung zuerst ihr Gewissen fragen, und daß sie die Schande vor dem Gewissen mehr fürchten, als die Schande vor Menschen; und ein solcher Mensch ist gewiß vor jedem vorsätzlichen Betrug gesichert.

Mit dieser Erweckung ihres sittlichen Gefühls gewöhnt sie nun ferner zur Offenherzigkeit und Ehrlichkeit, und verhütet, daß sie, wie der Apostel mit so vieler Weisheit sagt, nicht scheu werden. — Wer vor Menschen, wer vor seinen Eltern und Erziehern sich scheut, wer vor ihnen so zu erscheinen Bedenken trägt, wie er ist — der nimmt zur List, zum Betrug und zur Lüge seine Zuflucht. Wer in einem Falle täuscht, der thut es

in mehrern. Die Lüge ist eine Gewohnheit, wie die Offenherzigkeit. Ihr habt es daher in eurer Gewalt, eure Kinder zu ehrlichen offenen Menschen oder zu versteckten Heuchlern zu bilden; und ihr werdet das erstere, wenn ihr nicht zu hart und zu strenge gegen sie seyd, wenn ihr sie freundlich und liebreich behandelt, wenn ihr Geduld mit ihren Fehlern habt, wenn ihr ihre Offenherzigkeit ehrt. Dadurch wird ihnen Offenheit und Wahrhaftigkeit zur andern Natur; es wird ihnen einen unnatürlichen Zwang kosten, auch nur im Kleinen eine Unwahrheit zu sagen, und es wird ihnen eine Unmöglichkeit seyn, es auf eine ernsthafte und feyerliche Art und bey einer wichtigen Gelegenheit zu thun. — Glaubt hier der Erfahrung; verzweifelt nicht an der menschlichen Natur, die vortreffliche Anlagen hat; handelt nur mit Einsicht und Beharrlichkeit.

Noch mehr aber wird Euch eure Bemühung gelingen, wenn ihr damit die Sorge für einen geläuterten und wirksamen Religionsunterricht verbindet, und euren Kindern fleißig den Gedanken an die göttliche Allgegenwart in die Seele ruft. Wenn Gedanken und Ueberlegungen der Art von Jugend auf geläufig geworden sind: ich habe beständig einen Allwissenden und heiligen Aufseher über meine Gesinnungen und Handlungen um mich; wie ich mich selbst richte, so, und noch richtiger, beurtheilt er mich; er kennt und verdammt jeden bösen

Gedanken, in dem Augenblicke, wenn ich ihn fasse — könnte ich die ganze Welt täuschen, so täusche ich Den nicht, vor dem mein Herz offen ist, und dem zu gefallen doch mein höchster Ruhm bleibt — ich sollte meynen, welchem Gemüthe dieser Gedanke ein gewöhnlicher geworden ist, das hätte an ihm einen Schutzengel seiner Tugend, besonders bey großen Versuchungen, wo uns die Religion hauptsächlich ihre Dienste leisten soll, — dem wäre der Mißbrauch des Nahmens Gottes zu einem Bubenstück eine Unmöglichkeit, — das würde der bloße Gedanke an ein solches Vorhaben mit Entsetzen erfüllen.

Auch bin ich überzeugt, daß ein gutes Gemüth durch eine soche innere Achtung vor Gott weit mehr vor jedem Meineide gesichert ist, als durch die Furcht vor außerordentlichen göttlichen Strafen, vor Hölle und Verdammniß. Es ist gewiß ein großes Uebel, daß der Mensch gewöhnlich das Böse blos aus Furcht vor außerordenlichen und willkührlichen Strafen zu unterlassen gelehrt wird. Glaubt er dann Mittel gefunden zu haben, wodurch die Strafe gemildert, oder aufgehoben werden kann — dann fürchtet er auch das Verbrechen nicht mehr, das er blos der Strafe wegen unterließ. — Wenn dagegen gelehrt würde: daß die nothwendigen Strafen der Sünde nicht aufgehoben werden können, daß eine begangene Sünde in alle Ewigkeit eine begangene Sünde und strafwürdig bleibt, daß sie dem Allheiligen nie anders

erscheinen kann, und daß mich die Erinnerung daran, auch wenn ich mich gebessert habe, und um desto mehr, je besser ich geworden bin, mit Schaam und Reue erfüllen muß, daß das Geschehene nie ungeschehen werden kann, und daß in dem Reiche Gottes der Lasterhafte endlich auf eine entschiedene Art unglückselig werden muß — vielleicht daß diese Lehrart oft von größerer Wirkung wäre, als diejenige, bey der wir nur durch die Furcht vor ausserordentlichen Strafen geschreckt werden sollen, und bey der uns zu gleicher Zeit die Aussicht, jenen Strafen zu entgehen, eröffnet wird.

Irre ich nicht, so sind dieses, nebst dem einzigen Wunsche, daß eine so feyerliche Sache, als die Betheurung der Wahrheit bey der Allwissenheit Gottes, nicht zu häufig gebraucht werden, und schon dadurch zu etwas gemeinen und gewöhnlichen herabsinken möge, nach meiner Einsicht, einige der bewährtesten Mittel, entweder eine Besserung hervorzubringen, die vielleicht schon nöthig ist, oder ein Uebel entfernt zu halten, das uns bedroht.

Ich bin überzeugt, daß diesen Gedanken und Wünschen Niemand mehr beystimmt, als Sie, Richter und Väter dieser Stadt; und daß Niemand geneigter seyn kann, die Anwendung dieser Mittel, so ferne sie in ihrer Gewalt ist, zu befördern. Ja, indem Sie an dem heutigen Tage sich abermahls vor Gott verpflichten, Ihr Amt mit erneuerter Gewissenhaftigkeit zu führen, da ist es Ihrer nicht

unwürdig, bey der Ueberdenkung der verschiednen Gattungen Ihrer Pflichten, Ihre besondere Aufmerksamkeit auch auf den Gegenstand zu lenken, der der gewiß nicht unwichtige Inhalt meines gegenwärtigen Vortrags war. Ja, Sie werden sich ein großes Verdienst erwerben, Sie werden der Gerechtigkeit und der Unschuld einen unschätzbaren Dienst erweisen, Sie werden sich selbst die Sorgen eines mühvollen Amtes nicht wenig erleichtern, wenn Sie dazu beytragen, daß die öffentliche Treue geachtet und der Eid heilig gehalten werde.

Und damit auch für Ihre Person, und für uns alle, die wir in öffentlichen Aemtern stehen, die Erinnerung an die Heiligkeit des Eides, und an die Gefahr des Staates, in welchem er nicht geachtet wird, nicht ohne besondere Anwendung sey: so wollen wir uns jetzt in unserm Gewissen an das eidliche Versprechen erinnern, das wir bey der Uebernehmung öffentlicher Geschäfte leisteten, und dem Allwissenden das Gelübde darbringen: ich will dem Eide meines Amtes treu seyn. Amen!

Jena
gedruckt bey Frommann und Wesserhöft.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Löffler, Josias Friedrich Christian, 1752-1816

Neue Predigten Nebst einer Untersuchung der Frage: Ob es weiser ist, den christlichen Gottesdienst zu verlassen, oder zu bessern?

Bd.: 1

Jena 1801

Hom. 863 x-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10460483-6